Le corti come luogo di comunicazione

Gli Asburgo e l'Italia (secoli XVI-XIX)

Höfe als Orte der Kommunikation

Die Habsburger und Italien (16. bis 19. Jahrhundert)

a cura di/hrsg. von

Marco Bellabarba - Jan Paul Niederkorn





Società editrice il Mulino
Bologna

Duncker & Humblot
Berlin

Fondazione Bruno Kessler

Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento
Jahrbuch des italienisch-deutschen historischen Instituts in Trient

Contributi/Beiträge 24

Le corti come luogo di comunicazione

Gli Asburgo e l'Italia (secoli XVI-XIX)

Höfe als Orte der Kommunikation

Die Habsburger und Italien (16. bis 19. Jahrhundert)

a cura di/hrsg. von

Marco Bellabarba - Jan Paul Niederkorn





Società editrice il Mulino
Bologna

Duncker & Humblot
Berlin

FBK - Centro per gli Studi storici italo-germanici, in collaborazione con la Österreichische Akademie der Wissenschaften, Wien

Le corti come luogo di comunicazione. Gli Asburgo e l'Italia (secoli XVI-XIX) / Höfe als Orte der Kommunikation. Die Habsburger und Italien (16. bis 19. Jahrhundert)

Trento, 8-10 novembre 2007

Le CORTI

come luogo di comunicazione : gli Asburgo e l'Italia : (secoli XVI-XIX) = Höfe als Orte der Kommunikation : die Habsburger und Italien : (16. bis 19. Jahrhundert) / a cura di = hrsg. von Marco Bellabarba, Jan Paul Niederkorn. - Bologna : Il mulino ; Berlin : Duncker & Humblot, 2010. - 346 p. ; 24 cm. - (Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento. Contributi ; 24 = Jahrbuch des italienisch-deutschen historischen Instituts in Trient. Beiträge ; 24)

Atti del convegno tenuto a Trento dall'8 al 10 novembre 2007. - Nell'occh. : Fondazione Bruno Kessler.

ISBN 978-88-15-13978-8 - ISBN 978-3-428-13397-0

1. Corti sovrane - Italia - Sec. XVI-XIX - Congressi - Trento - 2007 2. Asburgo (Casa) - Italia - Sec. XVI-XIX - Congressi - Trento - 2007 I. Bellabarba, Marco II. Niederkorn, Jan Paul III. Tit.: Höfe als Orte der Kommunikation

945.07 (22.ed.)

Composizione e impaginazione: FBK - Editoria
Scheda bibliografica: FBK - Biblioteca

ISBN 978-88-15-13978-8
ISBN 978-3-428-13397-0

Sommario/Inhalt

Einleitung

von *Marco Bellabarba* und *Jan Paul Niederkorn*

alla memoria di Claudio Donati

Der vorliegende Band enthält die Arbeiten einer Tagung, die das Italienisch-Deutsche Historische Institut (Fondazione Bruno Kessler) und die Historische Kommission der Österreichischen Akademie der Wissenschaften vom 8. bis 10. November 2007 in Trient veranstaltet haben: «Le corti come luogo di comunicazione. Gli Asburgo e l'Italia (secc. XVI-XIX) / Höfe als Orte der Kommunikation. Die Habsburger und Italien (16. bis 19. Jahrhundert)».

Die wissenschaftlichen Projektleiter der Tagung, der 2008 viel zu früh verstorbene Claudio Donati und Grete Klingenstein, wollten auf das enge Beziehungsgeflecht fokussieren, das die Höfe des deutschen Sprachraums von der Renaissance bis ins 19. Jahrhundert hinein mit den italienischen Regionalstaaten verband. Es sollte also das höfische Modell untersucht werden, als Sitz der Macht in ihren vielen Spielarten – «centro decisionale, di punto di confluenza della 'classe dirigente', di concentrazione di funzioni (e funzionari)»[1] –, und auch in seiner Spielart als kulturelles Kommunikationszentrum zwischen der italienischen Halbinsel und der kaiserlichen Territorialkonstellation[2].

Eine kurze Beschreibung der Tagungsbeiträge soll einen Einblick in den Reichtum und die Komplexität dieser Beziehungen geben. Angelantonio Spagnoletti untersucht in seinem Beitrag *Intrecci matrimoniali tra asburgo e casate principesche italiane* die Heiratsverbindungen und Ehen der Fürstenhäuser der Halbinsel mit den österreichischen Habsburgern. Gonzaga, Este, Medici und Bourbonen planten im 16., 17. und 18. Jahrhundert

[1] M. FANTONI, *La corte*, in M. FANTONI - A. QUONDAM (Hrsg.), *Le parole che noi usiamo. Categorie interpretative dell'Europa moderna*, Roma 2008, S. 109.

[2] R. BÖSEL - G. KLINGENSTEIN - A. KOLLER (Hrsg.), *Kaiserhof – Papsthof (16.-18. Jahrhundert)*, unter Mitarbeit von E. GARNS-CORNIDES - J.P. NIEDERKORN - A. SOMMER-MATHIS, Wien 2006.

aufs Genauste die Bildung eines Ehenetzwerkes, das ihre kleinen Höfe eng an das Zentrum des Reichs binden sollte. Es handelt sich um lang geplante und finanziell oft beachtliche diplomatische Investitionen; aber für die Gegebenheiten der italienischen Staatenwelt, gekennzeichnet von häufigen dynastischen Krisen und einer ausgeprägten militärischen Schwäche, waren diese Verbindungen die einzige Möglichkeit, um auf dem Spielfeld der europäischen Politik kein Mauerblümchendasein zu fristen. Die Habsburger auf der anderen Seite betrachteten diese Verbindungen unter dem Paradigma einer Großmachtlogik; die Ehe mit einem italienischen Fürsten ist eine ausgezeichnete Gelegenheit, um die Frauen aus den Nebenlinien zu verheiraten, wie zum Beispiel eine der elf Töchter von Karl von Steiermark, die dem Großherzog von Toscana zur Frau gegeben wird, und um früher oder später nützliche Erbfolgemechanismen auszulösen, wie im Falle Mantua.

Gemeinsam mit den Medici unterhielten die Gonzaga von allen italienischen Dynastien die engsten familiären Verbindungen zu den Habsburgern. Christine Antenhofer nimmt in ihrem Beitrag *Briefe, Besuche, Hochzeiten – die Gonzaga im Kontakt mit deutschsprachigen Fürstenhäusern (1354-1686)* «Eheschließungen .... als Anlässe und zugleich Ausdruck der zum Reich orientierten Kommunikation der Gonzaga in den Blick», einer Kommunikation, die sich in den unterschiedlichsten Formen vollzieht: wechselseitige Besuche, Briefe oder mündlich übermittelte Botschaften, Verträge, Austausch von Geschenken, aber auch von Handwerkern oder Künstlern etc. Die Geschichte der Gonzaga bietet dazu reichlich Material, gab es doch schon im 15. Jahrhundert (mit Vorläufern sogar im 14.) mehrere Konnubien mit deutschen Fürstenhäusern, denen dann im 16. und 17. eine Reihe von Eheschließungen mit dem Haus Habsburg folgten, die zwei Gonzaga-Prinzessinnen im 17. Jahrhundert zu Kaiserinnen werden ließen. Vor allem anhand zweier weniger spektakulärer Ehen, über welche die Autorin schon publiziert hat, nämlich der Paola Gonzagas mit Leonhard von Görz (geschlossen 1478) und der Anna Caterina Gonzagas mit Erzherzog Ferdinand (II.) von Tirol (geschlossen 1582) untersucht Antenhofer diverse Aspekte, die sich aus solchen «internationalen» Verbindungen ergaben, die gegenseitige Wahrnehmung, das Erleben der Fremde, das Aufeinanderprallen der (Hof-)Kulturen und auch die Unterschiede in der Praxis der Kommunikation.

Einen im Florentiner Staatsarchiv entdeckten Briefbestand stellt Elisabeth Zingerles Beitrag *Graz – Florenz. Der Grazer Nuntius als Informant für den Großherzog der Toskana* vor. Aufgrund der Regelmäßigkeit, mit der Girolamo Portia in seiner ungewöhnlich langen Amtszeit als Nuntius am

Innerösterreichischen Hof (1592-1607) den Großherzögen Ferdinando I. und Cosimo II. beziehungsweise deren Sekretär Belisario Vinta Bericht erstattete, kann man diese wohl als zweite *padroni* des Nuntius ansehen, wobei nicht geklärt ist, welche Gegenleistungen dieser für seine Tätigkeit erhielt. Der Vergleich mit der Korrespondenz mit dem päpstlichen Staatssekretariat, deren Edition für die Jahre 1599-1602 die Autorin gerade vorbereitet, zeigt inhaltlich viele Übereinstimmungen, wenn auch eine geringere Quantität der nach Florenz gesandten Berichte, deren Anzahl (736) aber doch beachtlich erscheint. Von besonderem Interesse sind Portias in der Regel eigenhändig geschriebene Briefe an Vinta, in der er persönliche Anliegen wie seine missliche finanzielle Lage oder seinen Wunsch behandelte, aus dem kaum Aussichten auf eine weitere Karriere eröffnenden Graz abberufen zu werden.

Eine direkte Konsequenz der zahlreichen Ehen habsburgischer Herrscher mit italienischen Prinzessinnen war der eminente Einfluss der italienischen Musikkultur an den Höfen von Wien, Graz und Innsbruck im 17. und 18. Jahrhundert, den Herbert Seifert in seinem Beitrag *Die musikalischen Früchte dynastischer und diplomatischer Beziehungen der Habsburger zu Italien von Kaiser Matthias bis zu Karl VI.* beschreibt. In Berührung kamen die Habsburger mit italienischer Musik und italienischen Musikern teils durch ihre Ehepartner, teils auch auf Reisen nach Italien oder anlässlich von Besuchen der italienischen Verwandten, die ihnen auch wiederholt an ihrem Hof tätige Künstler vermittelten. Die Namen mancher, wie die der Komponisten Antonio Cesti, Antonio Draghi oder Antonio Caldara, sind auch heute noch geläufig; für das zeitgenössische Musikleben waren aber ausübende Künstler nicht minder prägend, Kapellmeister und Instrumentalisten, vor allem aber Sängerinnen und Sänger, die nicht selten ebenfalls als Komponisten und Librettisten hervortraten. Seiferts Beitrag demonstriert, dass die Karrieremuster solcher Künstler bereits vom Dienst bei wechselnden Herren und Auftritten an vielen Orten in ganz Europa charakterisiert waren.

Heiratspolitik, Patronatsbeziehungen und einzelne Aspekte der Religionskultur reflektieren jedenfalls die Impulse der politischen Strategie. Die zunehmenden Bemühungen Wiens um dynastische Beziehungen zum deutschen Reich führten in dieser Hinsicht seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert zu einem abklingen Interesse an Italien. Der Beitrag von Elisabeth Garms-Cornides *Pietà ed eloquenza. Ecclesiastici italiani alla corte imperiale tra Sei- e Settecento*, der der Präsenz italienischer Kirchenmänner am kaiserlichen Hof gewidmet ist, bringt eine chronologische Parabel ans Licht. Beim Blick auf einen *expanded court*, der die Kirchen, die Kapel-

len und die Klöster umfasst, die regelmäßig vom Souverän und seinem Gefolge besucht wurden, stößt man unvermeidbar auf jene «unersetzlichen Gesprächspartner» im höfischen Leben: die Geistlichen. Die oft in einer schwer zu entwirrenden Ämtervielfalt aktiven Mitglieder des Klerus – Kapläne, Prediger, Musiker, Biografen, Beichtväter – beschränkten sich freilich nicht auf ihre spirituelle Rolle, ganz im Gegenteil. Die Schwelle, die ihre Rolle von der der politischen Berater trennte, die für diplomatische Verhandlungen zuständig waren oder als richtiggehende Geheimagenten fungierten, war niedrig und wurde andauernd überschritten. Andererseits ließ der gegenreformatorische Enthusiasmus aller Habsburgerkaiser im 16. und 17. Jahrhundert, die darin von ihren italienischen Gemahlinnen bestärkt wurden, die funktionelle Vielseitigkeit des Klerus nur anwachsen. Die flächendeckende Präsenz italienischer Kleriker, von denen die Jesuiten nur die gebildetste aber keineswegs die zahlreichste Kolonie waren, gestaltete die alltäglichen Riten am Wiener Hof: Messen, Prozessionen und heilige Funktionen jeder Art geben jener «Pietas austriaca» Farbe (der Ausdruck stammt keineswegs zufälligerweise vom dem Franziskaner Diego Tafuri), die die Habsburger als ideologisches Bindemittel verstanden, um ihre Erblande vereinigt zu halten.

Allem Anschein zum Trotz waren die Höfe mit ihren Besuchern unbeständige Welten, die im Lauf der Zeit leicht ihr Profil veränderten. Die fortschreitende Säkularisierung am Wiener Hof Ende des 18. Jahrhunderts, war so ein *pendant* zu dem, was mehr oder weniger in denselben Jahren an der Florentiner Residenz geschah. Renato Pasta verfolgt in seinem Beitrag *Modelli politici e personale di corte tra Firenze e Vienna nel Settecento* die tiefgreifenden Strukturveränderungen und funktionalen Erneuerungen, die den Hof der Habsburg-Lothringer schon in den ersten Jahren des Aufenthaltes von Peter Leopold und der Infantin Maria Luise von Bourbon ergreifen. Die Verringerung der religiösen Funktionen ist nur die erste der gebotenen Einschränkungen der bis dahin am Palazzo Pitti und an den anderen großherzoglichen Residenzen der Toskana gebräuchlichen Sitten; es werden so die feierlichen Repräsentationszeremonien der Mo-narchie beschränkt, das festangestellte Personal nimmt ab (403 Angestellte im Jahr 1790 gegenüber den 792, die ein Jahrhundert zuvor noch dort gearbeitet hatten), während die Zahl derjenigen zunimmt, die am Ende der Arbeit in ihre Privatwohnungen zurückkehren. Außerdem nahm die Anwesenheit von Bediensteten aus den österreichischen Erblanden zu (Räte, Soldaten, Dienstboten und Köche), denen die zahlreichen Veränderungen im Geschmack und in den Sitten der Residenz zuzuschreiben sind.

Ein gesitteterer Hof, an welchem der Großherzog und seine Familie sich eine gut beschützte Privatsphäre verschafften, der sich dem großen Publikum nur seltenen und aus gut gewählten Anlässen öffnete: zur Öffnung der Gärten, um die Hochzeit der Erstgeborenen zu feiern, oder durch Besuche des Museums für Physik und Naturkunde, das 1775 als Erweiterung Hofs entstanden war und das Peter Leopold sich als Ort für die Erforschung der Beziehungen Mensch/Natur durch ein breites zivilisiertes Publikum vorstellte.

Der Florentiner Hof wurde im Verlauf der Jahre einer kleinen Wiener Hofburg immer ähnlicher; gut verbunden mit der deutschsprachigen Welt ist er auch auf familiärer Ebene dank politischer und diplomatischer Beziehungen, da viele Männer aus dem großherzoglichen Gefolge (zu einem Großteil Tiroler und Kärntner) einen Teil ihrer Dienst- und Ausbildungszeit in der Stadt verbrachten, die dabei war eines der klassischen Ziele der adeligen *grand tour* Europas zu werden. Wie Paola Bianchi in *Una palestra di arti cavalleresche e di politica* zeigt, folgen Bildungsreisen in jenen Jahrzehnten vordergründig kulturellen und Studieninteressen, sind aber genauso abhängig von politischen, dynastischen und militärischen Beziehungen. Der hier dargestellte Fall der Turiner *Accademia Reale* ist die Geschichte einer in Osmose mit dem savoyischen Hof gewachsenen Einrichtung, die die Konkurrenz der *seminaria nobilium* der Jesuiten an Popularität überflügelte, die bis dato die die Hauptrolle in Sachen aristokratischer kultureller Bildung gespielt hatten. Die savoyische *Accademia* verdankt ihre geistige Grundsteinlegung gleichnamigen Institutionen an deutschen Höfen, die im 17. Jahrhundert als den Fürstenresidenzen angegliederte Strukturen entstanden. Auch in ihrer Hauptstadt, im 17. und 18. Jahrhundert, entwickelten die Herzöge von Savoyen (und späteren Könige von Sardinien) eine architektonische «Kommandozentrale», die den Palazzo Reale, die Sekretariate, die zentralen Ämter, die *Accademia Reale*, das Theater und die Reitbahn umfasste. Diese strukturelle Analogie zur deutschen Welt und die Deckungsgleichheit der Studienmethode trugen dazu bei die ersten «alemannischen» Studenten nach Turin zu rufen, und zwar genau in den Jahren, als viele ihrer Landsmänner in das savoyische Heer eintraten.

Freilich hatten die vielen deutschen Adeligen in den savoyischen Truppen eine Entsprechung im Einsatz von Italienern im Dienste des Kaisers. Mit drei Personen, deren Beruf eine ständige Präsenz in Wien nur eingeschränkt erlaubte und von denen zwei den Kontakt zum Hof primär durch Briefwechsel mit einflussreichen Höflingen aufrechterhielten, beschäftigt sich Robert Rebitschs Beitrag *Italienische Militärs im Dienste*

des Hauses Habsburg im 17. Jahrhundert. Während der jüngste unter den dreien, Raimondo Montecuccoli (1609-1680), als Hofkriegsratspräsident auch wichtige Funktionen in der Residenzstadt innehatte, hielten sich Matthias Gallas / Mattia Galasso (1588-1647), der noch während, und Ottvavio Piccolomini (1599-1656), die noch während oder kurz nach dem Dreißigjährigen Krieg verstarben, zumeist im Feld auf. Der vielgescholtene Gallas verfügte jedoch mit dem Hofkriegsratspräsidenten Heinrich Graf Schlick, dem Reichsvizekanzler Sigmund Graf Kurz, vor allem aber mit Maximilian Graf Trautmannsdorf, dem einflussreichsten Ratgeber Ferdinands III., über Fürsprecher am Hof, mit denen er ständig korrespondierte, und die sich in Krisensituationen für ihn verwendeten. Durch sie war er auch über die Entwicklungen bei Hof gut informiert, wofür im Fall Piccolominis vor allem Walter Graf Leslie sorgte. Alle drei Generäle wurden durch ansehnlichen Grundbesitz in den habsburgischen Erblanden, in denen sie ansässig wurden, sowie durch Standeserhöhungen belohnt und ihre Familien integrierten sich rasch in die oberste Schicht des erbländischen Adels.

Ein weiterer Aspekt der diplomatisch-politischen Beziehungen dieser effizienten 'aristokratischen Internationale' steht im Mittelpunkt von Andrea Merlottis Beitrag *Savoia e Asburgo nel XVIII secolo: due progetti per un secondo Stato sabaudo nell'Italia imperiale*, der die Projekte zur Gründung eines zweiten savoyischen Staates im kaiserlichen Italien durch die Union von Abkömmlingen des Hauses Savoyen und Prinzessinnen deutscher Abstammung beschreibt. Langwierige, in mühsamer diplomatischer Arbeit an den beiden Höfen vorangetriebene Verhandlungen, die dann im Sande verliefen, sowohl aus unvorhergesehenen Gründen (der Tod eines der beiden möglichen Ehepartner bzw. desjenigen, der auf das Zustandekommen der Verbindung drängte) als auch noch auf Grund ihrer Inaktualität. Nach den Erbfolgekriegen des frühen 18. Jahrhunderts fiel die dynastische Politik langsam hinter jene der Staaten und Regierungsbürokratien zurück, deren Funktionieren sich nicht länger einfach den Regulierungsmechanismen der Höfe unterordnete.

Diesen entgleitet die gesamte Aktivität der technisch-wissenschaftlichen Körperschaften – wie die Militär-Ingenieure, denen sich Alessandra Dattero in ihrem Artikel *Ingegneri militari italiani, austriaci e belgi in Lombardia nel XVIII secolo* widmet – die inzwischen ein nicht mehr aus den modernen Verwaltungen und der Erneuerung des Regierungspersonals wegzudenken waren, die die österreichische Monarchie in den lombardischen Provinzen besonders hartnäckig vorantrieb. Aber die Rituale höfischen Lebens, die nur dem Anschein nach unveränderlich waren, vermögen weiterhin das

Kräfteverhältnis unter den Höflingen im späten Ancien Régime anzuzeigen. Beispielsweise scheinen erprobtes diplomatisches Geschick und der juristische Status einer Reichsstadt die kleine Republik Lucca – Gegenstand des Aufsatzes von Renzo Sabbatini *La corte asburgicavista da Lucca: la repubblica e l'Impero nel Sei-Settecento* – nicht vor einer unvermeidlichen Einflusseinbuße am Wiener Hof retten zu können. Für die Konstellation der alten, in ganz Italien verstreuten kaiserlichen *clientes* hat die österreichische Politik nur noch wenig oder zumindest bloß sporadisches Interesse übrig: sie gelten angesichts des neuen monarchischen Erscheinungsbildes als zu weitverzweigtes *investment*, und das Ergebnis ist, dass sogar die so gewandten Redner aus Lucca mit ihren klugen Personenbeschreibungen des Kaisers dem langsamem Abstieg der Republik im Rahmen des europäischen 18. Jahrhunderts hilflos zusehen müssen.

Auch der Beitrag von Matthias Schnettger *Das Reich und seine Verfassung aus italienischer Perspektive. Die Finalrelationen zweier genuesischer Gesandter am Kaiserhof* ist einer für Genua bis heute wenig untersuchten diplomatischen Quellengattung gewidmet. Sein Ziel ist, «zu verfolgen, welches Reich die genuesischen Gesandten im Blick hatten, wie sie das Reich interpretierten und welchen Stellenwert es in ihrem Weltbild hatte». Für ihre Verfasser Giacomo Saluzzo, der am Beginn der Regierung Matthias' 1612/13 an den Kaiserhof kam, und Giuseppe Maria Doria, der von 1770 bis 1775 in Wien weilte, war die Ausgangssituation recht unterschiedlich: Anfang des 17. Jahrhunderts leitete die Republik die Freiheit ihrer Herrschaft in Ligurien noch von kaiserlichen Privilegien ab, das Reichsoberhaupt war für sie also primär als oberster Lehnsherr interessant, weshalb Saluzzos Reichsverständnis auf das als weltliche Spitze der Christenheit gesehene Kaisertum fokussiert war. Schon wenige Jahrzehnte später erfolgte mit der Durchsetzung der Bodin'schen Souveränitätslehre allerdings die Abkehr Genuas von der formalen Reichszugehörigkeit, und dementsprechend anders geartet ist das von Doria gezeichnete Bild vom Reich, das für ihn ein deutsches ist, das er als Außenstehender betrachtet. Die Reichsverfassung wird von ihm insgesamt recht zutreffend beschrieben, im Mittelpunkt stehen allerdings der Kaiser und die an seinem Hof angesiedelten Reichsbehörden. Breiten Raum nimmt in seinem Text die Großmacht Österreich ein, denn sie ist der eigentliche Grund dafür, dass die Ansprüche des Reiches ernst genommen werden müssen.

Die Höfe waren auf jeden Fall empfindliche Seismographen der politischen Atmosphäre, sogar dann, wenn sie nur eine beschränkte Wichtigkeit hatten, wie jener in Mailand im frühen 19. Jahrhunderts nach der Ankunft des Vizekönigs Erzherzog Rainer eingerichtete. Der Beitrag von

Maria Canella und Elena Puccinelli *L'Archivio delle cerimonie nel fondo delle Residenze reali lombarde nell'Archivio di Stato di Milano* rekonstruiert den fehlgeschlagenen Versuch einer Hofgründung, der eine neue politische Solidarität zu zwischen dem lombardischen Patriziat und der österreichischen Regierung schaffen sollte, am Ende aber freilich nur das gegenseitigen Mistrauen verstärkte. Das strenge habsburgische Protokoll, das Stück für Stück aus Wien übernommen wurde, verwehrte allen Familien den Zutritt zum Hof, die keinen alten und feudalen Adelstitel besaßen. Aber in Mailand die Vorschriften einführen zu wollen, die zum kaiserlichen Adel Zugang gewährten, war keine glückliche Wahl: ein Großteil der lombardischen Patriziergeschlechter hatte seine Ursprünge im Handel und seine Genealogien waren oft 'befleckt' von Ehen mit nichtadeligen Familien. So konnte bis auf wenige Ausnahmen eine *communitas* aus Adeligen und Monarch nicht einmal ansatzweise entstehen. Außerdem vereitelten «die Bescheidenheit der Feierlichkeiten und des Hofzeremoniells von Erzherzog Rainer» jeden Wunsch nach Teilnahme seitens des lokalen Adels, der die öffentlichen Ämter verschmäht hatte und seine Distanz zu Wien auch auf dieser Ebene bekundete.

In seinem Essay *Die Franzensburg als Ort der Repräsentation, habsburgischen Familienlebens und dynastisch-patriotischer Musealisierung* setzt sich Wolfgang Häusler mit dem vom letzten römisch-deutschen und ersten österreichischen Kaiser Franz errichteten Gebäudekomplex im Schlosspark zu Laxenburg auseinander. In der dortigen «Frühlingsresidenz», die sich durch die «Reiherbeize», die Jagd auf Wasservögel mit Falken, auszeichnete, aber auch Schauplatz wichtiger diplomatischer Verhandlungen war, kam es schon unter Maria Theresia zu einer Vereinfachung des höfischen Protokolls und mit Joseph II. zu einer Verbürgerlichung des Familienlebens der Herrscherfamilie, die dann ein Kennzeichen der Epoche des «guten Kaisers Franz» werden sollte. Als bevorzugter Landsitz der Familie diente Laxenburg eher in den ersten Regierungsjahren, der Zeit, als Franz mit Maria Theresia, einer Tochter Ferdinands IV. von Neapel und seiner viel bekannteren Gemahlin Maria Carolina, verheiratet war. Die Franzensburg, geplant als unter Verwendung originaler Bauteile aus dem Mittelalter errichtetes «Gartenhaus in Gestalt einer gothischen Burgveste», entwickelte sich letztlich zu einem Dynastie- und Reichsmuseum. Sie ist als die persönlichste Schöpfung des Monarchen anzusehen, die die ganze Widersprüchlichkeit seines Charakters widerspiegelt.

Mit diesen beiden Stimmungsbildern aus dem 19. Jahrhundert schließt der Band: der kleine Hof von Mailand und jener, nun nicht mehr kaiserliche aber österreichische, von Wien begleiten den Untergang einer

Welt. Franz I. verwirft das Hofzeremoniell, um 'bürgerlichere' Umgangsformen anzunehmen um mit all seinen Untertanen ins Gespräch kommen zu können. «L'antica nobiltà di corte si ritira anch'essa di riflesso dalla corte sovrana» und findet «un nuovo centro di gravitazione all'interno dei propri palazzi urbani o delle proprie residenze di campagna»[3]. Die Veränderungen, die der Vormärz sowohl dem Souverän als auch dem Adel diktiert, markierten daher auch das Ende jener Art von Hof, der die Jahrhunderte des Ancien Régime hindurch das privilegierte Theater ihrer Zusammenkünfte gewesen war.

[3] M. MERIGGI, *Corte e società di massa: Vienna 1806-1918*, in C. MOZZARELLI - G. OLMI (Hrsg.), *La corte nella cultura e nella storiografia. Immagini tra Otto e Novecento*, Roma 1983, S. 147.

Intrecci matrimoniali tra Asburgo e casate principesche italiane tra XVI e XVIII secolo

di *Angelantonio Spagnoletti*

Questo saggio sui legami matrimoniali che vennero a stabilirsi tra gli Asburgo austriaci – nel ramo principale e in quelli collaterali – e le famiglie principesche italiane tra XVI e XVIII secolo utilizza parte di un'ormai ampia produzione storiografica che ha come oggetto lo studio delle dinastie europee in età moderna e, in particolare, il rapporto degli uomini e delle donne che ne facevano parte con le forme di statualità vigenti e la loro capacità di orientare, attraverso vincoli di natura personale, gli indirizzi di governo delle realtà territoriali sulle quali esercitavano sovranità. In questa sede presento, pertanto, uno studio di sintesi, su un aspetto di quella che è stata definita «la società dei principi»[1], avendo ben chiaro che nel lungo lasso di tempo considerato non sempre i matrimoni avevano la stessa valenza politica e non sempre producevano le medesime conseguenze sulla vita di uno Stato.

Il 14 marzo del 1989 moriva Zita di Borbone-Parma, moglie dell'ultimo imperatore dell'Austria-Ungheria Carlo I, figlia di Roberto, ultimo duca di Parma e Piacenza, e ultima principessa italiana ad aver sposato un Asburgo.

Prima di Zita numerose erano state le italiane che erano divenute consorti di imperatori: da Bianca Maria Sforza, moglie di Massimiliano I, alle due Eleonore Gonzaga che avevano sposato Ferdinando II e Ferdinando III, a Maria Isabella di Borbone-Parma sposa di Giuseppe II, a Maria Teresa di Borbone-Napoli sposa di Francesco II (poi Francesco I, imperatore d'Austria) fino ad arrivare a Marianna di Savoia, nel 1831 consorte del di lui figlio Ferdinando I d'Austria[2].

[1] L. BÉLY, *La société des princes. XVIe-XVIIIe siècle*, Paris 1999.

[2] Per un primo approccio alla storia dinastica degli Asburgo cfr. A. WANDRUSZKA, *Gli Asburgo*, Milano 1999, e A. WHEATCROFT, *Gli Asburgo. Incarnazione dell'impero*, Roma - Bari 2002.

Ovviamente, come già accennato, il significato di questi matrimoni non è il medesimo: quelli di cui qui parliamo si dispiegarono nel corso di oltre tre secoli, durante i quali i quadri politici di riferimento conoscono vistosi cambiamenti, uno fra tutti la sempre più accentuata spersonalizzazione e oggettivazione della funzione del sovrano e della sua famiglia. Nel periodo che prendiamo in considerazione, tuttavia, i matrimoni potevano ancora influire sulla politica di uno Stato, erano il segno di precisi indirizzi di politica estera, in atto o auspicati[3], e di una concezione della politica come affare di famiglia o di famiglie che poteva essere regolata come si regolavano gli affari di una qualsiasi famiglia, senza dimenticare, tuttavia, che la ragione dinastica doveva sempre fare i conti con la ragion di stato.

Per tornare al tema del mio intervento, i matrimoni «italiani» degli imperatori Asburgo – alcuni erano successivi al primo matrimonio dell'imperatore: quello di Massimiliano I con Bianca Maria Sforza fu il suo secondo matrimonio, come quello di Ferdinando II con Eleonora Gonzaga, mentre quello di Ferdinando III con l'omonima Gonzaga fu il terzo e quello di Francesco II con Maria Teresa di Borbone fu il secondo – testimoniano di una loro costante attenzione nei confronti di donne appartenenti a casate principesche italiane e a ciò che esse rappresentavano nei termini di patrimonio politico, simbolico ed economico che detenevano e trasmettevano.

Un'attenzione che, per limitarci ai secoli dell'età moderna, aveva portato anche diverse figlie di imperatori o arciduchi e arciduchesse dei rami cadetti Asburgo a sposare principi o principesse italiane, senza contare, infine, quelle unioni progettate, ma che, per le più varie circostanze, non avevano conseguito un esito positivo[4].

La tradizione dei matrimoni asburgici in Italia, a non considerare quello di Massimiliano I con Bianca Maria Sforza e quello della di lui figlia Margherita con Filiberto II di Savoia, ha un esordio illustre nelle nozze di Margherita, figlia naturale di Carlo V, prima con Alessandro dei Medici e

[3] D. FRIGO, *«Small states» and Diplomacy. Mantua and Modena*, in D. FRIGO (ed), *Politics and Diplomacy in Early Modern Italy. The Structure of Diplomatic Practice, 1450-1800*, Cambridge 2000, pp. 147-175.

[4] Come ad esempio quello progettato nel 1697 tra Maria Isabella Gonzaga Guastalla e l'allora «re dei Romani» Giuseppe d'Asburgo: E. BARTOLI, *Strategie asburgiche in Italia. Riconoscenza dinastica, ragione giuridica e ragione politica nel caso dei Gonzaga duchi di Guastalla*, in «Annali di storia moderna e contemporanea», 10, 2004, pp. 103-151, in particolare pp. 111-112.

poi con Ottavio Farnese[5], e continua con apparentamenti che, tra XVI e XVIII secolo, coinvolgono tutte le principali dinastie della penisola, con la significativa eccezione dei Savoia, uno dei quali – Carlo Emanuele I –, tra l'altro, fu l'unico sovrano italiano a sposare una Asburgo spagnola, l'infanta Caterina, figlia di Filippo II.

Sul fatto che i matrimoni dei principi, in maggior misura quelli che univano due persone appartenenti a diverse nazionalità, non avvenissero per amore e non seguissero le ragioni del cuore tutti convenivano: essi – si diceva – erano celebrati per consolidare la pace, per ottenere province in dote e, soprattutto, per preparare diritti di successione che avrebbero potuto essere perfezionati dalle generazioni future[6]: insomma erano tra le componenti essenziali della pratica della politica estera[7]; ma le unioni di soggetti provenienti dalle famiglie dinastiche italiane con uomini e donne di casa d'Austria, specie nel XVI e nel XVII secolo, rivestivano un ulteriore significato, a dispetto dello scarso protagonismo di cui in alcuni momenti essa diede prova negli scenari politici europei. In particolare, per i principi italiani sposare una donna Asburgo significava dimostrare la propria fedeltà all'Impero – del quale essi, nella maggior parte, erano vassalli[8] – scegliere un'unione prestigiosa senza scontentare completamente la Spagna, arbitra dei loro destini fino a metà Seicento[9], innalzarsi al di sopra dei propri colleghi della penisola e accampare

[5] Cfr. S. MANTINI (ed), *Margherita d'Austria. Costruzioni politiche e diplomazia tra corte Farnese e Monarchia spagnola*, Roma 2003; M. BELARDINI, «*Lontano da' sua parenti et suo paese». Margherita d'Austria: la costruzione di un'identità*, in G. CALVI - R. SPINELLI (edd), *Le donne Medici nel sistema europeo delle corti*, Firenze 2008, I, pp. 169-194.

[6] Cfr. M.T. GUERRA MEDICI, *Donne di governo nell'Europa moderna*, Roma 2005, pp. 155-157. A. SPAGNOLETTI, *Le donne nel sistema dinasstico italiano*, in G. CALVI - R. SPINELLI (edd), *Le donne Medici*, cit., pp. 13-34; F. ANGIOLINI, *Donne e potere nella Toscana medicea. Alcune considerazioni*, in M. AGLIETTI (ed), *Nobildonne, monache e cavaliere dell'Ordine di Santo Stefano*, Pisa 2009, pp. 13-32.

[7] D. FRIGO, «*Small states» and Diplomacy*, cit.

[8] Cfr. K.O. VON ARETIN, *L'ordinamento feudale in Italia nel XVI e XVII secolo e le sue ripercussioni nella politica europea*, in «Annali dell'Istituto italo-germanico in Trento», 4, 1978, pp. 51-94; W. BRAUNEDER, *Impero e Stato a sud della Alpi nel XVIII secolo*, in C. MOZZARELLI - G. OLMI (edd), *Il Trentino nel Settecento tra Sacro Romano Impero e antichi stati italiani*, Bologna 1985, pp. 59-84. Si vedano pure i saggi contenuti in M. SCHNETTGER - M. VERGA (edd), *L'Impero e l'Italia nella prima età moderna* (Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento. Contributi/Beiträge, 17), Bologna - Berlin 2006.

[9] Si veda, a proposito, A. SPAGNOLETTI, *Principi italiani e Spagna nell'età barocca*, Milano 1996.

rivendicazioni adeguate al rango conseguito grazie al prestigioso intreccio familiare[10]. Un esempio di quanto appena detto può essere ravvisato nel comportamento del granduca Ferdinando II dei Medici (1621-1670), figlio di Maria Maddalena d'Austria, sorella dell'imperatore Ferdinando II, il quale riteneva che per l'illustre parentado contratto, per i soccorsi militari inviati all'imperatore, oltre che per il denaro in più occasioni elargitogli, potesse essere gratificato del titolo di re di Toscana[11].

La politica matrimoniale asburgica era favorita dalle forti e a volte imbarazzanti eccedenze demografiche della famiglia, nel suo ramo principale come in quelli cadetti, delle quali in alcuni momenti volle disporre la Spagna di Filippo II per condurre una politica tesa a legare a sé vieppiù i principi italiani. Questo avvenne con l'imperatore Ferdinando I, che ebbe ben undici figlie, dieci delle quali sopravvissero all'età infantile: l'imperatore e poi il figlio e successore Massimiliano II, scontato il desiderio di alcune di monacarsi o di condurre una vita da nubili – lo fecero in tre –, si trovarono pur sempre nella necessità di collocare adeguatamente le altre sette[12]. Tre di loro ebbero mariti scelti nell'area tedesca e polacca – va da sé che la politica matrimoniale asburgica non va considerata soltanto in relazione all'Italia, ma in un contesto più ampio nel quale vanno inserite la Spagna, le realtà dell'Europa centro-orientale, le linee collaterali della stessa casa Asburgo –, le restanti quattro furono date in moglie a principi italiani[13], con una differenza di non poco conto in questi matrimoni: mentre il primo, quello di Caterina con Francesco I Gonzaga (1540-1550),

[10] P. SUTTER FICHTNER, *Dynastic Marriage in Sixteenth-Century Habsburg Diplomacy and Statecraft. An Interdisciplinary Approach*, in «The American Historical Review», 81, 1976, pp. 243-265.

[11] «Relazione Simone Contarini. 1620», in E. ALBÉRI (ed), *Le Relazioni degli Ambasciatori veneti al Senato durante il secolo decimosesto*, Torino 1968 (rist. dell'ed. Firenze 1839-1862), serie I, *Germania*, III, pp. 788-789. Viceversa, Ferdinando II d'Asburgo, se non amava Ferdinando II dei Medici, figlio di una sua sorella, «come principe italiano, l'ama come del suo sangue». Da quella casa, che si trovava esausta e in gravi ristrettezze finanziarie, aveva ricevuto anche molti denari e sostegno nelle guerre in corso: «Relazione Sebastiano Venier. 1630», *ibidem*, III, p. 841.

[12] Nel 1557 tre figlie erano sposate. «L'altre 6 restano in Inspruch, quasi come in un monastero a pregar Iddio che lor dia buona fortuna»: «Relazione Paolo Tiepolo 1557», in E. ALBÉRI (ed), *Le Relazioni degli Ambasciatori veneti*, cit., III, p. 149.

[13] L'imperatore Ferdinando nel 1562 si rifiutò di concedere in moglie una figlia ad Alessandro Farnese «pues su padre es hijo de un bastardo, y su madre bastarda, y en Alemania es tan aborrecida y poco estimada esta arte de personas, aunque sean hijos o hijas de Emperadores»: J.L. SANCHO RAYÓN, *Colección de documentos inéditos para la historia de España*, Madrid 1842-1895, XCVIII, p. 378.

fu stretto quando Ferdinando era solo «re dei Romani»[14], quello di Eleonora con Guglielmo Gonzaga (1550-1587) avvenne quando l'Asburgo era l'imperatore regnante – Eleonora era quindi la *figlia* dell'imperatore[15] – e quello delle altre due, Giovanna e Barbara, si verificò negli anni in cui imperatore era Massimiliano II. Le due Asburgo erano quindi *sorelle* dell'imperatore e si avvalsero dell'intervento di Filippo II nelle trattative che procedettero le proprie nozze. Il Re Cattolico si dichiarava interessato a che le cugine, che egli considerava vere e proprie sorelle, si provvedessero di un marito italiano, ma l'intento principale che lo muoveva era quello di impedire che i principi italiani stringessero ancor di più le reciproche relazioni contraendo matrimoni tra di loro. Questo accadde platealmente per quel che concerne il duca Guglielmo Gonzaga, oggetto di serrati negoziati che avrebbero dovuto portare alle sue nozze con una figlia di Ercole II d'Este: il re incaricò il marchese Francesco Ferdinando II d'Avalos, governatore di Milano e tra l'altro cognato del Gonzaga, di disturbare tali negoziati e di farli fallire confermando così nella propria opinione coloro che ritenevano che ai principi italiani non fosse neppure consentito di scegliere la propria consorte[16].

Al di là delle solite affermazioni circa gli scopi che si perseguivano e i vantaggi che si intendevano conseguire con i matrimoni dinastici, è

[14] Il matrimonio celebrato nel 1549 ebbe vita breve: infatti Caterina rimase vedova nel 1550; essa convolò a seconde nozze con Sigismondo II Augusto Iagellone re di Polonia. Era stato Carlo V a propiziare il matrimonio della nipote con Francesco. Cfr. M.J. RODRÍGUEZ SALGADO, *Terracotta and Iron. Mantuan politics (ca 1450-1650)*, in C. MOZZARELLI - R. ORESKO - L. VENTURA (edd), *La corte di Mantova nell'età di Andrea Mantegna. 1450-1550*, Roma 1997, pp. 15-57, in particolare p. 49.

[15] Un vero colpo fu il matrimonio di Guglielmo con la figlia dell'imperatore regnante: cfr. M.J. RODRÍGUEZ SALGADO, *Terracotta and Iron*, cit., p. 54. I vantaggi che ricavò Guglielmo dalle sue nozze sfatarono l'opinione che il prendere in moglie una donna della casa imperiale costasse più di quanto rendesse: R. QUAZZA, *Emanuele Filiberto di Savoia e Guglielmo Gonzaga (1559-1580)*, in «Atti e Memorie della Reale Accademia Virgiliana di Mantova», 20, 1929, pp. 3-251, in particolare p. 27.

[16] «Relazione Gioanni da Mulla. Mantova 1615», in A. VENTURA (ed), *Relazioni degli ambasciatori veneti al Senato*, Roma - Bari 1976, II, p. 379. Tutta la vicenda in J.L. SANCHO RAYÓN, *Colección de documentos inéditos*, cit., IIC, in particolare le pp. 5, 49, 346. Per un inquadramento generale si veda A. SPAGNOLETTI, *L'Italia dei potentati*, in L. BARLETTA - G. GALASSO (edd), *Lo Stato moderno di Ancien régime*, San Marino 2007, pp. 111-127. Bisogna anche dire che erano spesso i principi italiani a manifestare la propria lealtà ai re di Spagna chiedendo loro di procurare a sé o ai propri figli una moglie. Esempi relativi ai Medici sono riportati da A. PACINI, *Tra terra e mare. La nascita dei Presidi di Toscana*, in E. FASANO GUARINI - P. VOLPINI (edd), *Frontiere di terra frontiere di mare. La Toscana moderna nello spazio mediterraneo*, Milano 2008, pp. 199-243, in particolare p. 233.

da chiedersi, nel nostro caso, perché gli imperatori Ferdinando II e Ferdinando III d'Asburgo sposassero due donne appartenenti alla casa Gonzaga, non senza dimenticare che le loro non erano le prime nozze e che, quindi, potevano essere meno vincolate dai dettami della ragion di stato, specie se la prima moglie aveva procreato il maschio che sarebbe divenuto il successore al trono e se esisteva già una tradizione di legami matrimoniali tra le due famiglie.

Sicuramente Ferdinando II, in forti ristrettezze finanziarie, avrebbe beneficiato di una ricca dote[17] e, per di più, grazie al matrimonio con Eleonora Gonzaga, avrebbe potuto intervenire più attivamente nella politica italiana e nelle questioni successorie del ducato mantovano[18], come avvenne nel corso della prima crisi dinastica dei Gonzaga di Mantova che avrebbe portato poi all'estinzione del ramo principale. In tale circostanza, accarezzando l'idea di far passare il Monferrato gonzaghesco agli Asburgo tirolesi, Ferdinando giunse a prospettare l'unione tra la nipote della moglie, Maria, figlia di Francesco II Gonzaga, con il fratello arciduca Leopoldo del Tirolo.

Da parte sua, casa Gonzaga aveva tutto da guadagnare da un matrimonio imperiale che ripeteva a ruoli invertiti le nozze che avevano unito nel 1549 Francesco I a Caterina e nel 1561 Guglielmo I a Eleonora – due fratelli dunque sposarono due sorelle –, e rafforzava, specie con la prima Eleonora, figlia di Vincenzo I, i propri legami di fedeltà all'Impero, diversificando la propria rete di alleanze[19]. Eleonora, da Vienna, era in grado di tutelare autorevolmente i diritti della propria casa nei confronti di Carlo Emanuele I di Savoia, sempre pronto ad avanzare rivendicazioni sul Monferrato – è da ricordare che i Gonzaga erano sovrani di due ducati, quelli di Mantova e del Monferrato, che erano separati tra loro dallo Stato di Milano[20] –, o dei Guastalla, profondamente legati alla Spagna e dal

[17] Sulle doti che, invece, le Asburgo portavano ai mariti italiani cfr. M. CATTINI - M.A. ROMANI, *Doti principesche. Politica dei matrimoni e carriere delle casate ducali centropadane nei secoli XV-XVIII*, in P. SCARAMELLA (ed), *Alberto Tenenti. Scritti in memoria*, Napoli 2005, pp. 333-356, in particolare pp. 345-350.

[18] Sulla divergenza di interessi tra le due linee della casa asburgica, cfr. K.O. VON ARETIN, *L'ordinamento feudale in Italia nel XVI e XVII secolo*, cit., pp. 70 ss.

[19] L'Impero, però, salvò l'Italia dalla completa sottomissione alle autorità ispaniche. F. EDELMAYER, *Carlo V, Ferdinando I e l'Italia imperiale*, in B. ANATRA - F. MANCONI (edd), *Sardegna, Spagna e Stati italiani nell'età di Carlo V*, Roma 2001, pp. 17-23, in particolare p. 22; A. MUSI, *Il feudalesimo nell'Europa moderna*, Bologna 2007, pp. 112-113.

[20] R. QUAZZA, *Ferdinando Gonzaga e Carlo Emanuele I (dal trattato di Pavia all'accordo del 1624)*, in «Archivio storico lombardo», 49, 1922, pp. 29-118.

1621 insigniti del titolo ducale, o dell'intero «patchwork of lands ruled over by different branches of the Gonzaga family»[21]. L'imperatrice cercò di aiutare in tutti i modi i mantovani, che nel 1630 si erano recati alla corte imperiale per palesare le tristi condizioni in cui era caduta la loro patria[22], e nel 1649, anche se ormai vedova – l'imperatore era morto nel 1637 –, propiziò il matrimonio del duca Carlo II Gonzaga-Nevers (1637-1665) con Isabella Clara[23], figlia di quel Leopoldo appena citato che aveva sposato Claudia dei Medici, e nel 1651 quello della pronipote Eleonora con l'imperatore Ferdinando III, segno questo della grande influenza che essa continuava a mantenere a Vienna[24]. Di lei, l'ambasciatore veneziano Angelo Contarini disse che era stata altamente stimata dal marito e che a lei erano in molti a essersi avvicinati per ricevere protezione e favori, ma che «di presente tutti si ritirano et si nascondono per non dir fuggono, di essere tenuti per dipendenti di lei, et tutto nasce per non disgustar l'Imperatrice Regnante» – Marianna di Spagna –, ma soprattutto perché, nonostante la non ostilità della spagnola nei suoi confronti, «non si vuol due Imperatrici in un medesimo tempo in Vienna»[25].

Bisogna dire ancora qualcosa circa il matrimonio gonzaghesco di Ferdinando III – l'ultimo tra un esponente della casa d'Asburgo e uno di una dinastia italiana prima del 1760[26] –, che, come già accennato, era il terzo contratto dall'imperatore: il primo aveva rivestito un carattere politico particolare essendo stato stretto con la figlia di Filippo III di Spagna, Marianna, e si inseriva nel novero dei consueti matrimoni reciproci tra i

[21] D. PARROTT, *The Mantuan Succession, 1627-31. A Sovereignty Dispute in Early Modern Europe*, in «English Historical Review», 112, 1997, pp. 20-65, qui p. 26.

[22] Cfr. A. LUZIO, *L'archivio Gonzaga di Mantova. La corrispondenza familiare, amministrativa e diplomatica dei Gonzaga*, Verona 1922, p. 98. È da ricordare che il matrimonio di Eleonora con Ferdinando incontrò l'ostilità di molti nobili tedeschi, i quali temevano che essa si immischiasse negli affari politici imperiali: *ibidem*, p. 93.

[23] Ma l'arciduchessa Isabella Clara, moglie del duca, non aveva polso e autorità, e i disgusti che passavano tra entrambi erano grandi perché ella non poteva tollerare la vita scapestrata del marito: M.C. GIANNINI - G. SIGNOROTTO (edd), *Lo Stato di Milano nel XVII secolo. Memoriali e relazioni*, Roma 2006, p. 85.

[24] Quando la seconda Eleonora giunse a Vienna nel 1651 vi trovò l'imperatrice vedova, l'altra Eleonora, terza moglie di Ferdinando III la quale morì nel 1655. Per alcuni anni vi furono, dunque, alla corte imperiale due Eleonore Gonzaga.

[25] «Relazione Angelo Contarini. 1637», in E. ALBÉRI (ed), *Le Relazioni degli Ambasciatori veneti*, cit., III, p. 861.

[26] Quando Giuseppe II sposò Maria Isabella di Borbone Parma.

due rami Asburgo[27]; il secondo, con Maria Leopoldina del Tirolo, mirava a precostituire diritti che nel corso della generazione successiva avrebbero portato all'assorbimento di quella regione, il terzo, apparentemente più libero dai vincoli della ragion di stato, era il segno di una sorta di riconciliazione tra l'Impero e i Gonzaga – ora del ramo Nevers – dopo il conflitto che li aveva opposti nella Seconda guerra di successione del Monferrato.

Al di là di queste motivazioni politiche, Eleonora, rimasta vedova nel 1657 – sarebbe sopravvissuta al marito per quasi trent'anni –, avrebbe continuato a godere del rispetto e della considerazione della corte di Vienna e dell'imperatore Leopoldo, figlio della prima moglie di Ferdinando III, e per una quindicina di anni sarebbe stata non solo l'imperatrice vedova, ma l'unica imperatrice, sfuggendo in questo modo al destino delle vedove, la cui presenza a corte – come era avvenuto per la prima Eleonora – era sempre ingombrante dal punto di vista del cerimoniale, ma soprattutto da quello delle relazioni con la moglie del figlio e con il suo *entourage*[28].

Sarebbe morta nel 1686 senza assistere alle ultime travagliate vicende della sua famiglia e del ducato di Mantova, il cui sovrano, il nipote Ferdinando Carlo, fu accusato di fellonia nel corso della guerra di Successione spagnola e privato dello Stato, che fu aggregato al ducato di Milano[29]. Così, non senza qualche ragione, l'ambasciatore veneto Battista Nani aveva potuto sostenere nel 1658 che casa Gonzaga, la quale aveva fornito due imperatrici agli Asburgo, «ha però dato ben spesso che desiderare di sua miglior condotta. Si sa che nel suo cuore è della Francia»[30], mentre circa

[27] Filippo II di Spagna sposò Anna Maria, figlia di Massimiliano II; la sorella Maria Massimiliano II; la figlia Isabella Alberto, arciduca d'Austria; Filippo III Margherita, figlia di Carlo, arciduca d'Austria; Filippo IV Marianna, figlia di Ferdinando III; la sorella del re, Marianna, l'imperatore Ferdinando III; Margherita Maria Teresa l'imperatore Leopoldo I. Solo gli imperatori Mattia e Ferdinando II – Rodolfo, come è noto, non si sposò – non ebbero mogli spagnole.

[28] J. DUINDAM, *Vienna e Versailles. Le corti di due grandi dinastie rivali (1550-1780)*, Roma 2004, p. 344; A. SPAGNOLETTI, *Le dinastie italiane nella prima età moderna*, Bologna 2003, p. 270. Eleonora «continua vedova nella Casa in giovenil età con esempio di rara bontà, e virtù, [è] amata da Principi, e riverita da tutta la Corte; lontana però da ogni negozio, et aliena d'assumersi qual si sia auttorità»: «Relazione Battista Nani. 1658», in E. ALBÉRI (ed), *Le Relazioni degli Ambasciatori veneti*, cit., IV, p. 6. Sulle corti secondarie, tra cui quella dell'imperatrice vedova, cfr. J. DUINDAM, *Vienna e Versailles*, cit., pp. 109 e 111.

[29] D. FRIGO, *Impero, diritto feudale e «ragion di stato». La fine del ducato di Mantova (1701-1708)*, in «Cheiron», 21, 1994, pp. 55-84.

[30] «Relazione Battista Nani. 1658», cit., p. 17.

250 anni dopo Giovanni Battista Intra asseriva che il matrimonio imperiale aveva legato la casa agli Asburgo senza che essa ne avesse ricavato alcun vantaggio[31]. In effetti, scriveva Alessandro Luzio nel 1922, l'assunzione al trono imperiale di due Eleonore Gonzaga, pur ribadendo i tradizionali legami tra Mantova e Vienna, avrebbe potuto assicurare ai Gonzaga un posto di primo piano nel panorama politico italiano, ma essi con le «loro pazzie isterilirono» il potente patrocinio femminile delle due imperatrici[32].

A prescindere dall'esito finale dell'aggregazione del Mantovano alla Lombardia austriaca[33], non si può dire che la politica imperiale, o più genericamente asburgica[34], di matrimoni con donne e uomini di casa Gonzaga, conseguisse gli esiti sperati: essa aveva costantemente mirato ad assicurarsi la fedeltà di Mantova, situata nel cuore dell'Italia padana, e a porre un freno alle ambizioni dei Savoia e della Spagna che, dal suo bastione milanese, intendeva controllare una serie di ducati e di entità territoriali che erano, tra l'altro, feudi imperiali[35]. Ma, sia nel caso della prima crisi dinastica dei Gonzaga – quella che avrebbe condotto nel 1627 allo scoppio della guerra – sia nel caso della seconda – quella profilatasi al tempo di Ferdinando Carlo che non aveva eredi –, i duchi di Mantova preferirono rivolgersi o al ramo francese della famiglia – i Gonzaga Nevers – o svolgere una politica filofrancese che, nel 1681, avrebbe portato all'introduzione di una guarnigione francese a Casale e a fare di Ferdinando Carlo un sovrano stipendiato da Luigi XIV[36]. Segno questo del persistere di una prassi politica che si nutriva abbondantemente dei linguaggi dinastico-familiari, utili spesso a coltivare i più strampalati progetti di successione, ma che in realtà teneva conto dei reali rapporti di forza tra le potenze, oltre che, naturalmente, delle inclinazioni individuali degli attori politici.

Pur essendo il matrimonio un affare di Stato e dovendo in questo soggiacere, specie per i principi minori, al consenso o al diniego delle potenze

[31] G.B. INTRA, *Le due Eleonore Gonzaga imperatrici*, in «Archivio storico lombardo», 17, 1891, pp. 342-363 e 629-657, in particolare p. 630.

[32] A. LUZIO, *L'archivio Gonzaga di Mantova*, cit., p. 93.

[33] D. FRIGO, *Impero, diritto feudale e «ragion di stato»*, cit.

[34] Nel ramo arciducale tirolese Ferdinando sposò nel 1582 Anna Caterina Gonzaga, figlia di Guglielmo, mentre Isabella Clara fu moglie di Carlo II Gonzaga-Nevers.

[35] Sull'importanza strategica di Mantova, cfr. M.J. RODRIGUEZ SALGADO, *Terracotta and Iron*, cit., pp. 16-23.

[36] D. FRIGO, *Impero, diritto feudale e «ragion di stato»*, cit.

di riferimento, il successo di una politica che mirava ad attrarre nella propria orbita di influenza un potentato scaturiva solo dalla combinazione dei due fattori sopra enunciati: la ragione dinastica e la ragione di Stato, che spesso altro non era che la ragione della forza.

Questo accadde a Modena, ducato la cui dinastia, quella degli Este, aveva subito un'incommensurabile perdita di prestigio dopo la devoluzione di Ferrara alla Santa Sede nel 1598, che l'aveva costretta ad accentuare la propria dipendenza giuridica dall'Impero anche se in molte occasioni nel corso del Seicento i duchi avevano svolto un'attiva politica filofrancese e antispagnola.

Gli Este, a parte Ercole II (1534-1559), che aveva sposato Renata di Valois, e Alfonso II (1559-1597), marito di Barbara, una delle sorelle dell'imperatore Massimiliano II, avevano preferito svolgere una politica matrimoniale che li aveva portati a unirsi a esponenti delle casate principesche italiane, sia quelle principali sia quelle di secondo rango (i Pico di Mirandola), ma alla fine del secolo XVII, con Rinaldo (1694-1737), si ebbe una svolta che, se arricchì il loro portfolio matrimoniale, condusse la loro casa alla confluenza nella famiglia Asburgo.

Rinaldo, negli anni critici di fine Seicento e inizio Settecento, si mantenne fedele all'Impero e accentuò questa sua vicinanza agli Asburgo sposando nel 1695 Carlotta di Brunswick-Lüneburg, la cui sorella Amalia si sarebbe unita nel 1699 al futuro imperatore Giuseppe I. L'alleanza matrimoniale diede i frutti sperati: a Rinaldo l'imperatore assegnò nel 1710 il ducato di Mirandola, la cui dinastia si era appena estinta, e la carica di governatore di Milano, anche se il prezzo fu quello di una stringente soggezione del ducato di Modena all'Impero. Rinaldo, oltre che essere ripetutamente vittima delle alterne vicende delle guerre del primo Settecento, fu costretto a impelagarsi in una politica di spese sempre crescenti per rafforzare il decoro e la reputazione che gli derivavano dal suo essere parente degli Asburgo. Sostenne, infatti, immense spese per solennizzare le nozze di Amalia e i battesimi dei figli Francesco ed Enrichetta, guadagnandosi il plauso di Vienna, a cui conveniva che i principi italiani si svenassero in spese frivole, e il favore della cognata, la quale, divenuta vedova, affermava che se fosse dipeso da lei avrebbe dato in moglie a Francesco d'Este la propria figlia primogenita Maria Josefa[37].

[37] H. DE BEAUCARIE (ed), *Recueil des Instructions données aux ambassadeurs et ministres de France depuis les traités de Westphalie jusqu'à la Révolution*, XIV\1, *Savoie-Sardaigne*, Paris 1898, p. 225; C. MORANDI (ed), *Relazioni di ambasciatori sabaudi genovesi e veneti (1693-1713)*, Bologna 1935, p. 137. Maria Josefa sposò Federico Augusto III di Sassonia.

Le affermazioni dell'imperatrice Amalia, al di là del linguaggio dinastico che le caratterizza, si inseriscono in un contesto politico che stava portando gli Asburgo a dare spessore alla propria presenza in Italia, oltre che con i commissari, con gli eserciti e con l'acquisizione diretta di alcuni territori – in maniera stabile la Lombardia e il Mantovano – con l'utilizzo di case regnanti tedesche con loro collegate o imparentate, che fornivano spose o sposi ai principi italiani, come quella del Palatinato-Neuburg, legata agli Asburgo grazie al matrimonio tra Leopoldo I ed Eleonora Maddalena Teresa[38], una cui esponente – Dorotea Sofia – sposò in successione Odoardo Farnese, figlio primogenito del duca di Parma e Piacenza Ranuccio II[39], e poi suo fratello Francesco[40] – la sorella di Dorotea Sofia, Marianna, sposò Carlo II di Spagna –, mentre Giovanni Guglielmo, fratello di Eleonora Maddalena Teresa, fu il marito della toscana Anna Maria Ludovica dei Medici[41].

In un periodo di debolezza dinastica, di accentuata fragilità politica e militare, di incertezza negli esiti dei conflitti che stavano per scoppiare o erano già scoppiati, troppo vicino appariva l'Impero e, quindi, cosa c'era di meglio per i principi italiani che ingraziarselo sposando donne Asburgo o appartenenti alla rete di famiglie germaniche che ruotavano attorno alla corte di Vienna?

[38] Grazie a quel matrimonio la casa del Palatinato entrò nel gruppo delle famiglie più strettamente legate agli Asburgo. Cfr. R. ORESKO - D. PARROTT, *The Sovereignty of Monferrato and the Citadel of Casale as European Problems in the Early Modern Period*, in D. FERRARI (ed), *Stefano Guazzo e Casale tra Cinque e Seicento*, Roma 1997, pp. 11-86, in particolare p. 74; C.W. INGRAO - A.L. THOMAS, *Piety and Power: the Empresses-consort of the High Baroque*, in C. CAMPBELL ORR (ed), *Queenship in Europe, 1660-1815. The Role of the Consort*, Cambridge 2004, pp. 107-130, in particolare p. 124. Si veda anche A. SPAGNOLETTI, *Per una storia dell'Italia dinastica tra fine Seicento e inizio Settecento*, in E. DI RIENZO - A. MUSI (edd), *Storia e vita civile. Studi in memoria di Giuseppe Nuzzo*, Napoli 2003, pp. 25-50.

[39] Odoardo premorì al padre nel 1693 e sul trono ducale ascese il fratello minore Francesco. Su Dorotea Sofia si veda M. MAFRICI, *Fascino e potere di una regina. Elisabetta Farnese sulla scena europea (1715-1759)*, Cava de' Tirreni (Salerno), 1999, pp. 19 ss.

[40] Carlo Ruzzino, ambasciatore veneziano presso la corte di Madrid tra il 1690 e il 1695, scriveva che la casa ducale parmense sembrava legata a Vienna dalla prospettiva di un nuovo matrimonio di Dorotea Sofia, ma che «avendo la morte cambiato le successioni, stanno incerte le massime del giovane duca [Francesco]»: «Relazione Carlo Ruzzino. 1695», in N. BAROZZI - G. BERCHET (edd), *Le relazioni degli stati europei lette al Senato dagli ambasciatori veneti nel secolo XVII*, II: *Spagna*, Venezia 1862, p. 602.

[41] È da ricordare che l'ultimo granduca di Toscana, Giangastone, sposò Anna Maria Francesca, figlia del duca di Sassonia Giulio e vedova dell'elettore palatino Filippo.

Certamente la pensavano in questo modo Francesco Farnese, che nel 1696 sposò la Dorotea sopra citata, vedova del fratello, per evitare la restituzione della dote e per tenersi amica l'Austria[42], e Antonio Farnese, ultimo duca di Parma e Piacenza di quella dinastia (1727-1731), che tentò inutilmente di sposare una delle due sorelle di Carlo VI, prima Maria Elisabetta poi Marianna, con la speranza di ottenere in dote Mantova[43].

Ma l'onore di imparentarsi con gli Asburgo, quando i progetti nuziali diventavano realtà, produceva serie conseguenze, a livello politico e finanziario: i mariti italiani di donne tedesche non soltanto erano più legati alle strategie asburgiche, ma pagavano pesantemente il rango conseguito con alloggiamenti, contribuzioni finanziarie e con l'inserimento in un reticolo familiar-statale che avrebbe portato al cambio dinastico o alla perdita dell'indipendenza del proprio Stato o ad ambizioni che sarebbero state frustrate[44].

Anche in questo caso, però, ragionando sugli eventi che toccarono gli stati italiani nei primi decenni del XVIII secolo, bisogna considerare i contesti più ampi entro i quali si svolgeva la politica matrimoniale della famiglia imperiale, nella fattispecie il gioco delle rivalità franco-asburgiche e, a partire dagli anni Venti del Settecento, l'intromissione dei Borboni spagnoli accanto a quelli francesi, tradizionalmente presenti in Italia e che usavano la propria influenza anche nello spingere principi italiani a matrimoni con casate tedesche a loro legate. È questo il caso di Violante di Baviera, sorella dell'elettore Massimiliano II e della moglie del Delfino Maria Anna Cristina, che sposò il principe di Toscana Ferdinando dei Medici[45].

[42] G. DREI, *I Farnese. Grandezza e decadenza di una dinastia italiana*, Roma 1954, p. 247. Dorotea aveva come sorelle un'imperatrice, una regina di Spagna e una regina del Portogallo.

[43] J. REINACH (ed), *Recueil des Instructions données aux ambassadeurs et ministres de France*, cit., X: *Naples et Parme*, Paris 1893, p. 175.

[44] Quali quelle nutrite dal duca di Modena Rinaldo d'Este di acquisire la Toscana: L. BRUNI, *La successione di Toscana e la corte di Modena*, Firenze 1890.

[45] In un primo tempo la corte francese aveva premuto perché il principe sposasse l'infanta Isabella di Portogallo e la di lui sorella Anna Maria Luisa il re don Pedro di Braganza; in questo modo la casa medicea avrebbe mostrato il desiderio di conservare l'affetto di Luigi XIV e di guadagnarsi la sua stima: E. DRIAULT (ed), *Recueil des Instructions données aux ambassadeurs et ministres de France*, cit., XIX: *Florence, Modène, Gênes*, Paris 1912, p. 29. Si veda anche E. ROBIONY, *Gli ultimi dei Medici e la successione al granducato di Toscana*, Firenze 1905, p. 67.

Tornando indietro nel tempo, la casa medicea aveva una tradizione di relazioni matrimoniali con gli Asburgo e, più in generale, con famiglie regnanti dell'area franco-tedesca, oltre che con casate italiane.

Come si ricorderà, Alessandro dei Medici aveva sposato Margherita, la figlia naturale di Carlo V. A questo matrimonio, bruscamente interrotto nel 1537 dall'assassinio del duca, ne erano seguiti altri con gli Asburgo che, però, avevano un significato parzialmente diverso da quelli che avevano legato i Gonzaga alla casa d'Austria. Innanzitutto, dei quattro matrimoni tra la famiglia regnante toscana e quella asburgica, uno – quello di Francesco I dei Medici e Caterina d'Austria – fu con una sorella di un imperatore, un altro – quello di Cosimo II e Maria Maddalena – con la sorella di un futuro imperatore[46], gli altri due – di Claudia con Leopoldo e di Anna con Ferdinando Carlo – con due conti del Tirolo, padre e figlio[47]. Niente a che vedere, dunque, con la tipologia dei matrimoni asburgici dei Gonzaga, anche se, paradossalmente, il rango dei Medici, in quanto granduchi, era superiore a quello dei duchi di Mantova e la floridezza del proprio stato maggiore di quello gonzaghesco.

Fatto sta che il granducato di Toscana, nonostante le velleità – anche militari – dei granduchi[48], per la Spagna e per l'Impero era solo una retrovia dell'Italia settentrionale, il luogo ove si svolgeva la grande competizione tra i due rami asburgici e ove la frammentazione politica e le ambizioni dinastiche dei Savoia creavano forti focolai di tensione che avrebbero ben presto visto il reinserimento della Francia in quello scacchiere.

Per questo motivo i Medici poterono sempre permettersi un gioco politico e strategie matrimoniali che guardavano in tutte le direzioni: dal baronaggio romano, ai principi italiani, dagli Asburgo e dalle famiglie

[46] Maria Maddalena si sposò nel 1608 quando Ferdinando – imperatore dal 1619 – era ancora duca di Stiria. Però essa era sorella della regina di Spagna Margherita, moglie di Filippo III, e della regina di Polonia Costanza, moglie di Sigismondo III Vasa. Sull'importanza del matrimonio, che avrebbe dovuto riavvicinare il granducato di Toscana alla Spagna, si vedano F. MARTELLI e C. GALASSO (edd), *Istruzioni agli ambasciatori e inviati medicei in Spagna e nell'«Italia spagnola»*, Roma 2007, II, pp. XIX, XXXVIII, XXXIX; S. GIORDANO (ed), *Istruzioni di Filippo III ai suoi ambasciatori a Roma. 1598-1621*, Roma 2006, pp. 59, 124.

[47] Claudia, sorella di Cosimo II sposò in seconde nozze Leopoldo, fratello di Maria Maddalena; Anna, figlia di Cosimo II, sposò il loro figlio e suo cugino Ferdinando Carlo.

[48] Cfr. C. SODINI, *L'Ercole tirreno. Guerra e dinastia medicea nella prima metà del '600*, Firenze 2001; F. ANGIOLINI, *Spagna, Toscana e politica navale*, in M. AGLIETTI (ed), *Istituzioni potere e società. Le relazioni tra Spagna e Toscana per una storia mediterranea dell'ordine dei Cavalieri di Santo Stefano*, Pisa 2007, pp. 39-66.

loro collegate ai Valois e ai Borbone di Francia, ai quali fornirono due donne – Caterina e Maria – che sarebbero divenute regine.

Il matrimonio di Francesco I – non ancora granduca – con Giovanna d'Austria mirava a conseguire una piena legittimazione da parte imperiale della famiglia da poco inseritasi nel novero delle case regnanti italiane e da molte di queste giudicata ancora una famiglia di *parvenus*. Il compito di Giovanna era, dunque, quello di superare l'ostilità degli altri principi della penisola nei confronti della nuova famiglia, di conferire solidità al potere mediceo e, in un certo qual senso, di garantire i diritti imperiali su Siena che, come è noto, era stata subinfeudata da Filippo II a Cosimo.

Non sembra che Giovanna, donna di scarsa e frammentaria cultura, potesse influire molto sulla politica medicea, anche se mostrò sempre una consapevolezza del proprio rango che le derivava dall'essere figlia e sorella di imperatori e cugina di quel Filippo II al quale – come già osservato – spettava l'ultima decisione in merito ai matrimoni dei principi italiani[49].

La sua fu una vita coniugale non sufficientemente felice, che terminò dopo 13 anni di matrimonio, in gran parte vissuti nel cruccio di non riuscire a generare al coniuge un figlio maschio. Quando questo finalmente arrivò si era al 1577, un anno prima della sua morte[50].

Pietro Vettori, in morte, ne celebrò l'umiltà, nonostante la sua famiglia annoverasse otto imperatori, la pietà e la religiosità, veri tratti caratteriali degli Asburgo, e dunque disse che grande intelligenza aveva mostrato Cosimo nel dotare la propria casa di una simile donna e fortunato era stato Francesco che aveva avuto una tale moglie[51].

Ben più incisiva e meno controversa sarebbe stata la presenza in Toscana di Maria Maddalena d'Austria, sorella di Ferdinando II – sposatasi quando il fratello era ancora duca di Stiria – e moglie di Cosimo II a partire dal

[49] M. FUBINI LEUZZI, *Straniere a corte. Dagli epistolari di Giovanna d'Austria e Bianca Capello*, in G. ZARRI (ed), *Per lettera. La scrittura epistolare femminile tra archivio e storiografia. Secoli XV-XVII*, Roma 1999, pp. 413-440; M. FUBINI LEUZZI, *Un'Asburgo a Firenze fra etichetta e impegno politico: Giovanna d'Austria*, in G. CALVI - R. SPINELLI (edd), *Le donne Medici*, cit., I, pp. 233-256.

[50] Il piccolo Filippo morì, però, all'età di cinque anni.

[51] *Orazione XVII di M. Pietro Vettori in lode di Giovanna d'Austria moglie di Francesco dei Medici*, in *Orazioni degli uomini illustri raccolte e pubblicate già alla peggio da M. Francesco Sansovino ed ora ridotte alla natia perfezione ... da Fr. Felice Maria da Napoli Cappuccino,* Napoli 1766, III, pp. 263-283 e G. PIERACCINI, *La stirpe de' Medici di Cafaggiolo*, Firenze, 1924, II, p. 129.

1608, che, assieme alla suocera Cristina di Lorena, avrebbe fatto parte del consiglio di reggenza istituito da Cosimo II, in minorità del figlio Ferdinando II dei Medici[52]. Di lei, sorella di Margherita, moglie di Filippo III, si può dire che fu sempre legata agli interessi della sua casa e che cercò di indurre il marito e poi il figlio a svolgere una politica filoasburgica – finalizzata anche all'acquisizione di Piombino –, che si concretizzò pure in un intervento militare toscano nella guerra dei Trent'anni[53], e che, quando esercitò la reggenza, fu spesso in contrasto con la sua collega Cristina sulle direttive della politica estera del granducato[54].

Esula da queste pagine una messa a punto circa il ruolo e i margini di manovra di cui disponeva una reggente[55]. Quello che qui si può dire è che la reggenza di una straniera poteva essere l'occasione per aumentare l'influenza della casa di origine – a maggior ragione se essa era l'asburgica –, specie nelle realtà statuali italiane segnate da una scarsa capacità di gestire forme di politica estera non condizionate dagli imperativi delle grandi potenze, anche se la permanenza come moglie, vedova e madre in un determinato contesto territoriale poteva innescare logiche di fidelizzazione che tendevano a non rendere preminenti gli interessi e gli obiettivi della casa paterna.

La visione di chi alle reggenti straniere ascrive il deterioramento delle condizioni politiche di uno Stato non tiene conto del fatto che esse potevano esercitare le proprie mansioni, dare sostanza alla loro autorità, svolgere una politica personale, soddisfare alle proprie ambizioni senza,

[52] F. ANGIOLINI, *Principe, uomini di governo e direzione politica nella Toscana seicentesca*, in G. BIAGIOLI (ed), *Ricerche di Storia moderna IV. In onore di Mario Mirri*, Pisa, 1995, pp. 459-481; E.G. CALDERARA, *Un'amazzone tedesca nella Firenze medicea del '600. La Granduchessa Maria Maddalena d'Austria*, Genova 1985. Sulla granduchessa si veda anche R. SPINELLI, *Simbologia dinastica e legittimazione del potere: Maria Maddalena d'Austria e gli affreschi del Poggio Imperiale*, in G. CALVI - R. SPINELLI (edd), *Le donne Medici*, cit., II, pp. 645-679.

[53] R. GALLUZZI, *Istoria del Granducato di Toscana sotto il governo della casa Medici*, Firenze 1781, III, pp. 294 e 303.

[54] I. PAGLIAI, *Luci ed ombre di un personaggio. Le lettere di Cristina di Lorena sul «negozio» di Urbino*, in G. ZARRI (ed), *Per lettera*, cit., pp. 441-466. Sull'esagerato bigottismo di Maria Maddalena, cfr. M. FANTONI, *La corte del granduca. Forma e simboli del potere mediceo fra Cinque e Seicento*, Roma 1994, specie il cap. IV: «Ritualità, religione e potere».

[55] Sul tema delle reggenze, molto studiato dall'attuale storiografia dinastica, cfr. A. CORVISIER, *Les régences en Europe*, Paris 2002; F. COSANDEY, *De lance en quenouille. La place de la reine dans l'État moderne (14e-17e siècles)*, in «Annales Histoire Sciences sociales», 52, 1997, pp. 799-820; M.T. GUERRA MEDICI, *Donne di governo nell'Europa moderna*, cit.

per questo, accondiscendere alle direttive della casa che si erano lasciate alle spalle, ammesso che ci fossero esplicite direttive che andassero al di là dei tradizionali consigli e suggerimenti, veicolati da ambasciatori, confidenti, dame di compagnia, confessori ecc.[56], e delle tradizionali forme cerimoniali e di ossequio riservate a coloro che appartenevano alla casa imperiale delle quali vi è traccia non solo nelle relazioni degli ambasciatori e dei residenti, ma anche negli epistolari che le principesse intrattenevano con i più svariati personaggi della propria famiglia. Va da sé che, lontane dalle proprie famiglie, le principesse straniere potevano anche godere di un'autonomia che non avrebbero mai raggiunto in altre condizioni e che, se non erano particolarmente intente a coltivare le proprie propensioni artistiche e religiose o la grandezza del proprio casato, a scapito di quello del marito, esse potevano trovare nella nuova collocazione motivi di soddisfazione che non avrebbero trovato nella corte paterna. Anche per una Asburgo come Maria Maddalena, nata arciduchessa di Stiria, era cosa ben diversa essere granduchessa di Toscana invece che una degli undici figli di Carlo di Stiria in cerca di collocazione: nei primi decenni del Seicento divenire principessa regnante e madre dell'erede al trono granducale di Toscana portava con sé prerogative e riconoscimenti in grado di soddisfare ampiamente le ambizioni e l'orgoglio di una Asburgo di Stiria.

Perché potesse sperare di influenzare in qualche modo l'ambiente circostante, al di là della funzione di mecenate, protettrice di istituzioni ecclesiastiche e fondatrice di chiese e monasteri[57], era necessario che la principessa non solo fornisse prova delle proprie capacità politiche o che trovasse nel marito un attento ascoltatore dei suoi suggerimenti, ma che disponesse anche di consiglieri adeguati e, soprattutto, che fosse in sintonia con l'ambiente in cui viveva. Il che significava conoscere e usare la lingua del luogo[58], essere consapevole dei problemi del paese, scegliere le proprie compagnie anche all'interno delle famiglie aristocratiche locali, dimostrare, insomma, di possedere tutta una serie di cognizioni e una cultura – che andava al di là della tradizionale educazione ricevuta, fatta

[56] Si vedano i saggi contenuti in F. RURALE (ed), *I religiosi a corte. Teologia, politica e diplomazia in Antico Regime*, Roma 1998.

[57] Al riguardo si vedano M. BELARDINI, *«Piace molto a Gesù la nostra confidanza». Suor Orsola Fontebuoni a Maria Maddalena d'Austria*, in G. ZARRI (ed), *Per lettera*, cit., pp. 359-383; G. ZARRI, *Matronage/maternage. Tipologie di rapporti tra corti femminili e istituzioni religiose*, in G. CALVI - R. SPINELLI (edd), *Le donne Medici*, cit., I, pp. 67-74.

[58] K. WALSH, *La principessa in epoca premoderna. Il suo ruolo e il suo campo d'azione*, in C. DIPPER - M. ROSA (edd) *La società dei principi nell'Europa moderna (secoli XVI-XVII)*, Bologna 2005, pp. 263-294, specie le pp. 268 e 275.

di sommarie cognizioni di lingua, musica e lavori di cucito[59] – che la rendessero punto di riferimento imprescindibile a corte e questo nonostante le numerose gravidanze che spesso costellavano la sua vita.

I convenzionali parametri che definivano la capacità di una principessa straniera di interagire con il nuovo ambiente erano di tutt'altra natura: pia, devota, disinteressata in politica, fedele al marito al quale doveva procreare molti figli maschi[60], con alle spalle tutta una serie di valutazioni, anche umilianti, sul suo aspetto fisico e sul suo stato di salute[61] e magari il superamento di una competizione con una sorella, che ambiva a sposare lo stesso uomo. La principessa doveva trasformarsi da «figlia di ...» o «sorella di ...» in «moglie di ...» senza dimenticare, però, che la sua origine forniva al marito, in termini di rango e di prestigio, un valore aggiunto che derivava dal proprio cognome o dalla rete internazionale di relazioni che la sua casata di provenienza era in grado di coltivare. Viceversa, le principesse italiane a Vienna o a Innsbruck, costrette a muoversi in un ambiente che per molti versi poteva apparire ostile alla loro presenza, dovevano quotidianamente dar prova di grande sagacia ed equilibrio e affinare capacità politiche che consentissero loro di svolgere un ruolo che andasse al di là di quello solitamente svolto dalle mogli di un regnante, senza per questo apparire intriganti e manipolatrici della volontà del marito.

Le due Eleonore, in questo, possono essere considerate emblematiche di una situazione che sfruttarono bene e che consentì loro di esercitare una non trascurabile influenza alla corte del coniuge, a prescindere da quella che derivava loro dall'aver portato a Vienna echi della tradizione culturale e musicale italiana del Rinascimento e del Barocco[62]. Nei loro carteggi con la corte mantovana, al di là del contenuto futile e frivolo di molte lettere[63], esse dimostrano la capacità di adeguarsi al nuovo

[59] C.W. INGRAO - A.L. THOMAS, *Piety and Power. The Empresses-Consort of the High Baroque*, cit., p. 117.

[60] *Ibidem*, p. 113.

[61] Barbara d'Asburgo, moglie di Alfonso II d'Este, era «più tosto brutta che bella, perché è picciola, magra, pallida ed ha il labbro di sotto piegado in fuori, il quale è cosa natural e ordinaria di quei di casa d'Austria»; in compenso era saggia, prudente e religiosa: «Relazione Alvise Contarini. Ferrara 1565», in A. VENTURA (ed), *Relazioni degli ambasciatori veneti al Senato*, cit., I, pp. 79-80.

[62] F. VALSECCHI, *Il secolo di Maria Teresa*, Roma 1991, pp. 146-147. Si veda anche H.C. EHALT, *La corte di Vienna tra Sei e Settecento*, Roma 1984, specie le pp. 203 e ss.

[63] A. LUZIO, *L'archivio Gonzaga di Mantova*, cit., p. 94.

contesto e di promuovere politiche che tenessero conto di equilibri e di alleanze ben più complesse di quanto potessero apparire dall'angusto osservatorio mantovano. Oresko e Parrott insistono sulla presenza della prima Eleonora nei dibattiti che si svilupparono negli anni Venti del Seicento al fine di cercare una soluzione alla prima crisi dinastica gonzaghesca senza sposare il punto di vista della Spagna, e sulla grande influenza della seconda non solo nel tutelare ancora una volta la casa di origine, ma anche nello stringere a sé ministri, funzionari, cortigiani e famiglie principesche dell'area imperiale, utilizzando anche in un'ottica pangermanica le due figlie Eleonora e Marianna per legare alla casa asburgica quella del Palatinato-Neuburg e di Lorena e porre così le basi per l'unione tra le due famiglie[64].

Nel corso del XVIII secolo la politica matrimoniale obbedisce a imperativi che sono parzialmente diversi rispetto a quelli dei due secoli precedenti. La sempre più marcata statalizzazione del potere monarchico tende a spersonalizzare le funzioni che erano state rivestite da principi e principesse, ma nondimeno una politica matrimoniale, se strategicamente condotta e se guardava al medio e al lungo periodo, poteva ancora affiancare gli apparati diplomatici e indicare, almeno, le priorità della politica estera di un paese, oltre che sanzionare i rapporti di forza esistenti tra le varie compagini statali.

È stato notato da Charles Ingrao e da Andrei Thomas come a partire dalla fine del Seicento i matrimoni asburgici tendessero a dare un posto di rilievo alla direttrice nord-tedesca nel tentativo, da parte di Vienna, di estendere la propria influenza in quella zona dell'Impero, e come la determinazione di Giuseppe I a sposare una principessa germanica riflettesse il sorgere di un patriottismo tedesco all'interno del Reich[65]. Questo è indubitabile, ma la decadenza demografica delle dinastie italiane rendeva più appetibili, nel segno e con i linguaggi di una vecchia prassi politica, il matrimonio con i loro rampolli, anche se sarebbero stati i trattati internazionali e non le pretese dinastiche a decidere il destino dei principati italiani come avvenne per la Toscana già medicea e poi lorenese[66].

[64] R. ORESKO - D. PARROTT, *The Sovereignty of Monferrato and the Citadel of Casale*, cit., pp. 72-77.

[65] W. INGRAO - A.L. THOMAS, *Piety and Power. The Empresses-consort of the High Baroque*, cit., p. 111.

[66] Qualcuno sosteneva che i diritti dei Lorena sulla Toscana risalivano ai tempi del matrimonio francese di Cristina dei Medici (R. GALLUZZI, *Istoria del Granducato di Toscana*, cit., V, p. 29), mentre Elisabetta Farnese giustificava le pretese del figlio don Carlos a subentrare

Si può dire con Bled che la dinastia asburgica si pose al servizio del paese[67], in ciò facilitata ancora una volta dalle sue eccedenze demografiche[68]; ma in un contesto segnato dall'annunciata estinzione di alcune case regnanti che nel XVI secolo avevano dato prova di grande vitalità e della completa marginalizzazione politica dei loro stati divenne più traumatico per le donne di casa d'Austria – ma non solo per loro – sposare un Medici, un Farnese o un Este o un Borbone-Parma, come lo era per donne italiane che aspiravano a sposare una testa coronata.

Sul versante italiano è da considerare il caso di Anna Maria Luisa, l'ultima dei Medici, che prima di sposare l'elettore palatino era stata rifiutata dal re di Spagna, da quello di Portogallo, dal delfino di Francia, dal duca di Savoia[69]; su quello straniero si pensi alla moglie di Cosimo III, penultimo granduca di casa Medici, Margherita Luisa d'Orléans, che si separò ben presto dal marito e a Maria Amalia d'Asburgo, figlia di Maria Teresa, che sposò Ferdinando di Borbone Parma e che palesò sempre, pubblicamente, la sua degnazione per aver sposato un piccolo principe[70].

Certamente non le si poteva dare torto, considerato che due sorelle sposarono il futuro re di Francia e il re di Napoli, ma essa non riuscì mai a entrare nella logica della politica matrimoniale perseguita dalla madre che destinò tre figlie (Maria Amalia, Maria Carolina, Maria Antonietta) e due figli (Giuseppe e Leopoldo) – a nozze con i sovrani borbonici d'Europa. Forse il suo comportamento, come quello della granduchessa moglie di Cosimo III, che ai più poteva apparire vanesio e caratterizzato

ai Medici con la sua discendenza da Margherita dei Medici, moglie del bisnonno Odoardo Farnese. Cfr. E. Robiony, *Gli ultimi dei Medici e la successione al Granducato di Toscana*, cit., 1905, p. 130. Si vedano anche M. Mafrici, *Fascino e potere di una regina*, cit.; P. Alatri, *L'Europa delle successioni (1731-1748)*, Palermo 1989, pp. 73-79.

67 J.P. Bled, *Maria Teresa d'Austria*, Bologna 2003, p. 330. Si veda anche, per la letteratura in lingua italiana, F. Herre, *Maria Teresa. Il destino di una sovrana*, Milano 2000.

68 Maria Teresa ebbe 11 figlie femmine: 6 non superarono i 12 anni di età, 1 si monacò, delle altre 4 Maria Cristina sposò Alberto di Sassonia, Maria Amalia Ferdinando I di Borbone-Parma, Maria Carolina Ferdinando IV di Borbone-Napoli e Maria Antonietta Luigi XVI di Francia. Dei maschi, Giuseppe sposò in prime nozze Maria Isabella di Borbone-Parma. In questo caso un fratello e una sorella Borbone sposarono una sorella e un fratello Asburgo.

69 R. Galluzzi, *Istoria del Granducato di Toscana*, cit., IV, p. 184; E. Robiony, *Gli ultimi dei Medici e la successione al Granducato di Toscana*, cit., p. 61; G. Pieraccini, *La stirpe de' Medici di Cafaggiolo*, cit., II, p. 773.

70 I. Stanga, *Maria Amalia di Borbone duchessa di Parma. 1746-1804*, Cremona 1932, p. 12.

da leggerezze che portarono all'abbandono del talamo coniugale, derivava anche da un mutamento culturale che portava lei e altre a difendere la ragione personale di fronte a quella dinastica o di Stato[71].

Possiamo a questo punto concludere con un riferimento relativo alle nozze, avvenute nel 1771, tra Maria Beatrice d'Este, unica erede del ducato di Modena e Reggio, e Ferdinando Carlo d'Asburgo, figlio di Maria Teresa. Al matrimonio asburgico della futura duchessa, che suscitò fiere rimostranze da parte della Francia, il nonno Francesco III si era convinto, perché con esso provvedeva «nel solo modo che ci restava alla sicurezza, convenienza e interesse della Nostra Casa col riunirla d'amicizia, e d'intelligenza di famiglia alla Corte che ha la maggior influenza in Italia, da che si è da noi veduto così inefficace, così inconcludente e così lontano l'appoggio delli altri»[72].

Francesco parlava di sicurezza, convenienza e interesse della casa, che il vincolo asburgico sembrava garantire, dato che la Francia, legata con i patti di famiglia agli altri troni borbonici, non si era mossa per tutelare la sua famiglia; ma agli stati dinastici quando una casa regnante era in procinto di estinguersi quale altra strada si apriva per evitare la propria fine se non trovare appoggio, anche attraverso i matrimoni, in una dinastia che potesse proteggerli? Non dappertutto lo Stato era divenuto autonomo dalla casa regnante e nei principati italiani la fine della dinastia poteva significare la fine dello Stato. Il fatto che in un periodo in cui stava venendo meno il nesso tra reazioni internazionali e relazioni personali e l'Austria imperiale riaffermava perentoriamente i propri diritti in Italia, il ducato di Modena non seguisse il destino di quello di Mantova e degli altri minuscoli stati gonzagheschi e gli Este riuscissero a salvaguardarne l'esistenza è da considerarsi – nell'ottica dinastica – un risultato altamente positivo, al di là di quello che esso significava in termini di rafforzamento della presenza austriaca in Italia[73].

[71] Cfr. D. BEALES, *Love and the Empire. Maria Theresa and her Co-regents*, in R. ORESKO - G.C. GIBBS - H.M. SCOTT (edd), *Royal and Republican Sovereignty in Early Modern Europe. Essays in Memory of Ragnhild Hatton*, Cambridge 1997, pp. 479-499. Comportamenti simili si ebbero all'interno delle casate aristocratiche. Per un contesto meridionale, cfr. F. LUISE, *I d'Avalos. Una grande famiglia aristocratica napoletana nel Settecento*, Napoli 2006 e E. PAPAGNA, *Sogni e bisogni di una famiglia aristocratica. I Caracciolo di Martina in età moderna*, Milano 2002.

[72] L. SIMEONI, *L'assorbimento austriaco del ducato estense e la politica dei duchi Rinaldo e Francesco III*, Modena 1986, p. VI.

[73] Anche se l'Austria, con il matrimonio di Ferdinando Carlo, conseguiva l'obiettivo di creare in Italia una zona di influenza che senza soluzione di continuità andava dalla

Matrimoni tra gli Asburgo e i principi italiani

Massimiliano I	Bianca Sforza	1494
Margherita	Filiberto II Savoia	1501
Margherita	1) Alessandro Medici	1536
	2) Ottavio Farnese	1538
Caterina	Francesco III Gonzaga	1549
Eleonora	Guglielmo Gonzaga	1561
Barbara	Alfonso Este	1565
Giovanna	Francesco Medici	1565
Ferdinando I Tirolo	Anna Gonzaga	1582
Maria Maddalena Tirolo	Cosimo II Medici	1608
Ferdinando II	Eleonora Gonzaga	1622
Leopoldo Tirolo	Claudia Medici	1626
Ferdinando Carlo Tirolo	Anna Medici	1646
Isabella Clara Tirolo	Carlo II Gonzaga	1649
Ferdinando III	Eleonora Gonzaga	1651
Giuseppe II	Maria Isabella Borbone Parma	1760
Maria Carolina	Ferdinando IV Borbone Napoli	1768
Maria Amalia	Ferdinando I Borbone Parma	1769
Ferdinando Carlo	Maria Beatrice Este	1771

Lombardia alla Toscana, Francesco III riuscì ad ottenere che Modena restasse sempre un corpo separato dal resto dei dominî austriaci e che l'arciduca vi ponesse la propria residenza. L. SIMEONI, *L'assorbimento austriaco del ducato estense*, cit., pp. VII e 53.

Briefe, Besuche, Hochzeiten

Die Gonzaga im Kontakt mit deutschsprachigen Fürstenhäusern (1354-1686)

von *Christina Antenhofer*

«Intelleximus adventum illustris dominationis vestre ad civitatem Tridentinam quam et si nobis relatum est eo incolumen applicuisse fuisset tum nobis gratius illam personaliter videre potuisse ut sicut illustres alii domini fratres nostri eam inspexerunt et cum ipsa presentialiter conversati sunt idem et nos facere possemus coniunctionemque amoris et affinitatis nostre mutua inter nos colloquia et familiaris conversatio in maius augerent quod esset nobis imprimis optatissimum»[1].

Im Februar 1480 wandte sich Kardinal Francesco Gonzaga mit diesen Zeilen an seinen Schwager Leonhard von Görz, der seit 1478 mit seiner Schwester Paula verheiratet war. Er hatte von dessen geplanter Reise nach Trient gehört und bat ihn, bei diesem Anlass nach Mantua weiterzureisen und ihn dort persönlich zu treffen. Dieses persönliche Treffen sei deshalb wichtig, damit er wie seine anderen Brüder ihn sehen, mit ihm «presentialiter», von Angesicht zu Angesicht sprechen könne, und damit durch die gemeinsamen Unterredungen und familiären Gespräche die gegenseitige Liebe und «affinitas» gemehrt werde. In diesem Brief werden gleich mehrere Aspekte der Kommunikation und damit verbundenen Wahrnehmung angesprochen: Ausgangspunkt und Anlass des Schreibens sind die «Liebe und affinitas», die die beiden Fürsten durch die Eheverbindung Leonhards mit einer Schwester des Kardinals verbanden. Die damit vertraglich geschlossene emotionale Beziehung wurde fortan als Pflicht angesehen, die durch Kommunikation gepflegt werden sollte: Eine Kommunikation, die sich zum einen über Briefe entfalten konnte, die zugleich aber auch das persönliche Kennenlernen von Angesicht zu Angesicht verlangte und gemeinsame Gespräche, in denen die Beziehung gepflegt und gewissermaßen «genährt» werden sollte.

Kardinal Francescos Brief scheint Luhmanns These der Systemtheorie vorwegzunehmen, nach der Systeme durch Kommunikation miteinander in Beziehung treten, und durch Kommunikation neue Systeme generieren;

[1] Archivio di Stato di Mantova (künftig ASMn), *Archivio Gonzaga* (künftig *AG*), libro 96, c. 186r, 5. Februar 1480.

ein Ende der Kommunikation bedeutet demnach zugleich das Ende eines Systems, weshalb Kommunikation ständig in Gang gehalten werden müsse[2]. Mithin scheint es gerechtfertigt, den derzeit fast inflationär gebrauchten Begriff der Kommunikation[3] auch als Parameter für die Untersuchung der Verbindungen der Gonzaga mit deutschsprachigen Fürstenhäusern anzusetzen. «Kommunikation» als Begriff für das Klassifizieren dieser Kontakte, die ihren konkreten Niederschlag in einer Reihe von Eheschließungen fanden, eignet sich dabei in mehrfacher Hinsicht: In Anlehnung an Luhmanns Systemtheorie kann damit der Kontakt zwischen zwei Systemen – in diesem Fall zweier Fürstenfamilien – und das Generieren eines neuen Systems in Form der Eheverbindung verstanden werden[4]. Unter diesem Aspekt können die Eheschließungen der Gonzaga mit deutschsprachigen Fürstenfamilien insgesamt als eine «lange Serie der Kommunikation» angesehen werden, die von den Anfängen 1354 bis zum Tod der Kaiserinwitwe Eleonora Gonzaga-Nevers 1686 andauerte. Es ist keine lückenlose Geschichte; über den langen Zeitraum betrachtet lassen sich vielmehr Phasen starker Verdichtung sowie Phasen des Abflauens beobachten. Die Eheverbindungen involvierten verschiedene Fürstenhäuser des Reichs, ehe sich ab dem 16. Jahrhundert die Beziehungen ins Reich allein auf die Habsburger konzentrierten und in einer Intensität entfalteten, wie sie kaum eine andere italienische Fürstenfamilie unterhielt[5].

Eheschließungen werden in diesem Beitrag als Anlässe und zugleich Ausdruck der zum Reich orientierten Kommunikation der Gonzaga in den Blick genommen sowie als Knotenpunkte, die ihrerseits wiederum

[2] Zu Luhmanns Beitrag für die Fragen der Kommunikationsgeschichte siehe V. DEPKAT, *Kommunikationsgeschichte zwischen Mediengeschichte und der Geschichte sozialer Kommunikation. Versuch einer konzeptionellen Klärung*, in K.-H. SPIESS (Hrsg.), *Medien der Kommunikation im Mittelalter* (Beiträge zur Kommunikationsgeschichte, 15), Stuttgart 2003, S. 9-48, hier S. 28.

[3] Vgl. dazu die berechtigte Kritik von Depkat «Angesichts des inflationären Gebrauchs ist 'Kommunikation' auf dem besten Wege zu einem 'Plastikwort' zu werden», *ibidem*, S. 9.

[4] *Ibidem*, S. 18-32.

[5] Vgl. dazu Spagnoletti, der den Gonzaga in dieser Hinsicht eine Sonderstellung unter den italienischen Dynastien einräumt, sie als «europäische» Dynastie bezeichnet, A. SPAGNOLETTI, *Le dinastie italiane nella prima età moderna* (Collezione di testi e di studi, Storiografia), Bologna 2003, S. 171, Anm. 60. Weniger prominent behandelt Schnettger die Gonzaga; er sieht vor allem die Savoyer und Medici als die erstrangigen italienischen Partner auf dem europäischen «Heiratsmarkt», vgl. M. SCHNETTGER, *Geschichte einer Dekadenz? Die italienischen Dynastien im Europa der Frühen Neuzeit*, in «Jahrbuch für Europäische Geschichte», 8, 2007, S. 51-75.

Kommunikationsstränge nach sich ziehen: Dies umfasst die vermittelte Kommunikation über Briefe und Gesandte sowie das Verfassen und den Austausch einer Fülle von Schriftstücken, wie Verträgen, Rechnungen und Inventarlisten. Die Kommunikation entfaltete sich aber auch im Austausch von Dienern oder gar Künstlern und Handwerkern, die zwischen den Höfen wechselten oder sich mitunter dauerhaft als Hofpersonal am jeweils anderen Hof niederließen. Ergänzt wurden die Kontakte durch nonverbale Formen der Kommunikation, vor allem durch den Austausch von Geschenken und das füreinander Eintreten und Handeln, sowie durch die Zirkulation der Güter, die anlässlich der Eheschließung stattfand[6]. Ihre «Krönung», will man Kardinal Francescos Brief folgen, fand diese Kommunikation jedoch in den Gelegenheiten des persönlichen Gesprächs anlässlich der wechselseitigen Besuche.

I. Theoretische Konzepte zur Ehe

Das Thema «Ehe» lässt sich anhand zweier grundlegender theoretischer Konzepte diskutieren. Aus anthropologischer Sicht hat C. Lévi-Strauss den Charakter der Ehe als «Tauschgeschäft» hervorgehoben[7]. Der Charakter des Tauschgeschäfts zeige sich im Austausch von materiellen Gütern, die das Tauschgeschäft «Hochzeit» umrahmen[8]; Sinn der Ehe sei der Austausch zwischen Familienverbänden. Die Ehe schaffe die notwendige Mobilität und vor allem ermögliche sie das Schließen von Freundschaften. Entsprechend erklärt Lévi-Strauss das Inzestverbot als weniger biologisch denn vielmehr politisch motiviert. Das Inzestverbot sichere Mobilität und Verbindungen zwischen weiter gestreuten Personenkreisen; es verhindere eine Konzentration von Gütern aber auch Macht in einem kleinen Familienkreis[9]. Das zweite Konzept ist in der deutschen Mediävistik in erster Linie mit G. Althoff verbunden: Althoff zeigt Eheschließungen neben Freundschaftsbündnissen und den so genannten «Genossenschaften», in

[6] Vgl. C. Antenhofer, *Briefe zwischen Süd und Nord. Die Hochzeit und Ehe von Paula de Gonzaga und Leonhard von Görz im Spiegel der fürstlichen Kommunikation (1473-1500)*, (Schlern-Schriften, 336) Innsbruck 2007, S. 145-212.

[7] C. Lévi-Strauss, *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft*, Frankfurt a.M. 1981.

[8] Unter diesem Aspekt betrachtet auch Sutter Fichtner die Hochzeiten der Habsburger, vgl. P. Sutter Fichtner, *Dynastic Marriage in Sixteenth-Century Habsburg Diplomacy and Statecraft. An Interdisciplinary Approach*, in «The American Historical Review», 81, 1976, 2, S. 243-265.

[9] C. Lévi-Strauss, *Verwandtschaft*, S. 639-663.

der Folge auch oft Schwurgemeinschaften, als eines der fundamentalen Bündnissysteme innerhalb des Lehenssystems auf[10].

Es lässt sich die These formulieren, dass die Heirat zunächst ein Tauschgeschäft war, das sich in der Folge zum Bündnis entwickelte bzw. entwickeln konnte. Damit es aber ein erfolgreiches Bündnis im Sinne der Verbindung zwischen den beiden Partnern, den beteiligten Familien ebenso wie den verheirateten Individuen, wurde, mussten mehrere «Leistungen» erfolgreich erbracht werden. Für Lévi-Strauss ist es «der totale – sexuelle, ökonomische, juristische und soziale – Charakter dieser Gesamtheit gegenseitiger Leistungen, welche die Heirat bildet»[11]. Gescheiterte Ehen bedeuteten häufig auch gescheiterte Bündnisse; erfolgreich waren über Ehen geschlossene Bündnisse wohl erst, wenn sie dauerhafte Ergebnisse in Form von engen Beziehungen nach sich zogen, die über Generationen fortdauerten. Ehen konnten, mussten aber keine bedeutenden politischen Ergebnisse nach sich ziehen, auch wenn sie zu diesem Zweck geschlossen wurden[12].

II. Die Eheverbindungen der Gonzaga

Ich beginne diesen Abschnitt mit der These, dass die intensiven Beziehungen der Gonzaga zu den Habsburgern, die sich vor allem ab dem 16. Jahrhundert in einer zunehmenden Dichte an wechselseitigen Eheschließungen manifestierten[13], ihren Anfang und Ursprung hatten in den Beziehungen, die die Gonzaga zu den Fürsten des Reichs, insbesondere

[10] G. Althoff, *Verwandte, Freunde und Getreue. Zum politischen Stellenwert der Gruppenbindungen im früheren Mittelalter*, Darmstadt 1990.

[11] Vgl. C. Lévi-Strauss, *Verwandtschaft*, S. 125.

[12] Eine ähnliche Bewertung liefert auch Spagnoletti unter dem Titel «La redditività politica del matrimonio». A. Spagnoletti, *Dinastie*, S. 209-223. Niederkorn unterscheidet in seiner Untersuchung der habsburgischen dynastischen Politik sechs Haupttypen an Zielsetzungen, die mit Ehen verbunden waren, vgl. J.P. Niederkorn, *Die dynastische Politik der Habsburger im 16. und frühen 17. Jahrhundert*, in «Jahrbuch für Europäische Geschichte», 8, 2007, S. 29-50, hier S. 33. Ich betrachte Ehen jedoch im Sinne Lévi-Strauss' als Gesamtheit von unterschiedlichen Interessen und gehe entsprechend immer von einer Kombination verschiedener Zielsetzungen aus, die zu einer Eheschließung führten; letztlich zeigt gerade das Scheitern vieler Heiratsprojekte, dass ein Zusammenspiel verschiedener Faktoren von Nöten war, um zu einem erfolgreichen Abschluss einer Ehe zu kommen.

[13] Eine Untersuchung der habsburgisch-gonzagischen Eheverbindungen des 16. und 17. Jahrhunderts bereitet derzeit Alexandra Koch (Graz) vor.

zum Kaiser unterhielten respektive suchten. Als kleine Signoria zwischen großen Machtblöcken waren die Gonzaga mehr als die großen italienischen Fürstenhäuser zu einer «Schaukelpolitik» gezwungen[14], die sie militärisch im Dienst zwischen den großen Nachbarn Venedig und Mailand wechseln sah und auch ihre Heiratsverbindungen bestimmte: Die Gonzaga suchten sich die in der jeweiligen Zeit opportunsten Verbindungen und wechselten zwischen Ehen mit verschiedenen deutschen Fürstenhäusern, französischen Geschlechtern und den bedeutenden Familien Italiens[15]. Die Eheverbindungen dienten ihnen als Sprungbrett für den Aufstieg in den europäischen Hochadel und für die Ausweitung und Sicherung ihrer Macht im 15. Jahrhundert. Im 16. Jahrhundert zählten die Gonzaga neben den Medici, Este, Savoya und Farnese zu den mächtigsten Fürsten der Halbinsel, ein Status, der sich am Prestige ihrer Hochzeitsverbindungen ablesen lässt[16]. Die in intensiver Form gesuchte Verbindung mit den Habsburgern sicherte dabei die Stabilisierung ihrer Situation und die Aufrechterhaltung ihrer relativen Selbständigkeit auf der geänderten politischen Landkarte der Neuzeit.

Bereits am Beginn der Gonzaga Dynastie findet sich eine erste Doppelhochzeit mit den Habsburgern, die in dieser Zeit noch deutlich in Zusammenhang mit ihrer Orientierung am Kaiser – und weniger am Haus Habsburg – stand. 1328 hatte Luigi Gonzaga gemeinsam mit seinen Söhnen in einem «Staatsstreich» die Buonacolsi als Herrscher über Mantua abgelöst und war mit dem Vikariat belehnt worden. 1354 machte sich sein zweitgeborener Sohn, Filippino, auf zu Karl IV., um eine Erneuerung der Belehnung mit dem Vikariat für alle Brüder zu erreichen. Filippino erlangte nicht nur die Erneuerung der Belehnung, sondern zugleich die Festigung der Bindungen an das Reich durch die oben erwähnte Doppelhochzeit: Er ehelichte in zweiter Ehe Varena

[14] Vgl. M.-J. RODRÍGUEZ-SALGADO, *Terracotta and Iron. Mantuan Politics (ca. 1450 - ca. 1550)*, in C. MOZZARELLI - R. ORESKO - L. VENTURA (Hrsg.), *La corte di Mantova nell'età di Andrea Mantegna; 1450-1550 / The court of the Gonzaga in the Age of Mantegna; 1450-1550.* Atti del convegno (Londra 6-8 marzo 1992; Mantova 28 marzo 1992), (Europa delle Corti. Centro studi sulle società di antico regime. Biblioteca del Cinquecento, 75) Roma 1997, S. 15-59.

[15] Siehe dazu C. ANTENHOFER, *From Local Signori to European High Nobility. The Gonzaga Family Networks in the 15th Century*, in C.H. JOHNSON - D.W. SABEAN - S. TEUSCHER - F. TRIVELLATO (Hrsg.), *Transregional and Transnational Families in Europe and Beyond: Experiences Since the Middle Ages*, im Druck.

[16] Vgl. A. SPAGNOLETTI, *Dinastie*, S. 168-169. Schnettger rechnet sie wiederum zu den kleineren der italienischen Dynastien auf dem europäischen «Heiratsmarkt», vgl. M. SCHNETTGER, *Geschichte*, S. 58-59.

(Verena) Gräfin von Habsburg-Laufenburg, eine Tochter Johanns II. und der Verena von Neufchâtel[17], während ihr Onkel[18], Rudolf IV., Filippinos zweite Tochter Elisabetta heiratete[19].

Bereits an diesem Beispiel zeigt sich, dass Eheverbindungen zu den Fürsten des Reichs häufig in Zusammenhang mit Titelerhebungen bzw. -bestätigungen an die Gonzaga durch den jeweiligen Kaiser erfolgten; eine Tendenz, die sich auch in den folgenden Jahrhunderten beobachten lässt. Im 14. und 15. Jahrhundert entwickelte sich daraus noch keine systematische Verbindung mit einem Haus bzw. mit dem Reich, was dem mobilen Charakter der politischen Landschaft und der Eheschließungen dieser Zeit entspricht.

1. *Das 15. Jahrhundert*

Die Doppelhochzeit des 14. Jahrhunderts fand keine unmittelbare Fortsetzung. Eine erste Phase besonderer Verdichtung von Eheanbahnungen in den Norden lässt sich jedoch bereits im 15. Jahrhundert ansetzen. Die Erhebung von Gianfrancesco Gonzaga in den Markgrafenstand, die 1432 durch Kaiser Sigismund erfolgte, war zugleich verbunden mit der Verlobung seines Sohnes Ludovico mit Barbara von Brandenburg, Tochter von Johann dem Alchemisten, eine Fürstin aus dem engen kaiserlichen Umfeld[20]. Wie wichtig diese politische Verbindung für die Gonzaga war,

[17] D. SCHWENNICKE, *Europäische Stammtafeln. Neue Folge*, 19 Bde., Frankfurt a.M. 1998, Bd. 1/1, Tafel 39.

[18] I. Lazzarini nennt Rudolf den Bruder von Verena, I. LAZZARINI, *Gonzaga, Filippino*, in *Dizionario Biografico degli Italiani* (künftig *DBI*), Bd. 57, 2001, S. 749-751, hier S. 750. Schwennicke hingegen führt ihn als Onkel von Verena an, vgl. D. SCHWENNICKE, *Stammtafeln*, Tafel 39.

[19] Vgl. I. LAZZARINI, *Filippino*, S. 749-751.

[20] Anders als in der Forschung oft erwähnt, war Barbara nicht eine Nichte des Kaisers; allerdings war Barbaras Großvater, Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg, ein langjähriger Vertrauter des Kaisers; zudem war sein älterer Bruder Johann mit der jüngsten Schwester des Kaisers, Margarethe von Luxemburg, verheiratet. Vgl. E. SEVERIDT, *Familie, Verwandtschaft und Karriere bei den Gonzaga. Struktur und Funktion von Familie und Verwandtschaft bei den Gonzaga und ihren deutschen Verwandten (1444-1519)*, (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, 45) Leinfelden - Echterdingen 2002, S. 200. Die Hohenzollern waren zwar erst ein aufsteigendes Geschlecht (1363 hatten sie durch Kaiser Karl IV. fürstliche Rechte erhalten und wurden erst allmählich als Fürsten anerkannt) – ihre exzellenten Heiratsverbindungen weisen jedoch darauf hin, dass sie im Reichsfürstenstand als ebenbürtig galten; mit dem Erhalt der Mark Brandenburg 1415 rückten sie als Kurfürsten an die Spitze des Reichsadels. Vgl. C. NOLTE, *Familie, Hof und Herrschaft.*

zeigt sich nicht zuletzt darin, dass sie zur Gänze auf die Mitgift der Braut verzichteten[21].

Aus der politischen Bedeutung dieser Eheschließung resultierte eine ebenso politische Position der Gattin. Dies zeigt sich anhand mehrerer Aspekte[22]. Unter Barbara wurde Mantua zu einer wichtigen Informationsdrehscheibe, in der Nachrichten aus dem Reich, aus Italien und nicht zuletzt aus der Kurie in Rom zusammenflossen und weitervermittelt wurden; bei ihr liefen die Fäden der Korrespondenz zusammen, die sie regelrecht kontrollierte. Da ihr Gatte meist nicht in Mantua war, war auch sie es, die Boten und Gesandte empfing und den Gatten brieflich darüber informierte[23]. Aufgrund ihrer Herkunft aus dem angesehenen Reichsadel hatte sie bessere Kontakte – vor allem zu den deutschen Fürsten und zum Kaiser – als ihr Gatte und diese wusste das Markgrafenpaar zu nutzen. Auf Barbaras maßgeblichen Einfluss geht etwa die Ausrichtung des von Papst Pius II. 1459 einberufenen Tages in Mantua zurück, auf dem der Kreuzzug gegen die Osmanen geplant werden sollte. Mantua wurde erstmals Schauplatz eines «internationalen» Kongresses, Anlass, zu dem zugleich maßgebliche städtebauliche Veränderungen vorgenommen wurden, um die Stadt entsprechend für den hohen Besuch zu rüsten. Neben Papst Pius II. waren unter anderem Friedrich III. und Erzherzog Albrecht VI. von Österreich unter den illustren Gästen bei diesem Anlass in Mantua. Auf diesem Tag wurde auch die Kardinalserhebung von Francesco besprochen, die 1461 erfolgte, und an der Barbara ebenfalls beteiligt war[24]. Francesco galt in Rom als «deutscher» Kardinal; bei den Verhandlungen bezüglich seiner

Das verwandtschaftliche Beziehungs- und Kommunikationsnetz der Reichsfürsten am Beispiel der Markgrafen von Brandenburg-Ansbach (1440-1530), (Mittelalter-Forschungen, 11) Ostfildern 2005, S. 41-44.

[21] Zu dieser Eheschließung vgl. E. Ward Swain, *Strategia matrimoniale in casa Gonzaga. Il caso di Barbara e Ludovico*, in «Civiltà Mantovana», 14, 1986, S. 1-14. Wie sehr Barbara es später als Unrecht empfand, ohne Mitgift verheiratet worden zu sein, zeigt sich daran, dass sie gut 18 Jahre nach ihrer Eheschließung die Zusicherung einer Mitgift erwirkte, um die sie nicht unähnlich ihrer Tochter Paula jedoch zäh kämpfen sollte; vgl. *ibidem,* S. 5 und E. Severidt, *Familie*, S. 293-294.

[22] Vgl. E. Severidt, *Familie*; sowie E. Severidt, *Familie und Politik. Barbara von Brandenburg, Markgräfin von Mantua (30. September 1422 - 7. November 1481)*, in «Innsbrucker Historische Studien», 16, 1997, 17, S. 213-238.

[23] Zur Rolle Barbaras vgl. auch C. Antenhofer, *Il potere delle gentildonne. L'esempio di Barbara di Brandenburgo e Paula Gonzaga*, in L. Arcangeli - S. Peyronel (Hrsg.), *Donne di potere nel Rinascimento*, Roma 2008, S. 67-87.

[24] Vgl. E. Severidt, *Familie*, S. 282-287.

Erhebung hatte man angeführt, dass er aufgrund seiner mütterlichen Abstammung als Mitglied der «natio germanica» gelte[25]. Barbaras Einfluss war es wohl zudem, der zu drei weiteren deutsch-italienischen Ehen in der Generation ihrer Kinder führte: Der Nachfolger Federico heiratete 1463 Margarete von Wittelsbach, die Tochter Barbara ehelichte 1474 Graf Eberhart in Bart von Württemberg und Paula, die jüngste Tochter, 1476/78 den Grafen Leonhard von Görz[26]. Bei den letzten beiden Eheschließungen spielte vor allem auch Margarete von Wittelsbach als Heiratsvermittlerin während eines Aufenthaltes am Münchner Hof 1473 eine entscheidende Rolle[27].

Anhand dieser letzten Eheschließung lässt sich die Rolle Kaiser Friedrichs III. und damit der Habsburger bereits in dieser Zeit deutlich herausarbeiten. Die erste Werbung um eine Gonzaga Braut durch Graf Leonhard und seinen Bruder Johann war 1461 von den Gonzaga abgewiesen worden, weil Kaiser Friedrich III. mitgeteilt hatte, dass er keine derartige Verbindung wünsche, da er die beiden Grafen als seine Feinde betrachtete[28]. Erst als sich das Verhältnis des Kaisers zu den Görzern verbessert hatte, wurde rund zwölf Jahre später, 1473, Leonhard als Heiratskandidat in Erwägung gezogen. Ausdrücklich findet sich auch im Hochzeitsvertrag von Paula und Leonhard bereits am Beginn die Formulierung, dass die Ehe mit der Zustimmung von Kaiser Friedrich III. geschlossen worden sei[29].

[25] Vgl. zur Argumentation anlässlich der Kardinalserhebung *ibidem,* S. 284. Anlässlich seiner Bewerbung um das Bistum Brixen argumentierte Barbara, dass er trotz eines italienischen Vaters auch «deutsches Blut» habe: «...ipse quidam caridinalis meus, quamquam pater italicus sit, a teutonico sanguine non degenerat»; zitiert nach *ibidem*, S. 42.

[26] Vgl. C. ANTENHOFER, *Briefe.* Zum Doppeldatum bei Paula und Leonhard: 1476 wurde der Hochzeitsvertrag unterzeichnet; 1478 zog Paula nach Lienz und die Hochzeit wurde in Bozen zelebriert.

[27] Vgl. E. SEVERIDT, *Familie,* S. 238-241.

[28] Vgl. den Brief des Kaisers an Markgraf Ludovico vom 19. Jänner 1461, ASMn, *AG*, b. 428, c. 139 mit der entsprechenden Anweisung und einen zweiten Brief des Kaisers an den Markgrafen vom 2. März, wo er sich für dessen Antwort bedankt; der Markgraf hatte ihm versichert, er werde auf diese Hochzeitsverbindung verzichten, ASMn, *AG*, b. 428, c. 140. Im Gegenzug hatte der Kaiser ihm dafür eine lukrativere Verbindung in Aussicht gestellt.

[29] «Idem illustris dominus marchio receptis prius et visis litteris prefati serenissimi et invictissimi domini domini Federici Romanorum imperatoris quibus hanc affinitatem sibi gratam fore affirmat, requisitionibus prefati domini comitis libenti animo satisfacere cupiens ad infrascripta pacta et capitula devenit», ASMn, *AG*, b. 219, c. 4, 11. Juli 1476.

Ein bemerkenswertes Dokument der Wahrnehmung und vor allem der Bedeutung der deutschen Verwandten hat sich in Mantua im Castello San Giorgio im berühmten Freskenzyklus des Andrea Mantegna, der Camera degli Sposi, erhalten. Die Fresken zeigen Ludovico Gonzaga im Kreis seiner Familie. Interessant für die hier betrachtete Frage ist, dass das Fresko zugleich die Freundschaftsbeziehungen der Gonzaga zelebriert, die diese zu den Fürsten des Reichs unterhielten: Kaiser Friedrich III. und König Christian I. von Dänemark, der Schwager Barbaras von Brandenburg, sind als Portraitierte im Freskenzyklus dargestellt. Auch wenn die Zuweisung der Charaktere zu den einzelnen Personen schwer fällt, ist die Darstellung dieser beiden Personen durch ein zeitgenössisches Zitat von Galeazzo Maria Sforza bezeugt, der sich darüber beklagte, dass die «duy più tristi homini del mondo» dargestellt seien, während er selbst fehle[30].

Mit Barbaras Tod 1481 endete der intensive Kontakt zum deutschen Sprachraum – ich wähle hier bewusst das Adjektiv «deutsch», weil es ein Quellenbegriff ist: in der Gonzaga Korrespondenz werden alle Gebiete jenseits der Alpen, so auch das Görzer Territorium als «Alemagna» bezeichnet; Boten, die sie in dieses Gebiet schickten, begaben sich regelmäßig auf «Rundreise», wobei sie vornehmlich bei den verwandten Höfen, den Görzern, Württembergern und Brandenburgern, Station machten[31].

Barbaras Tochter Paula Gonzaga hatte ebenfalls – obwohl in der Forschung teilweise geradezu unterschlagen – enge Netzwerke zu den Habsburgern aufgebaut. Als Bündnispartner an ihrer Seite – auch gegen ihren allgemein als etwas unwirsch beschriebenen Gatten – stehen Erzherzog Sigmund von Österreich mit seiner Gattin Katharina von Sachsen sowie in weiterer Folge Maximilian I. Das Schicksal der Ehe von Paula und Leonhard war es jedoch, eines der «unbedeutendsten», geradezu gescheiterten Bündnisse

[30] Vgl. R. SIGNORINI, *Opus hoc tenue. La camera dipinta di Andrea Mantegna. Lettura storica iconografica iconologia*, Parma 1985, S. 171-172. Folgt man den Ausführungen von Pasetti und Pinotti, so waren zumindest die Sforza Gefolgsleute auf dem großen zentralen Fresko dargestellt, nur der Fürst selbst war ausgespart wegen seiner Arroganz und nicht zuletzt deshalb, weil er zwei Gonzagatöchter als Gattinnen abgelehnt hatte. Vgl. G. PASETTI - G. PINOTTI, *La camera in luce. La camera degli Sposi di Andrea Mantegna in Palazzo Ducale a Mantova – redazione 1999*, S. 9-10 [http://xoomer.alice.it/gpasett/luce.htm», 25.06.2008]. Zur historischen Lektüre der Fresken als Inszenierung der Kommunikation und der Freundschaftsbeziehungen vgl. C. ANTENHOFER, *Der Fürst kommuniziert. Die Camera Picta des Andrea Mantegna*, in E. WALDE (Hrsg.), *Bildmagie und Brunnensturz. Visuelle Rhetorik von der klassischen Antike bis zur aktuellen medialen Kriegsberichterstattung*, Innsbruck - Wien - Bozen 2009, S. 217-237.

[31] Vgl. C. ANTENHOFER, *Briefe*, S. 130.

gewesen zu sein. Dies mag mit ein Grund sein, wieso Paula in manchen Darstellungen der Gonzaga, etwa jener von Coniglio[32], nicht erwähnt wird, ja nicht einmal im Stammbaum aufscheint. Sie wurde dem Vergessen und der Bedeutungslosigkeit überlassen. Das «Vergessen» Paulas schreibt sich zudem ein in die sich ändernden politischen Interessen der Gonzaga Fürsten – denn die Ehe überdauerte drei Markgrafengenerationen, beginnend mit der Regierung ihres Vaters Ludovico (1444-1478), die geprägt war von einem äußerst engen Kontakt zu den deutschen Reichsfürsten. In den folgenden Generationen, unter Federico (1478-1484) und schließlich dessen Nachfolger Francesco (1484-1519), bekannt vor allem als Gatte Isabella d'Estes, orientierten sich die Gonzaga zunehmend an den anderen italienischen Fürstenfamilien und nicht zuletzt an Frankreich. Das Reich und die dorthin verheirateten Fürstinnen verloren bei den amtierenden Markgrafen von Mantua zusehends an Bedeutung und Interesse[33].

2. *Das 16. und 17. Jahrhundert*

Eine neuerliche Anbahnung von Hochzeitsverbindungen der Gonzaga mit Fürstenhäusern des Reichs findet sich erst in der Mitte des 16. Jahrhunderts. Sie ist wiederum Resultat der politischen Haltung der Gonzaga, ihrer Orientierung am Kaiser, die einher ging mit der geänderten politischen Situation auf der italienischen Halbinsel. Erst jetzt begann die Serie wechselseitiger Eheschließungen der Gonzaga mit den Habsburgern, die im historischen Gedächtnis der Nachwelt tiefer verankert blieb als die schon in den Jahrhunderten zuvor angebahnten Hochzeiten mit deutschen Fürstenhäusern[34]. Im Unterschied zu den vorhergehenden Jahrhunderten galten die «deutschen» Eheverbindungen der Gonzaga des 16. und 17. Jahrhunderts nur mehr dem Haus Habsburg. Dieser Befund an der Oberfläche spiegelt sowohl die geänderte politische Situation als auch die geänderte Position der Gonzaga wie die sich ändernde Struktur innerhalb der Familien der italienischen Fürsten wieder. Die Orientierung der Eheverbindungen galt prinzipiell den höchstrangigen Heiratspartnern; Ziel war es, Töchter von Kaisern und Königen zu heiraten bzw. die eige-

[32] G. Coniglio, *I Gonzaga* (Grandi famiglie, 13), Varese 1967.

[33] Unterstützung erhielten sie allerdings von ihren Onkeln und deren Familien, deren Erben schließlich nach dem kinderlosen Tod beider Fürstinnen einen Streit um deren Erbe bzw. die noch offenen Mitgiftzahlungen mit dem amtierenden Markgrafen, Francesco Gonzaga, anzettelten, vgl. C. Antenhofer, *Briefe*, S. 207-209.

[34] Vgl. P. Sutter Fichtner, *Dynastic Marriage*; A. Spagnoletti, *Dinastie*, S. 159-209.

nen Töchter zu Kaiserinnen oder Königinnen zu machen[35]. Die Gonzaga hatten sich aus den Krisen der Übergangszeit zwischen dem 15. und 16. Jahrhundert erfolgreich zu einem der großen italienischen Geschlechter entwickelt. Die Verbindungen in den deutschen Norden waren nun Ausdruck des eigenen (mittlerweile erreichten) Status und stabilisierten sowohl die Position der Gonzaga in Italien als zugleich auch jene der Habsburger, die mit diesen intensiven Heiraten in einzelne Familien ihre Interessensphären sicherten[36]. Nicht zu vergessen ist jedoch, dass diese Situation maßgeblich durch die Reformation bedingt wurde, die für katholische Fürsten deutsche Eheprojekte fortan nahezu unmöglich machte. J.P. Niederkorn und M. Schnettger erklären daraus das gesteigerte Interesse der Habsburger an italienischen Heiratspartnern sowie die starke Orientierung der italienischen Dynastien an den Habsburgern[37].

Letztlich zeigt sich hierin zudem eine innere Umgestaltung des Familienmodells der Gonzaga: War dieses in den Anfängen geprägt von einem pluralistischen Machtgefüge, das mehrere Brüder an der Herrschaft beteiligte bzw. zu Herrschaftsteilungen führte[38], so entwickelte sich die Familie zusehends zu einer Dynastie mit einem durch Primogenitur und differenzierte Hierarchie geprägten Familienmodell; eine Entwicklung, die im Übrigen insgesamt den Hochadel des Reichs der Neuzeit erfasste[39]. In dieser Hinsicht interpretiert auch Spagnoletti die Heiratsverbindungen der Gonzaga und der anderen großen Familien: Sie kennzeichnen sich durch Heiraten der Erstgeborenen mit Töchtern aus den Königs- oder Fürstenkreisen, während nachgeborene Söhne tendenziell in weniger bedeutsame italienische Geschlechter einheirateten, was zur Sicherung und Anbindung der Vasallen an das eigene Territorium und zur Stärkung der Beziehungen mit den lokalen Adelsfamilien führte. Die Töchter wurden

[35] Vgl. A. SPAGNOLETTI, *Dinastie*, S. 159-209.

[36] Vgl. P. SUTTER FICHTNER, *Dynastic Marriage.*

[37] Vgl. J.P. NIEDERKORN, *Politik*; M. SCHNETTGER, *Geschichte*.

[38] Nach wie vor ungeklärt sind die genauen Hintergründe, die zur Teilung der Herrschaft nach dem Tod von Ludovico II. 1478 führten. Vermutlich war Barbara von Brandenburg maßgeblich daran beteiligt, denn ein Testament Ludovicos fand sich nicht; trotzdem ging die Teilung friedlich vor sich, vgl. E. SEVERIDT, *Familie*, S. 129-131.

[39] Vgl. K.-H. SPIESS, *Lordship, Kinship, and Inheritance among the German High Nobility in the Middle Ages and Early Modern Period*, in D.W. SABEAN - S. TEUSCHER - J. MATHIEU (Hrsg.), *Kinship in Europe. Approaches to Long-Term Development (1300-1900)*, New York - Oxford 2007, S. 57-75.

gezielt möglichst prestigeträchtig verheiratet. Um die internen Spannungen in der Familie zwischen rivalisierenden Brüdern abzuschwächen, etablierte sich seit der Generation der Söhne von Ludovico II die Tendenz, den Zweitgeborenen zu einer kirchlichen Karriere zu bestimmen, woraus eine Serie von Gonzaga Kardinälen hervorging. Die von den nachgeborenen jüngeren Brüdern gegründeten Seitenlinien dienten sowohl der politischen Bündnispolitik als auch – folgt man den Ausführungen Spagnolettis – der Sicherung eines «biologischen Pools» für die Familie, sollten in der Hauptlinie Nachkommen fehlen[40].

Trotz aller Stabilität der Beziehungen der Gonzaga zum Kaiser, war diese Beziehung keineswegs konfliktfrei; zudem behielten sie sich auch andere politische Optionen offen, etwa die Orientierung nach Frankreich, die sich in der Gründung der Seitenlinie der Gonzaga-Nevers manifestierte. Nach der deutlichen Ausrichtung der Regierungszeit von Ludovico II. und dessen Nachfolger Federico am Reich, war die politisch turbulente Zeit der Regierung von Francesco und Isabella d'Este von wechselnden Orientierungen an Frankreich oder am Reich gekennzeichnet, die sich zum Teil sogar in konträren politischen Positionierungen des Markgrafen und der Markgräfin äußerten[41]. Francescos Sohn und Nachfolger Federico II. (1519-1540) orientierte sich wiederum am Reich, vor allem an der Person Karls V. Federicos Orientierung an Karl V. diente dabei in erster Linie der «Rettung» der Selbständigkeit Mantuas (zu mindest *de iure*) als eigenständigem Territorium der Gonzaga. *De facto* aber wurde Mantua zum kaiserlichen Protektorat, eine wirklich autonom agierende Politik, wie sie das 15. Jahrhundert noch sah, war infolge der neuen politischen Großlage nicht mehr möglich[42].

Ähnlich wie in der zuvor betrachteten Phase des 15. Jahrhunderts begann auch im 16. Jahrhundert die Serie der intensiveren Eheverbindungen mit einer Verlobung, die verbunden war mit einer Rangerhöhung: Federico gelang es, 1530 dank der Unterstützung von Karl V. in den Rang eines Herzogs erhoben zu werden. Die Erhebung erfolgte anlässlich seiner Verlobung am 6. April 1530 mit Julia von Aragon, die er dann jedoch

[40] A. SPAGNOLETTI, *Dinastie*, S. 225-252. Im Gegensatz dazu sieht Schnettger hierin einen Grund für das Aussterben vieler italienischer Geschlechter, vgl. M. SCHNETTGER, *Geschichte*.

[41] Auch hier muss offen bleiben, inwiefern dies tatsächliche Differenzen des Ehepaares widerspiegelte oder schlicht politische Taktik war. Vgl. auch C. JAMES, *Friendship and Dynastic Marriage in Renaissance Italy*, in «Literature and History»,17, 2008, 1, S. 4-18.

[42] Vgl. hierzu G. CONIGLIO, *Gonzaga*, S. 253-293.

löste um 1531 Margherita Paleologa von Montferrat zu heiraten[43]. Der Kaiser wurde durch finanzielle Leistungen von den veränderten Heiratsplänen überzeugt. Die weiterhin sehr guten Beziehungen von Federico zu Karl V. führten zu einem Besuch des Kaisers vom 7. November bis 8. Dezember 1532 in Mantua. Als Ergebnis dieses langen Aufenthalts ist das Arrangement für die Nachfolge im Montferrat zu sehen. Am 31. Dezember garantierte ein kaiserliches Privileg die rechtmäßige Nachfolge von Margherita als Markgräfin von Montferrat nach dem Tod ihres inzwischen amtierenden Onkels Gian Giorgio. Ein Jahr später organisierte Karl V., dass der todkranke Gian Giorgio die verschmähte Julia von Aragon heiratete. Die Verlobung fand am 29. März 1533 statt. Am 21. April reiste Julia nach Casale, wo die Hochzeit gefeiert wurde. Nur acht Tage nach der Hochzeit verstarb Gian Giorgio, die kaiserlichen Truppen besetzten das Territorium und es begann die lange Zeit der Kämpfe des Herzogs von Mantua um dieses Gebiet. Dass die Zustimmung des Kaisers zur Nachfolge der Gonzaga im Montferrat nicht so einfach über die Bühne ging, zeigt sich nicht zuletzt daran, dass der kaiserliche Hof erst am 3. November 1536 die Frage der Nachfolge im Montferrat zugunsten Federicos entschied[44].

War somit unter Federicos Herrschaft zwar die Verbindung zum Kaiser und damit dem Haus Habsburg gestärkt worden, so mündete sie erst bei seinen Söhnen in konkrete Heiratsprojekte: Sein Sohn Francesco heiratete im Oktober 1549 Katherina von Österreich, eine Tochter Ferdinands I. – nach 200 Jahren die erste habsburgisch-gonzagische Hochzeit, die in der Forschung vielfach überhaupt als erste Heirat der Gonzaga mit den Habsburgern angeführt wird[45]. Da Francesco bereits vier Monate später erst 17jährig verstarb, wurde für seinen Nachfolger eine zweite Eheverbindung mit einer Habsburger Fürstin eingeleitet: Guglielmo Gonzaga vermählte sich 1561 mit einer Schwester Katharinas,

[43] Zu Recht führt Niederkorn auch Heiratsprojekte, die nicht zu einer Ehe führten, als Elemente der dynastischen Politik an, da – wie an diesem Beispiel deutlich ersichtlich – allein das Eheversprechen bereits unmittelbar zu politischen Konsequenzen und Kooperationen führte, vgl. J.P. NIEDERKORN, *Politik*, S. 31.

[44] Vgl. *ibidem*, S. 269-283.

[45] So beginnt auch Annibaletti die Untersuchung der gonzagisch-habsburgischen Heiraten mit 1549, vgl. G. ANNIBALETTI, *Ein irreversibler Niedergang? Die Beziehungen zwischen Mantua und dem Reich nach 1627*, in «zeitenblicke», 6, 2007, 1 [http://www.zeitenblicke.de/2007/1/Annibaletti/index_html#d53e311; 30.06.2008], ebenso M. SCHNETTGER, *Geschichte*.

Eleonore, die am 26. April in Mantua einzog[46]; die verwitwete Katherina kehrte nach Wien zurück. Auf Eleonores Betreiben soll es schließlich auch zurückgehen, dass ihr Bruder Erzherzog Ferdinand von Tirol 1582 in zweiter Ehe ihre Tochter Anna Caterina Gonzaga heiratete[47]. Die Tochter Anna, welche aus dieser Verbindung hervorging, heiratete 1612 Kaiser Matthias.

Die Serie der Heiratsverbindungen gipfelte schließlich in zwei Kaiserinnen, die die Gonzaga stellten: Guglielmos Enkelin, die Tochter von Vincenzo Gonzaga und Eleonora de Medici, Eleonora Gonzaga, heiratete 1621 Kaiser Ferdinand II., nachdem dessen erste Gattin verstorben war[48]. Auch nach dem Aussterben der Hauptlinie der Gonzaga und dem Übergang der Herrschaft an die Nebenlinie der Gonzaga-Nevers dauerten die Beziehungen zu den Habsburgern an und führten zu einer weiteren Gonzaga Kaiserin, wiederum einer Eleonora, die 1651 Kaiser Ferdinand III. heiratete[49]. Auf den Einsatz der älteren Eleonore soll außerdem die Hochzeit von Carlo II. Gonzaga-Nevers und Isabella Clara[50], Tochter Erzherzog Leopolds V. von Tirol, 1649 zurückgehen. Betrachtet man diese Heiratsverbindungen im Einzelnen – wie auch wiederum jene des

[46] Vgl. S. PELLIZZER, *Eleonora d'Asburgo*, in *DBI*, Bd. 42, Roma 1993, S. 419-422.

[47] Trotz dieser Ehen lässt sich nicht davon ausgehen, dass sich die Beziehungen der Gonzaga zum Kaiser verbessert hätten; Guglielmo rief offensichtlich Verärgerung hervor; nicht zuletzt strebte er die Erhebung zum Erzherzog an, und da ihm dies nicht gelang, ließ er sich schlicht trotzdem mit dem Titel «Hoheit» (*Altezza*) ansprechen. Dieses willkürliche Vorgehen löste die Intervention der Kaiser Maximilian II. und Rudolf II. aus; schließlich machte Guglielmo das Recht, diesen Titel zu tragen, zur Bedingung für die Eheschließung seiner Tochter mit dem verwitweten Erzherzog von Tirol, vgl. G. CONIGLIO, *Gonzaga*, S. 338-341; E. TADDEI, *Anna Caterina Gonzaga und ihre Zeit. Der italienische Einfluss am Innsbrucker Hof*, in H. NOFLATSCHER - J.P. NIEDERKORN (HRSG.); *Der Innsbrucker Hof. Residenz und höfische Gesellschaft in Tirol vom 15. bis 19. Jahrhundert* (Archiv für österreichische Geschichte, 138), Wien 2005, S. 213-240, hier S. 216; vgl. zu Anna Caterina auch M.E. WALLAS, *Anna Catherina Gonzaga. Leben und Wirken der zweiten Gemahlin Erzherzog Ferdinands II.*, Diplomarbeit Innsbruck, 1990.

[48] Vgl. A. BUES, *Eleonora Gonzaga*, in *DBI*, Bd. 42, Roma 1993, S. 425-428.

[49] Vgl. R. BECKER, *Eleonora Gonzaga Nevers*, in *DBI*, Bd. 42, Roma 1993, S. 428-434. Zu den beiden Eleonoren vgl. G.B. INTRA, *Le due Eleonore Gonzaga Imperatrici*, in «Atti e Memorie della R. Accademia Virgiliana di Mantova», 1891, Mantova 1893, 92, S. 37-84. Zur zweiten Kaiserin Eleonora vgl. K. FIDLER, *Mäzenatentum und Politik am Wiener Hof. Das Beispiel der Kaiserin Eleonora Gonzaga-Nevers*, in «Innsbrucker Historische Studien», 12, 1990, 13, S. 41-68; K. FIDLER, *Eleonora von Gonzaga. Leben und Wirken einer Italienerin am Wiener Hof des 17. Jahrhunderts*, Diplomarbeit Innsbruck, 1986.

[50] R. TAMALIO, *Isabella Clara d'Asburgo*, in *DBI*, Bd. 62, Roma 2004, S. 637-639.

15. Jahrhunderts – so ist die maßgebliche Einflussnahme der Frauen hervorzuheben. Die Hochzeit von Anna Caterina wurde beispielsweise auf das Betreiben der Habsburgerin Eleonore in die Wege geleitet; ebenso erwiesen sich die beiden Eleonoren am Kaiserthron als Vermittlerinnen weiterer Hochzeitsverbindungen mit und in ihrer Herkunftsfamilie[51]. Hier zeigt sich zudem deutlich die immer engere Verdichtung der Heiratskreise im Zuge zunehmend endogamer werdenden Heiratsstrategien, die ab der Frühen Neuzeit den Adel kennzeichneten[52].

III. Kommunikation und Wahrnehmung

Eine systematische Aufarbeitung der Kommunikation und Wahrnehmung anlässlich dieser Eheschließungen insbesondere in einem diachronen Vergleich steht noch aus, ebenso wie eine systematische Analyse des Heiratsverhaltens und Familienmodells der italienischen und deutschen Dynastien im Vergleich[53]. Betrachtungen der Ehen bzw. Ehefrauen wurden vielfach lediglich am Rande, als «dynastisches» Beiwerk, angestellt, oder es wurde allenfalls nach den «bedeutenden» Handlungen der Frauen gefragt, sei es in politischer Form, sei es in jener des Mäzenatentums oder der Stiftungstätigkeit. In dieser Hinsicht wurde vor allem das religiöse und künstlerische Engagement der Gonzaga Frauen des 16. und 17. Jahrhunderts hervorgehoben. Gerade das religiöse Moment hatte sich bei den Gonzaga Fürstinnen des 15. Jahrhunderts nicht in dieser Form geäußert; es scheint vor allem mit Erzherzogin Eleonore nach Mantua gekommen zu sein und ist durch den zeitgenössischen Kontext der Gegenreformation bedingt. Ebenso ist ein besonderes künstlerisches Engagement bei den ins Reich verheirateten Gonzaga Töchtern des 15. Jahrhunderts – beispielsweise bei Paula – nicht zu beobachten. Hier scheinen die späteren Gonzaga Töchter die Erbinnen der gesteigerten Kunstpolitik und -förderung der fortschreitenden Renaissance gewesen zu sein. Fragen der Wahrnehmung kultureller Differenzen bzw. auch der Erfahrungen der

[51] Zur Rolle der Frauen, insbesondere der Tanten, bei Heiratsanbahnungen vgl. M. Hohkamp, *Sisters, Aunts, and Cousins: Familial Architectures and the Politcal Field in Early Modern Europe*, in D.W. Sabean - S. Teuscher - J. Mathieu (Hrsg.), *Kinship in Europe. Approaches to Long-Term Development (1300-1900)*, New York - Oxford 2007, S. 91-104.

[52] Vgl. D.W. Sabean - S. Teuscher, *Kinship in Europe. A New Approach to Long-Term Development*, S. 1-32.

[53] Vgl. in Ansätzen E. Severidt, *Familie*, sowie A. Spagnoletti, *Dinastie*.

«fremden» Frauen, die in andere Sprach- und Kulturräume wechselten, finden erst in jüngerer Zeit Beachtung durch die Forschung[54]. Einige Aspekte, die sich aus den vorhandenen Untersuchungen herausfiltern lassen, seien im Folgenden angeführt.

1. *Das Aufeinanderprallen der Kulturen*

Aus der Retrospektive betrachtet zeigt sich ein zweiseitiges Bild, das dennoch auch die Perspektive der Zeitgenoss/inn/en widerzuspiegeln scheint: Während in der italienischen Forschung Kontakte zum Kaiser und Reich – und damit auch die «deutschen» Hochzeiten – als Zeichen des Macht- und Prestigezuwachs angesehen wurden, sieht die deutschsprachige Forschung die Verbindungen zu den italienischen Fürstenhäusern als kulturellen Aufstieg der deutschen bzw. österreichischen Adelsgeschlechter: So ist bei allen betrachteten Hochzeiten italienischer Fürstinnen – zumindest in der frühen Neuzeit und zum Teil auch für das späte Mittelalter[55] – stets vom künstlerisch-kulturellen Aufschwung die Rede, den diese als Vertreterinnen der italienischen Renaissance in den «mittelalterlichen» Norden brachten.

Trotz allen standesgemäßen Prestiges, das die deutschen Bräute ihrerseits wiederum nach Italien brachten, erlebten bereits die Zeitgenoss/inn/en sie zumindest aus einer kulturellen Perspektive als «rückständig». Dieser Eindruck wurde zum Beispiel an der Optik der Frauen festgemacht: So kritisierte der Mantuaner Chronist Schivenoglia anlässlich der Hochzeit von Federico I. Gonzaga mit Margarete von Wittelsbach die «deutschen»

[54] K.-H. SPIESS, *Unterwegs zu einem fremden Ehemann. Brautfahrt und Ehe in europäischen Fürstenhäusern des Spätmittelalters*, in I. ERFEN - K.-H. SPIESS (Hrsg.), *Fremdheit und Reisen im Mittelalter*, Stuttgart 1997, S. 17-36; DERS., *Fremdheit und Integration der ausländischen Ehefrau und ihres Gefolges bei internationalen Fürstenheiraten*, in T. ZOTZ (Hrsg.), *Fürstenhöfe und ihre Außenwelt. Aspekte gesellschaftlicher und kultureller Identität im deutschen Spätmittelalter* (Identitäten und Alteritäten, 16), Würzburg 2004, S. 267-290; K. WALSH, *Verkaufte Töchter? Überlegungen zu Aufgabenstellung und Selbstwertgefühl von in die Ferne verheirateten Frauen anhand ihrer Korrespondenz*, in *Jahrbuch. Vorarlberger Landesmuseumsverein. Freunde der Landeskunde 1991. Festschrift für Elmar Vonbank*, Bregenz 1991, S. 129-144.

[55] Vgl. hierzu die Betrachtung von Paula als «hochgebildete» Renaissancefürstin, gegen die jedoch die Quellenanalyse deutlich spricht, vgl. C. ANTENHOFER, *Briefe*. Entsprechende Aussagen zur Rolle der Frauen sowohl aus der politischen wie der kulturellen Perspektive sind deshalb mit Vorsicht zu bewerten, solange systematische Aufarbeitungen größerer Quellenbestände fehlen.

Kleider der Braut und ihres Gefolges[56]. Mehr als hundert Jahre später löste die deutsche Mode von Anna Caterina Gonzaga bei ihrem Bruder Vincenzo Gelächter und Spott aus[57]. Auch nach ihrer Verheiratung orientierten sich die Italienerinnen an der italienischen Kultur, was sich über den Import von Lebensmitteln und Rezepten, bis hin zum Kauf von Stoffen und schließlich «Import» von Künstlern ausdehnen konnte. Davon jedoch wirklich auf eine «Rückständigkeit» der deutschen Kultur zu schließen, scheint wiederum verkürzt. Vorsichtiger lässt sich von der Andersartigkeit und Fremdheit der Moden und Sitten sprechen und vom Bedürfnis der Frauen, weiterhin Kontakte in die alte Heimat, sowie zu den vertrauten Lebensgewohnheiten zu halten[58]. So lässt sich auch bei Erzherzogin Eleonore beobachten, dass sie ihrer Heimat in Kultur und Sprache verbunden blieb, beispielsweise behielt sie eine gotisierende Schrift bei[59]. In beide Richtungen fanden rege Besuche statt, wobei es allerdings im Ermessen der Ehemänner lag, ob sie Besuche in die Heimat erlaubten – Eberhart im Bart etwa gestattete Barbara Gonzaga nicht, nach Mantua zurückzukehren. Kulturelle Differenzen zeigen sich deutlich auch für den Bereich der Hofhaltung. Im Vorfeld der Vermählung von Paula Gonzaga und während der ersten Ehejahre hatte es massive Klagen gegeben, dass Paula keinen standesgemäßen Hof zu ihrer Verfügung hatte[60]. Barbara Gonzaga beklagte sich in Württemberg besonders über die Sitte, dass das Frauenzimmer verschlossen wurde[61]. Anna Caterina Gonzaga vermisste die Mantuaner Hofgesellschaft mit ihren Zeitvertreiben; ihre

[56] «Hora te voio dire de la statura de la spoxa: lei ha de anij 18, de persona pizola, biancha e graxela de volto e non savia parlare niente taliano e vene con leij asaij todeschij e todesche et vene tute vestite de rosso zoe de panij grossi et de bruto cholore», A. SCHIVENOGLIA, *Cronaca di Mantova dal MCCCCXLV al MCCCCLXXXIV. Trascritta ed annotata da Carlo D'Arco. Dal secondo volume della raccolta di cronisti e documenti storici lombardi inediti pubblicata da Giuseppe Müller*, Milano 1857, S. 37. Barbara von Brandenburg war hingegen vom Aussehen und Auftreten der jungen Braut sehr angetan, vgl. E. SEVERIDT, *Familie*, S. 205.

[57] Vgl. E. TADDEI, *Anna Caterina*, S. 236.

[58] Für eine genauere Analyse des wechselseitigen «Befremdens» von Deutschen und Italienern am Beispiel der Gonzaga und Görzer vgl. C. ANTENHOFER, *Eine italienische Braut zieht nach Norden*, in J. HOLZNER - E. WALDE (Hrsg.), *Brüche und Brücken. Kulturtransfer im Alpenraum von der Steinzeit bis zur Gegenwart. Aufsätze, Essays* (Reihe Transfer, LVII), Wien - Bozen 2005, S. 151-167. Zur italienischen Kultur am Wiener Hof siehe M. SCHNETTGER, *Geschichte*, S. 62-67.

[59] S. PELLIZZER, *Eleonora*, S. 419.

[60] Vgl. C. ANTENHOFER, *Briefe*, S. 186.

[61] K.H. SPIESS, *Fremdheit*, S. 279.

Klage ging sogar soweit, dass sie ausführte, sie könne zufrieden sterben, wenn sie noch einmal mit ihrem Bruder Vincenzo und der Mantuaner Hofgesellschaft zusammen Karneval feiern könne[62].

Besonders deutlich trat das Aufeinanderprallen der Kulturen bei der Brautreise hervor. Wenn auch berücksichtigt werden muss, dass die Brautreise für alle Frauen eine dramatische Erfahrung war, so kamen doch deutliche Erschwernisse bei einer Heirat in einen geographisch weiter entfernten Raum hinzu. Zeitgenossen wie Erasmus von Rotterdam äußerten sich bereits kritisch gegenüber solchen Heiraten über weite geographische Räume hinweg[63], bzw. waren sie sich der daraus resultierenden Schwierigkeiten bewusst. Als Paula auf der Hochzeitsreise einen Anfall erlitt und von Heimweh («melancholia») geplagt wurde, forderte ihr Bruder Federico sie auf, an die anderen Gonzaga Frauen zu denken, die bereits in andere Gebiete und zwar noch viel weiter weg geheiratet hatten – nämlich ihre Mutter Barbara von Brandenburg, ihre Schwester Barbara und seine eigene Gattin Margarete von Wittelsbach. Sie solle sich nun an dieses neue Leben gewöhnen, denn das sei ihr Schicksal, hier werde sie «Madonna» sein und kommandieren[64].

2. *Das Erleben der Fremde*

Betrachtet man detaillierter, wie sich dieses Erleben der «Fremde» äußerte, so ist an erster Stelle die fremde Sprache anzuführen. Dies kann auch als erschwerender Faktor herangezogen werden, der sich bei Heiraten über größere Räume, vor allem über Sprach- und Kulturgrenzen hinweg, ergab. Leonhard von Görz hatte beispielsweise kurz nach seiner Hochzeit mit Paula, als erste Gerüchte kursierten, er würde seine Frau nicht wirklich lieben, nach Mantua melden lassen, er habe an seiner Frau nichts auszusetzen, außer dass er die «welsch» Sprache nicht mit ihr sprechen könne[65]. Anna Caterina bat noch bei der Geburt ihres ersten Kindes im Juni 1583

[62] M.E. Wallas, *Anna Catherina*, S. 104; E. Taddei, *Anna Caterina*, S. 227.

[63] K.-H. Spiess, *Unterwegs*, S. 33.

[64] ASMn, *AG*, b. 2895, libro 90, c. 102v; 20. November 1478. Vgl. auch C. Antenhofer, *Briefe*, S. 87-89.

[65] Meines Erachtens implizierte Leonhards Vorwurf Probleme mit den Italiener/inne/n am Hof. Paula konnte sich mit Leonhard auf Deutsch unterhalten, sodass keine Notwendigkeit bestand, mit ihr italienisch zu sprechen. Nach meiner Kenntnis der Quellen eigneten sich die Ehemänner nie die Sprache ihrer Gattinnen an – der Einwand hätte auf Paula bezogen also eher lauten müssen, sie könne nicht (so gut) deutsch mit ihm

ihre Mutter nach Innsbruck zu kommen, da ihr die Umgebung fremd sei und sie die Sprache nicht beherrsche[66]. Erschwerend kam bei ihr hinzu, dass sie keine italienischen Diener/innen am Hof hatte – Ferdinand hatte dies untersagt, da er ausdrücklich verlangte, der tirolische Hof möge seinen deutschen Charakter wahren, denn er suche Ruhe und Erholung und nicht das Gegenteil[67]. Damit ist ein weiterer wesentlicher Punkt angesprochen: Die Frage nach der Dienerschaft. Tatsächlich lag es wohl vor allem im Ermessen des Ehegatten, ob die Gattin Vertraute aus ihrer alten Heimat mitbringen durfte – im Falle Paulas war dies ursprünglich nicht vorgesehen; nachdem sie jedoch nach der Hochzeitsnacht einen Anfall erlitt, in den folgenden zwei Wochen stets wiederholte, sie wolle nach Mantua zurück, und schließlich sogar ihr italienisches Gefolge und ihren Bruder nicht nach Mantua zurückkehren lassen wollte, erreichte sie schließlich, dass eine kleine italienische Entourage bei ihr in Lienz blieb. Sie hatte argumentiert, es schiene ihr seltsam im Haus anderer Leute so «nackt» ohne jemand von den Ihren zurückgelassen zu werden[68]. In der Folge riefen vor allem die italienischen Diener/innen das Misstrauen des Grafen hervor – sie bildeten eine fremdsprachige Enklave am Hof, die sich seiner Kontrolle entzog. Dass diese Spannungen zwischen dem alten Hof und den Neuankömmlingen kein Sonderfall waren, zeigt Spieß' Beitrag zu den internationalen Hochzeiten[69] ebenso wie das oben angeführte Zitat von Erzherzog Ferdinand.

sprechen. Italienisch sprach Paula aber mit ihren Diener/inne/n. Hier kristallisiert sich somit eine «Enklave» fremdsprachiger Menschen am Hof heraus, deren Sprache der Graf nicht verstand – wohl aber seine Gattin! Die fremde Sprache konnte das Misstrauen des Grafen schüren, der sich tatsächlich über üble Nachrede und Gerüchte seitens der Diener/innen beklagte. Zudem ergab sich durch die fehlende Sprachkompetenz auch eine «Lücke» in der Macht- und Einflusssphäre des Grafen am Hof. Die Italiener/innen blieben jedenfalls ein steter Konfliktherd, vgl. C. ANTENHOFER, *Briefe*, S. 184-196.

[66] M.E. WALLAS, *Anna Catherina*, S. 61. Spieß' Untersuchung zu den «internationalen» Eheverbindungen zeigt, dass keine der von ihm betrachteten Frauen vor der Heirat die neue Sprache lernte, vgl. K.-H. SPIESS, *Fremdheit*, S. 276.

[67] *Ibidem*, S. 47 und 61.

[68] «Era stata bene et cum buona aera et alegra affirmando che Lodovico tuo fratello e cussí la Frizza haveano concluso e terminato de non abandonarla finchè la non fosse ... ucta et conducta a Leonza et assetata in casa. Vol(end)o licenciare il resto de la brigata e questo perchè lei monstra appetire cussí parendoli strano dover esser lasciata in casa d'altri cussí nuda senza alcun di suoi il che c'è piaciuto. E per farli intendere che questa deliberation ce piace et ancho per mandar a visitare essa Paula facemo pensiero de mandar la Jacomoantonio et aviarlo domane», ASMn, *AG*, b. 2103 bis, c. 555, Barbara von Brandenburg an Federico, 20. November 1478.

[69] K.-H. SPIESS, *Fremdheit*.

3. *Kommunikation*

Auch auf der Ebene der Kommunikation im engeren Sinn lassen sich bemerkenswerte Unterschiede feststellen. Ich verweise hier auf meine Untersuchung der Kommunikation zwischen den Gonzaga und den Görzern bzw. den anderen deutschen Verwandten aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts[70]. Gerade bei Paula und Leonhard kam es zu Konflikten, die auf die unterschiedliche Art der Kommunikation zurückzuführen sind: Dies betraf zunächst die unterschiedliche Dichte der Kommunikation: Der Görzer kommunizierte wesentlich weniger als die Gonzaga, was zu Irritationen auf beiden Seiten führte. Während Leonhard sich von den vielen Boten und Briefen aus Mantua geradezu bedrängt fühlte, beschwerten sich die Gonzaga, dass der Graf viel zu selten schreibe, und fassten dies mitunter auch als Zeichen mangelnden Interesses auf.

Klagen gab es aber auch in Bezug auf die Boten, die aus dem Görzer Gebiet kamen. Zum einen wurde bemängelt, dass sie zu langsam waren[71], zum anderen gab es Klagen über schlechte Boten, denen man vorwarf, Irritationen zwischen den beiden Höfen verursacht zu haben[72]. Die Gonzaga jener Generation beschäftigten zumindest zwei Deutsche, die als Gesandte und Sekretäre in ihren Diensten standen und es ermöglichten, dass die Gonzaga auf Deutsch mit den Reichsfürsten kommunizieren konnten – ein Zeichen besonderen Entgegenkommens. Umgekehrt korrespondierten die deutschen Fürsten, ebenso auch Leonhard von Görz, durchwegs deutsch oder lateinisch, jedoch nie italienisch mit dieser Generation der Gonzaga[73]. Erst die Generation von Francesco und Isabella d'Este kommunizierte selbstbewusst italienisch mit den deutschen Verwandten.

Ein Aufeinanderprallen der Kulturen zeigte sich auch in unterschiedlichen Organisationsformen der jeweiligen Kanzleien. Deutlich wurde dies anlässlich der Ausstellung der Vertragsstücke bei der Hochzeit von Paula Gonzaga und Leonhard von Görz. In den Augen der Gonzaga ließ die Qualität der Görzer und Tiroler Sekretäre zu wünschen übrig. Geradezu anekdotisch wirken die verzweifelten Briefe des Gonzaga Sekretärs über die Ausstellung der Instrumente anlässlich der Hochzeitsfeierlichkeiten

[70] C. ANTENHOFER, *Briefe*, S. 213-299.

[71] «Sono cussì condicionati li messi che hanno a venire de quel paese che non vengono mai troppo in fretta», ASMn, *AG*, b. 2103 bis, c. 552, Barbara von Brandenburg an Federico Gonzaga, 2. November 1478.

[72] C. ANTENHOFER, *Briefe*, S. 103-104.

[73] Vgl. *ibidem*, S. 258-266.

in Bozen 1478: Es sei eine «unerträgliche Mühe» gewesen die Quittungen auszustellen, und schließlich hätten die Görzer sie auf «ihre Art» gemacht. In seinen Augen war das auf die Inkompetenz der Sekretäre zurückzuführen, weshalb er sich vorbehielt, die Schriftstücke in Mantua nochmals in der korrekten Form auszustellen[74]. Dies reflektiert völlig andere Abläufe und Organisationsformen in den jeweiligen Kanzleien: Die Gonzaga nutzten die Kanzlei als «verlängertes» Sprachrohr, deren Sekretäre sich aus einem limitierten Kreis eingesessener Mantuaner Familien rekrutierten und allmählich die frühere Instanz des Rates ersetzten. Fürst und Fürstin waren maßgeblich in die Korrespondenz involviert, wohingegen Leonhard von Görz die Kommunikation weitgehend seinen Räten überließ. Dies ging so weit, dass die Gonzaga mitunter mutmaßten, die Räte würden die Entscheidungen fällen und nicht Leonhard[75].

Während die «verbale» bzw. vermittelte Kommunikation über Briefe, Gesandte und Sekretäre immer wieder Missverständnisse auslöste und mit Schwierigkeiten behaftet war, funktionierte die «nonverbale» Kommunikation in Form des Austausches von Geschenken und die Abwicklung von Geschäften durch alle Jahre der Eheverbindung von Paula Gonzaga und Leonhard von Görz und wurde schließlich zur beinahe einzigen Form des Austausches mit Francesco Gonzaga und Isabella d'Este. Aus dem Süden importierte man in erster Linie Stoffe und Lebensmittel. Eine Rechnung vom 13. Oktober 1483 listet eine Reihe von kostbaren Stoffen auf, die Paula Gonzaga aus Mailand hatte besorgen lassen[76]. Federico I. war besonders interessiert an den alpinen Bergkristallen und ließ hier einen regelrechten Zwischenhandel über Paula abwickeln. Während man diese Güter kaufte, gab es auch Geschenke an die Verwandten: Paula bekam Käse, Süßigkeiten und Früchte aus Mantua, die Gonzaga erhielten Pferde und Hunde aus dem Norden[77]. Ebenso funktionierte der

[74] «La quitanza de le robe date e la cautione del dono fatto è stata una intolerabel faticha a cavarle e poi le hano fatte a suo modo come intenderà vostra signoria da Antonio Cornachia. Imputo il tuto che non hano seco persona che intenda. Io sono rimasto da lor non molto in ciò satisfatto. Tandem anci chel resto si faza se porà etiam meglio adatar quelle se vostra illustre signoria parerà», ASMn, *AG*, b. 544, c. 74, Stephanino Guidotto an Federico Gonzaga, 23. November 1478.

[75] Vgl. *ibidem*, S. 226-240.

[76] Tiroler Landesarchiv Innsbruck, *Sigmundiana* 16; keine Blattnummerierung. Erzherzog Ferdinand hatte noch vor der Hochzeit mit Anna Caterina kostbare Kleider aus Mailand nach Innsbruck bringen lassen, ebenso wie italienischen Wein; vgl. M.E. WALLAS, *Anna Catherina*, S. 42.

[77] Vgl. C. ANTENHOFER, *Briefe*, S. 247-253.

Austausch von Personen zwischen den Höfen: In der Generation von Paula Gonzaga waren dies vor allem Familiare, die zwischen den Höfen wechselten, wobei die Hochzeitsverbindungen auch genutzt wurden, um «Landsleute» an den jeweils anderen Höfen unterzubringen, für die sich zahlreiche Empfehlungsschreiben in beide Richtungen – nach Süden und Norden – finden. Es wechselten aber auch «Spezialisten», insbesondere Ärzte und Heilkundige[78]. Bei den späteren Gonzaga Generationen des 16. und 17. Jahrhunderts entwickelte sich dieser Austausch von Personen hin zu einem regelrechten Kunst- und Kulturtransfer.

IV. Fazit

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Beziehungen der Gonzaga zu den Habsburgern, verdichtet in der Form der Eheschließungen, in eine lange Tradition der Anbindung der Gonzaga an das Reich und den Kaiser einzuordnen sind und von Anfang an den Aufstieg der Gonzaga begleiteten. Dabei lässt sich kein einheitliches Vorgehen durch die Generationen beobachten: Gerade am Beispiel der Gonzaga wird deutlich, welch unterschiedliche Interessen die verschiedenen Generationen verfolgten, und dass sich erst in der Neuzeit die Ehekreise stabilisierten und verengten. Die Eheverbindungen dokumentieren den Wandel der Familie vom einstigen lokalen Stadtpatriziat hin zu einer europäischen Dynastie und sind mithin Ausdruck und Resultat der politischen und sozialen Entwicklungen, die die Gonzaga und ihr Territorium im Lauf der vier Jahrhunderte ihrer Herrschaft erlebten. Darüberhinaus reflektieren sie zugleich die in der Neuzeit endogamer werdenden Heiratskreise im europäischen Hochadel, die wohl auch durch die konfessionelle Spaltung mit bedingt wurden. Offen bleibt nach wie vor die detaillierte Bewertung der Aktionsräume der Frauen ebenso wie die Frage nach der gegenseitigen Wahrnehmung und Kommunikation in solchen «internationalen» Eheverbindungen[79]. Insbesondere im Vergleich der Entwicklung der familiären Organisation über die Jahrhunderte und deren Beziehung auf Ergebnisse aus anderen Dynastien sind neue Erkenntnisse für die Bedeutung dieser Eheverbindungen und der damit verbundenen politischen Dimensionen zu erwarten.

[78] Diese lösten jedoch bei Leonhard von Görz massive Konflikte aus, vgl. C. Antenhofer, *Briefe*, S. 184-196.

[79] In Ansätzen wird dies betrachtet bei C.H. Johnson - D.W. Sabean - S. Teuscher - F. Trivellato (Hrsg.), *Families*.

Graz-Florenz. Der Grazer Nuntius als Informant für den Großherzog der Toskana

von *Elisabeth Zingerle*

Eine Untersuchung von Fürstenhöfen als Orten der Kommunikation wird ohne Auswertung der Nuntiaturberichte kaum auskommen, handelt es sich dabei doch um eine Quellengattung enormen inhaltlichen Reichtums. Auch wenn die Qualität der Berichterstattung stark von den Fähigkeiten der jeweiligen Korrespondenten abhängt, kann man diesem diplomatischen Schriftverkehr zwischen der Kurie und den entsandten Nuntien eine enorme Vielfalt an Informationen überstaatlichen und europäischen Charakters entnehmen, wie schon Heinrich Lutz in seinem Artikel über *Die Bedeutung der Nuntiaturberichte für die europäische Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung* im Jahr 1973 festhielt. Er war davon überzeugt, dass in Zukunft für die Erforschung von Nuntiaturberichten neue Methoden angewendet werden müssen, um alle Aspekte dieser diplomatischen Quellengattung offenzulegen[1]. Vieles davon wurde in den letzten dreißig Jahren, gerade auch im Zuge der Höfe-Forschung, erprobt und ermöglichte eine grundlegende Neubewertung dieser Quellen.

Neue Fragestellungen rücken neue Aspekte in den Mittelpunkt, weshalb es selbstverständlich sein sollte, im Zusammenhang mit Fürstenhöfen als Orten der Kommunikation auch jenen Schriftverkehr in die Betrachtungen mit einzubeziehen, der von den Nuntiaturen an eben diesen Höfen ausgegangen ist – im speziellen Fall den der Grazer Nuntiatur am Hof der Erzherzöge von Innerösterreich. Die aus dieser Nuntiatur resultierende diplomatische Berichterstattung ist äußerst umfangreich und umfasst allein für die Jahre 1599-1602 insgesamt 747 Texte, die sowohl Weisungen des päpstlichen Staatssekretariates an den Nuntius als auch dessen

Abkürzungen: ASFi = Archivio di Stato di Firenze; ASV = Archivio Segreto Vaticano; BNCF = Biblioteca Nazionale Centrale di Firenze.

[1] Vgl. H. LUTZ, *Die Bedeutung der Nuntiaturberichte für die europäische Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung*, in «Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken», 53, 1973, S. 152-167, hier S. 162-167.

Berichte nach Rom einschließen[2]. Dieser Schriftverkehr stellt aber nur einen geringen Teil jenes Schriftgutes dar, das im Umfeld der Nuntiatur entstanden ist. Es ist bekannt, dass Nuntien Teil eines weitverzweigten Kommunikations- und Informationsnetzwerkes waren: sie korrespondierten mit anderen Nuntien oder Persönlichkeiten geistlichen wie weltlichen Standes, erhielten Avvisi, die sie weiterleiteten, und verfügten über – uns leider meist unbekannte – Informanten an verschiedensten Orten. Dies alles war notwendig, um dem Auftrag der Kurie gerecht werden und eine möglichst umfassende Berichterstattung für das päpstliche Staatssekretariat gewährleisten zu können.

Im speziellen Fall des Grazer Nuntius Girolamo Portia konnte ich dank eines Archivfundes im Februar 2006 feststellen, dass dieser nicht nur im Dienste des Heiligen Stuhles, sondern auch im Dienst des weltlichen Fürstenhofes der Medici in Florenz stand. Den Beweis für diesen Sachverhalt stellen zwei *filze* des Bestandes *Mediceo del Principato* im Staatsarchiv von Florenz dar. Es handelt sich dabei um die *filze* 4464 und 4465, die im gedruckten Inventar dieses Archivbestandes aus dem Jahr 1951 unter der Abteilung *Relazioni con stati italiani ed esteri: Germania e Corte Imperiale* wie folgt verzeichnet sind: «Girolamo Porzia, vescovo d'Adria, nunzio apostolico a Vienna dal 1592 fino al 1610»[3]. Trotz der fehlerhaften Bezeichnung habe ich diese beiden Bände eingesehen und bin dabei auf Erstaunliches gestoßen: auf zwei Bände, zwölf bzw. fünfzehn Zentimeter stark, die Berichte des Grazer Nuntius Girolamo Portia an den Hof des

[2] Der von der Verfasserin dieses Artikels bearbeitete 5. Band der Editionsreihe «Grazer Nuntiatur», der die genannten Jahre umfassen wird, steht kurz vor der Fertigstellung. Die Bände 1 bis 3 dieser Reihe weisen für die Zeiträume 1580-1582 161, 1582-1587 328, 1592-1595 331 (gemeinsam mit der Korrespondenz des Hans Kobenzl) Schriftstücke auf. Der von Prof. J. Rainer in Arbeit befindliche 4. Band wird für den Zeitraum 1595-1598 circa 454 Texte beinhalten. Für die folgenden Jahre bis zur Auflösung der Grazer Nuntiatur im Jahr 1622 ist, wie in allen anderen Nuntiaturen, ein deutlicher Zuwachs des Schriftverkehrs festzustellen.: Vgl. J. Rainer, *Nuntiatur des Germanico Malaspina. Sendung des Antonio Possevino (1580-1582)*, (Publikationen des Österreichischen Kulturinstituts in Rom. II. Abt. II. Reihe. Sonderreihe: Grazer Nuntiatur, 1) Wien 1973; J. Rainer, *Nuntiatur des Germanico Malaspina und des Giovanni Andrea Caligari (1582-1587)*, (Publikationen des Österreichischen Kulturinstituts in Rom. II. Abt. II. Reihe. Sonderreihe: Grazer Nuntiatur, 2) Wien 1981; J. Rainer, *Nuntiatur des Girolamo Portia und Korrespondenz des Hans Kobenzl (1592-1595)*, (Publikationen des Historischen Instituts beim Österreichischen Kulturinstitut in Rom. II. Abt. II. Reihe. Sonderreihe: Grazer Nuntiatur, 3) Wien 2001.

[3] M. Del Piazzo - G. Antonelli (Hrsg.), *Archivio di Stato di Firenze. Archivio mediceo del Principato. Inventario sommario* (Pubblicazioni degli Archivi di Stato, I), Roma 1951, S. 146, 278.

Großherzogs der Toskana für den Zeitraum von 1592-1611 enthalten[4]. Im Zuge der folgenden Ausführungen soll dieser Archivfund präsentiert und in seinen wesentlichen Inhalten besprochen werden. Eine detaillierte Analyse dieses Schriftverkehrs des Grazer Nuntius und dessen Bedeutung im Geflecht der Kommunikationsstränge des innerösterreichischen Hofes im 16. und 17. Jahrhundert soll zu einem späteren Zeitpunkt in ausführlicher Form erfolgen.

Der Präsentation dieses Schriftkorpus stelle ich die biografischen Daten des Verfasser voran: Girolamo Portia (1559-1612) stammte aus der in der Nähe von Pordenone heute noch ansässigen Familie der Grafen von Portia. Nach seinen Studien in Padua ging er nach Rom, wo er am päpstlichen Hof von Sixtus V. tätig war und mit diplomatischen Aufträgen in Innsbruck und Frankreich betraut wurde. 1591 zum Referendar beider Signaturen ernannt, erfolgte im März/April 1592 seine Ernennung zum Nuntius von Süddeutschland bzw. Graz. Auf Geheiß der Kurie hielt er sich in den ersten Jahren seiner Tätigkeit vorwiegend in Süddeutschland (Innsbruck, Passau, München, Salzburg, Altötting) und in der Schweiz auf. Als Erzherzog Ferdinand aber im März 1595 von seinen Studien in Ingolstadt zurückkehrte, um im folgenden Jahr die Regierung in Innerösterreich anzutreten, wurde die Anwesenheit des Nuntius in Graz erforderlich, sodass dieser auf Betreiben der Kurie seine dauerhafte Residenz in der innerösterreichischen Hauptstadt einrichtete. Erst 1598 wurde Portia zum Bischof von Adria mit Sitz in Rovigo bestellt. Das Amt des Nuntius hatte er bis zum März 1607 inne und so konnte er im Zuge einer für einen Nuntius ungewöhnlich langen Amtszeit ein enges Verhältnis zum jungen Erzherzog Ferdinand und zur gesamten erzherzoglichen Familie aufbauen, das über seine Amtszeit in Graz hinaus aufrecht blieb[5].

[4] Vgl. ASFi, *Mediceo del Principato* 4464: «Lettere dell'Ill.mo et R.mo Signore Conte Hieronimo di Porcia Vescovo d'Adria Nuntio Apostolico a Gratz al ser.mo GranDuca Ferdinando et Cav. Vinta suo primo segretario di stato dall'anno 1593 a tutto l'anno 1605». Bei dem ersten Schreiben dieses Bandes handelt es sich um einen Bericht Portias an Großherzog Ferdinando vom 6. August 1592 aus Salzburg, der letzte Bericht stammt vom 12. Dezember 1605; ASFi, *Mediceo del Principato* 4465: «Lettere dell'Ill.mo et R.mo Sig. Conte Hieronimo di Porcia Vescovo d'Adria Nuntio Apostolico a Gratz, al ser.mo GranDuca Ferdinando, et ser.mo GranDuca Cosimo secondo et ad Cav. Vinta lor primo segretario di stato dall'anno 1606 a tutto l'anno 1610». Die Schreiben dieses Bandes reichen vom 3. Januar 1606 bis zum 27. November 1611, wobei ein starker Rückgang der Korrespondenz ab 1609 festzustellen ist.

[5] Vgl. J. Rainer, *Grazer Nuntiatur* 3, S. XII-XV; K. Jaitner, *Die Hauptinstruktionen Clemens' VIII. für die Nuntien und Legaten an den europäischen Fürstenhöfen (1592-1605)*, (Instructiones pontificum Romanorum) 2 Bde., Tübingen 1984, S. CCXXXIV-CCXXXVI.

Die 1592 aufgenommene Berichterstattung Portias an den Hof in Florenz nahm in den folgenden Jahren stetig zu, vor allem von 1596-1607, also während der dauerhaften Anwesenheit des Nuntius in Graz. In diesen nahezu zwanzig Jahren wurden zahllose Schriftstücke – erhalten sind rund 736 – in regelmäßigen Abständen nach Florenz gesandt. Der zeitliche Rahmen ist durch zwei wichtige Daten vorgegeben: zum einen von der Ernennung Girolamo Portias zum Nuntius im März/April 1592, zum anderen von seinem Tod am 23. August 1612 in Rovigo. Als Empfänger der Schreiben treten der Sekretär des jeweiligen Großherzogs Belisario Vinta[6] sowie die Fürsten der Toskana Ferdinando I. (1587-1609) und Cosimo II. (1609-1621) de' Medici in Erscheinung. Von den 736 Schreiben sind circa 60 Prozent an Sekretär Vinta adressiert, der Rest an den jeweiligen Großherzog persönlich. Die Antwortschreiben aus Florenz, die man Dank der Empfangsbestätigungen in den Berichten Portias zum größten Teil nachvollziehen kann[7], sind nicht erhalten; sie gingen wohl ebenso verloren, wie der größte Teil des Archivs des Nuntius[8]. Die Gesamtzahl der Berichte ist durchaus beachtlich, zumal man natürlich auch von Über-

[6] Belisario Vinta (1542-1613) wurde bereits von Großherzog Francesco mit diplomatischen Aufträgen im Reich betraut, sodass ihm 1574 als Sekretär des Großherzogs auch die Zuständigkeit für den Kaiserhof und die deutschen Fürsten zugesprochen wurde. 1587 wurde er in seinem Amt durch Großherzog Ferdinando bestätigt und sein Tätigkeitsfeld um Frankreich, Spanien und die Fürsten von Italien erweitert. Auch nach dem Tod des Großherzogs Ferdinando 1609 hielt Vinta seine Position bei. Seine diplomatischen Reisen führten ihn an verschiedene weltliche Höfe im Reich, nach Frankreich, Mantua, Ferrara und Rom: vgl. A. Bellinazzi - C. Lamioni, *Carteggio universale di Cosimo I de Medici. Archivio di Stato di Firenze. Inventario I (1536-1541)*, (9. Serie dell'Archivio di Stato di Firenze 1) Firenze 1982, S. XXIX, Anm. 97; F. Diaz, *Il Granducato di Toscana. I Medici* (Storia d'Italia, 13.1), Torino 1976, S. 280; M. Del Piazzo, *Gli ambasciatori toscani del principato (1537-1737)*, in «Notizie degli Archivi di Stato», 12, 1953, 1-3, S. 16, 67, 168; G. Fusai, *Belisario Vinta. Ministro e consigliere di Stato dei Granduchi Ferdinando I e Cosimo II de' Medici (1542-1613)*, Firenze 1905.

[7] So z.B. im Bericht Portias vom 14. Juni 1599 für ein Schreiben Vintas vom 29. Mai 1599 oder in Portias Bericht vom 15. Oktober 1601 für Schreiben des Großherzogs Ferdinando vom 14., 21. und 29. September 1601, vgl. ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Vinta, Graz, 1599 Juni 14; ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Ferdinando, Graz, 1601 Oktober 15.

[8] Das Archiv der Grazer Nuntiatur für die Amtszeit Girolamo Portias ist zum größten Teil verloren gegangen, sodass eine Rekonstruktion seines Informationsnetzwerkes nahezu unmöglich ist. Einen Einblick ermöglichen aber die in der Nationalbibliothek von Florenz erhaltenen vier Bände des Archives. Weiters sind im Vatikanischen Geheimarchiv vier Bände mit Originalberichten Portias an den Nuntius von Venedig, Offredo Offredi, für die Jahre 1602-1605 erhalten: vgl. BNCF, *Fondo nazionale* II.II.510, II.II.511, II.II.512, II.II.513; ASV, *Fondo Borghese* III 48 A-F, III 51 A, III 49 C, III 123.

lieferungslücken ausgehen muss[9]. Richtet man das Augenmerk auf den Zeitraum 1599-1602 und vergleicht die Anzahl der Florentiner-Berichte mit den Rom-Berichten, so wurden nach Rom mehr als doppelt so viele Schreiben geschickt wie nach Florenz; einzig und allein im Jahr 1600 sind mehr Berichte an den Hof in Florenz überliefert[10]. Grundsätzlich kann festgehalten werden, dass die Berichterstattung an den weltlichen Fürstenhof zwar quantitativ geringer, aber keines Falls unregelmäßiger erfolgte. In der Tat wurden die Berichte nach Florenz mehrheitlich mit demselben Datum versehen, wie die nach Rom, nämlich meist einem Montag, der an der Nuntiatur in Graz üblicherweise der Posttag war. Girolamo Portia berichtete auch während seiner Reisen an ein und demselben Tag nach Florenz und Rom. Folglich kann man davon ausgehen, dass die Berichte gemeinsam in einer Postsendung vom Aufenthaltsort des Nuntius abgegangen sind. Doch nicht nur dies verbindet diese beiden Stränge der Berichterstattung, sondern auch das äußere Erscheinungsbild ist beiden gemein. Die Berichte weisen sowohl die Schrift eines Sekretärs des Nuntius als auch seine Handschrift auf. Vertrauliche Schreiben mit persönlichen Inhalten, wie zum Beispiel der misslichen finanziellen Lage des Nuntius oder sein immerwährender Wunsch von der Nuntiatur in Graz abberufen zu werden, wurden von Portia selbst geschrieben[11]. Auf eine derartige Fülle an eigenhändigen Schriftstücken Portias trifft man in den Nuntiaturberichten eindeutig nicht. Berichte aus der Feder des Sekretärs wurden vom Nuntius vereinzelt im Postskriptum aber auch eigenhändig ergänzt[12]. Wirklich heikle oder geheime Sachverhalte wurden zudem stellenweise in den Berichten chiffriert, was auf den Wunsch

[9] Portia vermutet in einem Bericht vom 26. Juli 1599 aus Graz an Belisario Vinta, «... che si smarissero alcune lettere ch'io scrissi a V.S. di Ratisbona ...»: ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Vinta, Graz, 1599 Juli 26.

[10] Berichte Portias an den Hof in Florenz: 1599: 30; 1600: 44; 1601: 34; 1602: 32; Berichte Portias an das päpstliche Staatssekretariat: 1599: 120; 1600: 42; 1601: 80; 1602: 73. In diesem Zusammenhang ist der Hinweis auf die von Nuntius Portia geführte doppelte Korrespondenz mit den Kardinalnepoten und Staatssekretären Pietro und Cinzio Aldobrandini angebracht. Wie auch andere Nuntien dieser Zeit richtete er seine Berichte nicht nur an den für Innerösterreich zuständigen Staatssekretär Cinzio, genannt Kardinal San Giorgio, sondern auch an den einflussreicheren Staatssekretär Pietro, was den Textkorpus entsprechend vergrößert: vgl. K. Jaitner, *Hauptinstruktionen*, S. CVII.

[11] Eigenhändige Berichte Portias sind meist an Belisario Vinta gerichtet und stammen z.B. vom 5. August 1596 aus Graz, 2. September 1596 aus Graz, 19. April 1599 aus Bamberg, 21. Juni 1599 aus Graz, vgl. ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.].

[12] So z.B. in Berichten vom 25. Januar 1599 aus Graz, 31. Januar 1600 aus Graz, 25. März 1602 aus Graz: vgl. ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.].

Portias im Jahr 1596 zurückging[13]. Berichte über Themen öffentlichen Interesses, wie zum Beispiel die Kriegsberichterstattung, weisen hingegen durchwegs die Schrift eines Sekretärs auf.

Inhaltlich kann man für die Florentiner- und Rom-Berichte grundsätzlich festhalten, dass Schreiben ein und desselben Tages nicht zwingend dieselben Thematiken beinhalten. Auffallend ist aber, dass Beilagen der Berichte nach Rom, wie zum Beispiel Avvisi[14] und Zeichnungen von Festungen[15], meist mit Schreiben des selben Datums auch nach Florenz übermittelt wurden. In der Florentiner-Berichterstattung kommen kirchliche und religiöse Belange kaum zum Tragen, allein die Fortschritte der Reformation, die Ausweisung der Protestanten aus Innerösterreich oder die Positionen der protestantischen Stände in den Landtagen werden erwähnt. Gerade Letztgenanntes steht in direktem Zusammenhang mit den vom Großherzog gewünschten Informationen rund um die Türkenabwehr an der innerösterreichischen Grenze, die überhaupt einen relativ großen Teil der Berichterstattung ausmacht. Die Berichte über die mühevollen Verhandlungen für die Finanzierung der Türkenabwehr in Innerösterreich, über die drohenden Einfälle im Grenzgebiet und schließlich über den Verlust der Festung Kanizsa im September 1600 führten wohl in letzter Konsequenz dazu, dass sich Großherzog Ferdinando neben anderen europäischen Fürsten mit seinen Truppen unter der Führung seines Halbbruders Don Giovanni de' Medici am Rückeroberungsversuch Kanizsas im Jahr 1601 beteiligte. Entsprechend ausführlich gestaltete Portia seine Berichte über die Kriegsereignisse in dieser Zeit, die meist direkt an den Großherzog gerichtet waren[16]. In diesem Zusammenhang steht vermutlich auch ein

[13] «... Se occoresse in simil materia scriver altri particolari, non sarebbe male valersi di qualche cifra al meno per certi nomi et cose più importanti ...»: ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Vinta, Graz, 1596 September 11. Der erste Bericht Portias mit chiffrierten Passagen, die in Florenz interlinear aufgelöst wurden, folgte bereits am 21. Oktober 1596 aus Graz: vgl. ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Vinta, Graz, 1596 Oktober 21.

[14] Avviso aus Bamberg vom 19. April 1599: ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.]; ASV, *Fondo Borghese* III 113 B, fol. 7r-v. Avviso aus Bamberg vom 10. Mai 1599: ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.]; ASV, *Fondo Borghese* III 113 B, fol. 14r.

[15] Am 5./6., 26. August und 18. November 1602 wurden Zeichnungen der Festungen Kopreinitz/Koprivnica, Stuhlweißenburg/Székesfehérvár sowie Ofen/Buda und Pest sowohl an den Großherzog Ferdinando als auch an die Kurie übermittelt. Letztere liegen den Originalberichten Portias im Vatikanischen Geheimarchiv bei: vgl. ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.]; ASV, *Fondo Borghese* III 111 C, fol. 277v-278v, 87r-v, 312r-v.

[16] Im Jahr 1601 sind 29 von 34 Berichte Portias an den Großherzog Ferdinando gerichtet, was aber vor allem auf die Abwesenheit Vintas von Florenz zurückzuführen ist, der

eigenhändiger, von Ferdinando eingeforderter, teilweise chiffrierter und sehr detaillierter Bericht Portias über die Ein- und Ausgaben Erzherzog Ferdinands vom Oktober 1596, worüber er resümierend anmerkte: «... Nel particolare *di questo Arciduca* scrivo *a S.A.* quello che occorre, certo è che appresso questi *non* si mette da canto nessun avvanzo, ma si spende et dona quanto possan, sperarci però *che l'Arciduca* muterebbe un poco lo stile se trovasse persone di auttorità che lo consegliano a mutar modo *et governo* si farebbe con grandissimo beneficio, vantaggio e facilità ...»[17].

Neben diesen Themenkomplexen nehmen Eheverhandlungen im Sinne der dynastischen Beziehungen in den Florentiner-Berichten eine wesentlich bedeutendere Rolle ein als in den Nuntiaturberichten: schon 1597 berichtete Portia in einem teilweise chiffrierten Schreiben von der Absicht Erzherzogin Marias von Innerösterreich, ihren Sohn Ferdinand mit einer Tochter ihres Bruders, Herzog Wilhelm von Bayern, zu verheiraten[18]. Letztendlich erfolgte diese Eheschließung auf Betreiben der Erzherzogin-Mutter mit Maria Anna, der Cousine des Erzherzogs von Innerösterreich, im Jahr 1600, trotz wiederkehrender Gerüchte über den bedenklichen Gesundheitszustand der Braut und des daraus resultierenden Zögerns des Bräutigams[19]. Zudem beabsichtigte man die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den Höfen von Graz und München weiter zu intensivieren, indem schon im Jahr 1600 aufgrund der Kinderlosigkeit Herzog Maximilians von Bayern Überlegungen zur Eheschließung seines jüngsten Bruders, Herzog Albrecht, mit einer der innerösterreichischen Erzherzoginnen angestellt wurden[20]. 1604 berichtete man aus Graz erneut

Maria de' Medici auf ihrer Brautfahrt nach Frankreich begleitete, vgl. ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.]; M. DEL PIAZZO, *Ambasciatori toscani*, S. 67.

[17] ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Vinta, Graz, 1596 Oktober 21 (Die chiffrierten Worte wurden im Zitat kursiv gesetzt). Dem ist eine detaillierte Aufstellung über die Einkünfte und Ausgaben Erzherzog Ferdinands beigelegt.

[18] Vgl. ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Vinta, Graz, 1597 Mai 26.

[19] Vgl. ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Vinta, Graz, 1599 September 6. Zur Person der Maria Anna von Bayern: vgl. G. HEILINGSETZER - B. HAMANN, Art. *Maria Anna*, in B. HAMANN (Hrsg.), *Die Habsburger. Ein biografisches Lexikon*, Wien - München 2001, S. 295; Zu den Gerüchten rund um die junge Herzogin, gegen die Erzherzogin Maria bereits 1597 Stellung bezog: vgl. F. VON HURTER, *Bild einer christlichen Fürstin. Maria, Erzherzogin zu Österreich, Herzogin von Bayern*, Schaffhausen 1860, S. 163-165, 338-345.

[20] «... Aggiungo di più che vedendosi *che il Duca di Baviera* non ha *successione* nel stato presente et compagna che si truova havere et anco con poca speranza anco per giudicio *de medici, che l'Arciduchessa* havrebbe animo di nuovo *far parentado* con l'ultimo et più

von der Möglichkeit einer solchen Heirat, wofür die Erzherzoginnen Eleonore und Maria Magdalena in Betracht gezogen wurden. Erstere hätte die Erzherzogin-Mutter, Letztere der potentielle Bräutigam bevorzugt, was für die in der Literatur immer wieder diskutierte mögliche «Liebesheirat» Maria Magdalenas mit Albrecht sprechen würde[21]. Aber diese Heirat kam nie zu Stande, da sich Herzog Maximilian, basierend auf der bayerischen Primogeniturregelung, lange Zeit der Verheiratung seiner jüngeren Brüder widersetzte. Er selbst heiratete 1635 nach dem Tod seiner ersten Frau, die ihm in vierzig Ehejahren keine Kinder geschenkt hatte, seine Nichte Maria Anna, die Tochter seines Cousins und Schwagers Kaiser Ferdinand II.[22].

Bereits 1599 unterrichtete der Grazer Nuntius Sekretär Vinta über den Wunsch Erzherzogin Marias, mit der großherzoglichen Familie in Florenz in verwandtschaftliche Beziehung zu treten. Dazu merkte der Nuntius an: «... però credo che sarebbe bene a sodisfarla»[23]. Ab 1604 wurde eine mögliche eheliche Verbindung zwischen dem Hof der Toskana und jenem in Graz wiederholt zum Thema[24]. Portia lieferte mehrmals ausführliche Beschreibungen des Gesundheitszustandes und des äußeren Erscheinungsbildes der Erzherzoginnen[25]. Lange Zeit wurden für diese Eheschließung

giovane *Duca di Baviera*, et io sò di ottimo luogo anzi certezza *che l'Archiduchessa* ne ha trattato *col fratello* ...», ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Vinta, Graz, 1600 Januar 31. Vgl. dazu: S.H. BETZ, *Von Innerösterreich in die Toskana: Erzherzogin Maria Magdalena und ihre Heirat mit Cosimo de' Medici* (Beiträge zur neueren Geschichte Österreichs, 25), Frankfurt a.M. 2008, S. 76-79; F. STIEVE, *Wittelsbacher Briefe aus den Jahren 1590 bis 1610*, Abt. VI., in «Abhandlungen der Historischen Classe der Königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften», 20, 1893, S. 367-377, 482-505.

[21] Vgl. ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Guidi an Landini, Graz, 1604 Mai 31; S.H. BETZ, *Von Innerösterreich in die Toskana*, S. 76-79; F. STIEVE, *Wittelsbacher Briefe*, S. 368.

[22] Vgl. D. ALBRECHT, *Maximilian I. von Bayern (1573-1651)*, München 1998, S. 131, 934-938.

[23] ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Vinta, Graz, 1599 September 20.

[24] Vgl. ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Ferdinando, Graz, 1604 Juli 5. Zu diesem Zeitpunkt lebten vier Erzherzoginnen am Grazer Hof: Maria Christierna (1547-1621), Eleonore (1582-1620), Maria Magdalena (1587-1631), Konstanze (1588-1631), vgl. S.H. BETZ, *Von Innerösterreich in die Toskana*, S. 48 f.; G. HEILINGSETZER, Art. *Maria*, in B. HAMANN (Hrsg.), *Die Habsburger*, S. 288-289 (darin wird als Geburtsjahr Maria Magdalenas fälschlicherweise 1589 angegeben).

[25] Auf eine sehr ausführliche Beschreibung der Erzherzoginnen Konstanze und Maria Magdalena trifft man in einem in großen Teilen chiffrierten Schreiben Portias an Großherzog Ferdinando: vgl. ASFi, *Mediceo del Principato* 6068, fol. 92r-95r, Portia an Ferdinando, Graz, 1604 Dezember 6.

die Erzherzoginnen Konstanze und Maria Magdalena in Betracht gezogen. Nach der anfänglichen Bevorzugung der jüngeren Schwester Konstanze durch den Hof der Medici, fiel die Entscheidung letztendlich – auch aufgrund der Berichte über deren guten Gesundheitszustand – auf Maria Magdalena. Zudem erfolgte bereits im Dezember 1605 die Hochzeit Konstanzes mit dem verwitweten polnischen König Sigismund III. Die Verhandlungen dazu waren seit 1603 parallel zu jenen mit dem Hof in Florenz geführt worden und so ist es wohl auch verständlich, warum Portia gerade im Juli 1605 ein Porträt Erzherzogin Maria Magdalenas nach Florenz schickte[26]. All das gipfelte im Jahr 1608 in der Hochzeit von Erzherzogin Maria Magdalena und Cosimo, dem ältesten Sohn Großherzog Ferdinandos. Bezeichnenderweise begleitete Portia, der seit Ende März 1607 nicht mehr als Nuntius in Graz tätig war, auf Wunsch beider Familien und im Auftrag der Kurie, jedoch unter Protest seines Amtsnachfolgers Giovanni Battista Salvago, die Braut auf ihrer Reise von der innerösterreichischen Residenz nach Florenz[27].

Ein Aspekt der Florentiner-Berichte, der für die Editionsarbeit an der Nuntiatur Girolamo Portias von großer Bedeutung ist und den Forderungen von Heinrich Lutz nach neuen Forschungsaspekten im Sinne der subjektiven Sinnhaftigkeit der Nuntiaturberichte weitgehend entspricht[28], ist die durch diese Schreiben mögliche detailliertere Erfassung der Persönlichkeit des Berichterstatters, die im Rahmen der Florentiner-Berichte wesentlich stärker zum Ausdruck kommt als im diplomatischen Schriftverkehr mit der Kurie. Portia hielt sich nämlich mit Klagen kaum zurück und bot ausführliche Einblicke in einzelne Sachverhalte, die in den Nuntiaturberichten kaum Erwähnung finden. Nie beklagte er sich so massiv über sein Amt als Nuntius in Graz, wie er es in Schreiben an

[26] Vgl. ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Ferdinando, Graz, 1605 Juli 4; S.H. BETZ, *Von Innerösterreich in die Toskana*, S. 93-105.

[27] Vgl. ASV, *Fondo Borghese* II 189, fol. 59r-60r, Salvago an Borghese, Vrhnika, 1608 Februar 27; ASV, *Fondo Borghese* II 77, fol. 261r-v, Ferdinand an Borghese, Graz, 1608 Mai 25; ASV, *Fondo Borghese* II 77, fol. 262r-v, Ferdinand an Paul V., Graz, 1608 Mai 25; ASV, *Fondo Borghese* II 394, fol. 415r-v, Borghese an Ferdinando, Rom, 1608 Juni 8; ASV, *Fondo Borghese* II 412, fol. 59r, Paul V. an Maria Magdalena, Rom, 1608 August 2. Eine umfangreiche Aktensammlung zur Eheschließung, der Brautfahrt und dem Empfang der Braut in Florenz befindet sich in: ASFi, *Mediceo del Principato* 6068. Vgl. darüber hinaus: S.H. BETZ, *Von Innerösterreich in die Toskana;* E. GALASSO CALDERARA, *La Granduchessa Maria Maddalena d'Austria. Un'amazzone tedesca nella Firenze medicea del '600*, Genova 1985.

[28] Vgl. H. LUTZ, *Bedeutung der Nuntiaturberichte*, S. 165 f.

Vinta tat[29]. Man erfährt in den Nuntiaturberichten des Jahres 1600 zwar von seiner Freude über die mögliche Abberufung aus Graz[30], doch führt er die Ursachen für diesen seit langem gehegten Wunsch in den Schreiben nach Florenz ebenso ausführlich aus, wie die enorme Enttäuschung über den Aufschub seiner Abberufung:

«... che io mi truovo si può dire invecchiato in Germania in una sola nunciatura di nove anni, mentre altri di minor età et forse anco d'isperienza per la presenza loro in Roma vengono portati a cariche et Nunciature maggiori et a teste coronate et io entro quasi in perpetua dimenticanza de più principalissimi signori et padroni della corte et in caso che questo Pontificato terminasse, io rimarrei adietro con obligo di cominciare da capo et le continue mie fatiche et dispendio fatto in tante occasioni et nei tempi turbulentissimi di queste Provincie verrebbono a perdersi affatto ...»[31].

Auch die immer wieder präsente Sorge Portias um seine Einkünfte finden in den Berichten an Vinta eine einmalige Plattform. Und so ist es auch nicht verwunderlich, dass man in dieser Korrespondenz einiges von den Bemühungen um ein Bistum erfährt. Bereits 1596 wurde Vinta um Fürsprache beim Großherzog gebeten, damit sich dieser bei der Kurie für die Besetzung eines vakanten Bistums mit Portia einsetze[32]. Tatsächlich wurde Portia 1598 während der Italienreise Erzherzog Ferdinands im Zuge des Aufenthaltes bei Clemens VIII. in Ferrara zum Bischof von Adria ernannt[33].

In diesem Zusammenhang drängen sich Überlegungen über das Verhältnis Portias zum Hof von Florenz und mögliche Entschädigungsvereinbarun-

[29] «... Ma io lo veggo, Signore mio, dove ella vorrà finire questa mia mal'avventurata nuntiatura, cioè con una mutatione et rivolutione totale et generale, et con lasciarmi pieno di debiti et havermi ruinato tenuendo la Sede Apostolica et a questi Signori cinque anni continui et passati senz'un minimo sussidio, non potendo ne anco haver le provisioni ordinarie da otto o dieci mesi in qua ...», ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Vinta, Graz, 1597 April 7.

[30] Vgl. ASV, *Fondo Borghese* III 68 CD, fol. 157r-158r, Portia an Aldobrandini, Graz, 1600 Juni 19.

[31] ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Vinta, Graz, 1600 Juli 17. Portia hatte Vinta bereits im Juni 1599 ein Memorial bezüglich der erhofften Abberufung von der Grazer Nuntiatur übermittelt, vgl. ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Vinta, Graz 1599 Juni 28, mit beiliegendem Memorial.

[32] Vgl. ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Vinta, Graz, 1596 Oktober 21; ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Vinta, Graz, 1596 Oktober 28; ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Vinta, Graz, 1596 November 25.

[33] Vgl. ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Ferdinando, Ferrara, 1598 Juli 12.

gen – um es möglichst neutral zu formulieren – für seine Dienste auf. Grundsätzlich kann man aus den Florentiner-Berichten schließen, dass Portia die Großherzoge der Toskana ebenso als Dienstherren («padroni») ansah, wie die Kardinalnepoten und Staatssekretäre Cinzio und Pietro Aldobrandini: «... et il dover raguagliar oltr'ai padroni di Roma tutti quest'altri ...»[34]. Dabei vermittelte er sowohl Großherzog Ferdinando als auch Vinta das Gefühl, unter den italienischen Dienstherren die herausragendsten zu sein: «... nella benigna gratia de padroni tra quali principalissimo V.A. ... che io non habbi havuto tempo di ritirarmi a pensare alcuna volta a padroni e signori miei d'Italia, tra quali essendo tanto principale V.S. ...»[35]. Hinweise auf regelmäßige Zahlungen für seine Dienste finden sich in den Berichten Portias nicht, aber er bedankt sich wiederholt für die ihm zugekommene Gunst («gratia») und bittet um das Wohlwollen des Großherzogs sowie des Sekretärs Vinta[36]. Grundsätzlich kann man aber davon ausgehen, dass es sich bei den Diensten Portias um einen Bestandteil eines nahezu flächendeckenden europäischen Informationsbeschaffungssystems des Hofes von Florenz handelte, welches einer langen Tradition entsprach und bereits seit der Regierungszeit Cosimos I. perfektioniert wurde. Gerade Vinta war aufgrund seiner zahlreichen diplomatischen Aufträge im In- und Ausland in der Lage, wichtige Kontaktpersonen vor Ort zu gewinnen und somit einen Informationsvorsprung für das Großherzogtum zu erlangen. G. Fusai formuliert dies in der Biografie Vintas wie folgt: «... il Vinta teneva presso tutte le Corti e nelle città principali d'Italia qualche confidente, guadagnato forse coll'oro, che gli forniva i più segreti rapporti, i documenti più reconditi e interessanti»[37].

Inwiefern die Kurie über die «Nebentätigkeit» Portias informiert war, ist nicht bekannt. Die innerösterreichischen Erzherzöge waren sich wohl über den schriftlichen Kontakt des Nuntius mit dem Hof in Florenz in deren Auftrag bewusst, über die darüber hinausgehende Intensität aber

[34] ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Vinta, Graz, 1596 August 5.

[35] ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Ferdinando, Ötting, 1594 Februar 17; ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Vinta, Augsburg, 1593 November 21.

[36] Vgl. ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Ferdinando, Regensburg, 1594 Juli 24; ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Vinta, Graz, 1596 September 2.

[37] FUSAI, Belisario Vinta, S. 18. Zur Diplomatie des Hofes der Medici in Florenz: vgl. A. CONTINI, *Aspects of Medicean Diplomacy in the Sixteenth Century*, in D. FRIGO (Hrsg.), *Politics an diplomacy in Early Modern Italy. The Structure of Diplomatic Practice, 1450-1800*, Cambridge 1999, S. 49-94.

vermutlich nicht. Auffallend ist in diesem Zusammenhang aber, dass Erzherzogin Maria 1596 noch persönlich bei Großherzog Ferdinando um Arzneimittel anfragte, während sie das in den späteren Jahren dem Nuntius überließ[38]. Das lässt den Schluss zu, dass Portia in den späteren Jahren, als eine dynastische Verbindung zwischen den beiden Fürstenhäusern absehbar war, in den verschiedensten Belangen bewusst als Mittelsmann eingesetzt wurde.

Neben den neuen Einblicken zur Person des Berichterstatters geben die Berichte nach Florenz auch Informationen über die Beziehungen und den Transfer von Heilmitteln, von Kunstobjekten oder von Tieren zwischen den beiden Höfen Graz und Florenz noch vor der Eheschließung des Jahres 1608 preis: So erfahren wir zum Beispiel von Ölen, die zur Linderung von gesundheitlichen Gebrechen nach Graz gesandt wurden und dort im Umkreis der erzherzoglichen Familie Verwendung fanden[39].

Weiters bat Erzherzogin Maria Großherzog Ferdinando im Jahr 1600 mehrmals über Portia um die Vermittlung eines Malers, der ihre Kinder für ihre Tochter Margarete, die Königin von Spanien, porträtieren könne, da «... ne essendo hora in questa Corte alcun pittore che vaglia ...»[40]. Diese Aussage stimmt mit der Tatsache überein, dass es am Grazer Hof lange Zeit keine eigene Hofbildnismalerei gegeben hat und stets auswärtige Porträtmaler, wie zum Beispiel jene vom Kaiserhof in Prag, beschäftigt werden mussten[41].

Zudem bat Maria um die Übermittlung von Porträts der Kinder des Großherzogs, um diese in ihren Räumlichkeiten in der Grazer Burg

[38] Vgl. ASFi, *Mediceo del principato* 4459, [o.fol.], Maria an Ferdinando, Graz, 1596 Februar 4; ASFi, *Mediceo del principato* 4459, [o.fol.], Maria an Ferdinando, Graz, 1596 Juli 7.

[39] So bat Portia im August 1602 um Heilmittel für den Beichtvater Erzherzog Ferdinands, Bartolomeo Viller, der auch schon früher diese aus Florenz übermittelt bekommen hatte: vgl. ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Vinta, Graz, 1602 August 5. Ebenso für die Erzherzoginnen Maria und Maria Anna sowie für Portia selbst: vgl. ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Vinta, Graz, 1604 März 22; ASFI, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Ferdinando, Graz, 1604 April 12; ASFi, *Mediceo del principato* 4459, [o.fol.], Maria an Ferdinando, Graz, 1604 September 6.

[40] ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Vinta, Graz, 1600 Januar 31. Vgl. darüber hinaus: ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Vinta, Graz, 1600 Februar 7; ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Vinta, Graz, 1600 Februar 14.

[41] Vgl. G. Heinz, *Studien zur Porträtmalerei an den Höfen der österreichischen Erblande*, in «Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen in Wien», 59, 1963, S. 109 f.

anzubringen, wo sie während der Hochzeitsfeierlichkeiten des Jahres 1600 von den Gästen bewundert werden sollten[42]. Die Hochzeit Erzherzog Ferdinands mit Maria Anna erfolgte im April in Graz, aber erst Ende Juni gelangten die gewünschten Porträts nach Venedig[43]; wann und ob sie in Graz eintrafen, ist anhand der Florentiner-Berichte Portias leider nicht nachvollziehbar. Vielleicht befinden sich diese aber heute unter den Kinderbildnissen des Hauses Medici in der Gemäldegalerie des Kunsthistorischen Museums in Wien, in welche die Porträtgalerie der Grazer Burg schließlich eingegangen ist[44].

Erzherzog Ferdinand hingegen wünschte sich «... quatro muli da cavalcare, i quali siano della qualità d'uno nominato il Luchese ...»[45]. Von dieser Maultierrasse hatte er bereits während seiner Italienreise 1598 ein Tier erworben und mit nach Graz geführt, das sich vor allem bei der Jagd im Gebirge bewährt hatte, sodass er nun um die Übermittlung von zwei Paaren bat. Deren Eintreffen in Graz wurde nur wenige Monate später von Nuntius Portia bestätigt. Erzherzog Ferdinand bedankte sich bei Großherzog Ferdinando persönlich für das Geschenk[46].

Neben diesen Tieren beeindruckten Erzherzog Ferdinand während seiner Italienreise wohl auch die musikalischen Darbietungen am Hof in Florenz und so bat er durch Nuntius Portia zwei Jahre später um die Übermittlung von Kopien «... di certe canzoni composte già dal cornetista Franciosino o Franceschino ...»[47]. Die Familie Franciosini stellte einen wesentlichen Bestandteil des Musiklebens von Florenz dar, da acht Familienmitglieder als Bläser im Dienst des Großherzogs standen. Erzherzog Ferdinand hatte

[42] Vgl. ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Vinta, Graz, 1600 Februar 7; ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Vinta, Graz, 1600 Februar 14; ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Vinta, Graz, 1600 Mai 22; ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Vinta, Graz, 1600 Juni 12.

[43] Vgl. ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Vinta, Graz, 1600 Juli 3.

[44] Vgl. W. Seipel (ed), *Prinzenrolle. Kindheit vom 16. bis 18. Jahrhundert.* Ausstellungskatalog des Kunsthistorischen Museums, Wien 2007, S. 191 f.; G. Heinz, *Porträtmalerei*, S. 110, 217 f.

[45] ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Vinta, Graz, 1603 September 15.

[46] Vgl. ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Ferdinando, Graz, 1603 Dezember 15; ASFi, *Mediceo del Principato* 4459, [o.fol.], Ferdinand an Ferdinando, Graz, 1603 Dezember 17.

[47] ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Vinta, Graz, 1600 Mai 29. Darüber hinaus vgl. ASFi, *Mediceo del Principato* 4464, [o.fol.], Portia an Vinta, Graz, 1600 Juni 12.

der Darbietung eines dieser Musiker gemeinsam mit Nuntius Portia am 4. Juni 1598 während des Nachtmahls in Florenz beigewohnt[48].

Zusammenfassend möchte ich über diesen archivalischen Fund, der hier in aller Kürze präsentiert wurde, zwei Punkte herausstreichen: Zum Einen, dass diese Berichte des Grazer Nuntius Portia an den weltlichen Fürstenhof in Florenz für mich als Bearbeiterin der Grazer Nuntiaturberichte von enormer Bedeutung sind, da sie eine wertvolle Ergänzung zum Schriftverkehr mit der Kurie darstellen und deshalb auch Einzug in den Sachkommentar finden werden – ganz im Sinne von Heinrich Lutz, der sich für das kritische Zusammenfassen und Ineinanderarbeiten kurialer und außerkurialer Quellen, zu denen ich diese zählen würde, aussprach[49]. Zum Anderen möchte ich festhalten, dass diese Schriftstücke darüber hinaus auch als eigenständige Quelle von großem Interesse sind und als solche hoffentlich in Zukunft eine entsprechende Bearbeitung finden werden.

[48] Vgl. T. ANTONICEK, *Italienische Musikerlebnisse Ferdinands II. 1598*, in «Mitteilungen der Kommission für Musikforschung», 18, 1967, S. 91-111, hier S. 106; C. LOZZI, *La Musica e specialmente il Melodramma alla Corte Medicea*, in «Rivista musicale italiana», 9, 1902, S. 297-338, hier S. 312 f.

[49] Vgl. H. LUTZ, *Bedeutung der Nuntiaturberichte*, S. 164.

Monferrato e feudi imperiali nelle rivendicazioni sabaude alla corte di Vienna (secoli XVI-XVII)

di *Blythe Alice Raviola*

Il quadro delle manovre della diplomazia sabauda impegnata a difendere sul lungo periodo le sue prerogative imperiali e ad avanzare richieste su territori ambiti e indisciplinati, come i molti feudi imperiali che interrompevano la contiguità degli spazi piemontesi, è ancora impreciso. Se si prescinde da alcuni classici tuttora fondamentali[1], si tratta di una diplomazia poco nota nei suoi connotati prosopografici – i pochi studi aggiornati sono sul Settecento[2] –, quando invece è ormai storiograficamente riconosciuto il peso dell'Impero nelle cose italiane[3]. Più familiari

Desidero ringraziare Robert Oresko per i preziosi suggerimenti.

1 Penso a D. CARUTTI, *Storia della diplomazia della casa di Savoia*, 4 voll., Torino 1875-1879, con l'importante *pendant* di R. QUAZZA, *La diplomazia gonzaghesca*, Milano 1941.

2 Cfr. D. FRIGO, *Principe, ambasciatori e «jus gentium». L'amministrazione della politica estera nel Piemonte del Settecento*, Roma 1991; C. STORRS, *War, Diplomacy and the Rise of Savoy. 1690-1720*, Cambridge 1999, e dello stesso autore, *Imperial Authority and the Levy of Contributions in «Reichsitalien» in the Nine Years War (1690-96)*, in M. SCHNETTGER - M. VERGA (edd), *L'Impero e l'Italia nella prima età moderna/Das Reich und Italien in der Frühen Neuzeit* (Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento. Contributi/Beiträge, 17), Bologna - Berlin 2006, pp. 241-273.

3 Il classico sempre citato è K.O. VON ARETIN, *L'ordinamento feudale in Italia nel XVI e XVII secolo e le sue ripercussioni sulla politica europea. Un contributo alla storia del tardofeudalesimo in Europa*, in «Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento», 4, 1978, pp. 51-93, cui sono però da affiancare molti lavori recenti, spesso maturati nell'ambito dei convegni dell'Istituto storico italo-germanico in Trento: cfr. C. MOZZARELLI - G. OLMI (edd), *Il Trentino nel Settecento fra Sacro Romano Impero e antichi stati italiani* (Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento. Quaderni, 17), Bologna 1985, pp. 59-84; M. VERGA (ed), *Dilatar l'Impero in Italia. Asburgo e Italia nel primo Settecento*, in «Cheiron», 21, 1994; C. CREMONINI, *Impero e feudi italiani fra Cinque e Settecento*, Roma 2004. Nuovo peso ai giochi di potere di e con l'Impero è dato anche in A. SPAGNOLETTI, *Le dinastie italiane nella prima età moderna*, Bologna 2003. Si vedano infine C. LEBEAU (ed), *L'espace du Saint Empire du moyen âge à l'époque moderne*, Strasbourg 2004; M. SCHNETTGER - M. VERGA (edd), *L'Impero e l'Italia*, cit.; B.A. RAVIOLA, *L'Europa dei piccoli*

sono due questioni: la differenza fra i duchi di Savoia e gli altri principi italiani in materia di vicariato imperiale, differenza di cui i duchi stessi e certa storiografia hanno esaltato il carattere di preminenza; la battaglia avviata da Vittorio Amedeo II contro la feudalità imperiale in Piemonte, dagli esiti non pienamente soddisfacenti e per questo quasi taciuta o riscritta dagli storici ottocenteschi di casa Savoia[4].

Ciò che a mio avviso in parte manca e che vorrei suggerire in questo contributo è la ricostruzione dei prodromi di quella guerra di carta, durata secoli e per nulla estranea alle vicende del Monferrato, feudo imperiale assegnato da Carlo V ai Gonzaga nel 1536. Nel fitto tessuto della produzione documentaria diplomatica del Cinque- e Seicento si ritrovano i fili dei rapporti tra Torino e la corte asburgica e molti dei motivi che sostanziarono la comunicazione tra il ducato e l'Impero durante la prima età moderna.

1. *Figure e percorsi*

La letteratura disponibile riflette una visione tradizionale nella scrittura della storia degli spazi piemontesi, con l'esaltazione della ricostruzione statale avviata da Emanuele Filiberto e dell'ingresso del ducato tra le potenze europee sotto Vittorio Amedeo II. Quest'ultimo, grazie alla sua geniale intraprendenza in politica estera e alle riforme degli apparati burocratici, avrebbe dato impulso al perfezionamento degli organi diplomatici, rendendone l'attività degna di essere studiata. Ciò è senz'altro vero, ma altrettanto concreta è la carenza di ricerche per i secoli precedenti; un *deficit* che, discutendo qui di corti e di comunicazione, si fa sensibile nella misura in cui poco si conosce sia degli inviati stranieri a Torino sia degli ambasciatori piemontesi all'estero (il confronto con i casi veneziano e mantovano è schiacciante[5]). Passando in rassegna l'abbondante

stati. Dalla prima età moderna al declino dell'Antico Regime, Roma 2008, pp. 48-53; C. Cremonini - R. Musso (edd), *I feudi imperiali in Italia fra XVI e XVIII secolo*, Roma, in corso di stampa. Sulle corti imperiali è essenziale H. Schilling, *Corti e alleanze. La Germania dal 1648 al 1763*, Bologna 1999.

[4] Cfr. V. Tigrino, *Istituzioni imperiali per lo stato sabaudo tra fine dell'antico regime e Restaurazione*, in M. Schnettger - M. Verga (edd), *L'Impero e l'Italia*, cit., pp. 179-240.

[5] Sarà appena il caso di ricordare il *corpus* di E. Albèri (ed), *Relazioni degli Ambasciatori veneti*, Firenze 1858, 2 voll., e le serie a seguire e, per il periodo 1450-1500, F. Leverotti (ed), *Carteggio degli oratori mantovani*, 15 voll., Roma 1999-2003. In relazione allo spazio sabaudo, tuttavia, la trama del tessuto diplomatico sta emergendo grazie a solidi studi di

materiale d'archivio, emerge un'idea più precisa del gruppo di uomini che, affrontando esperienze di vita straordinarie e complicate (viaggi disagevoli, soggiorni spesso inconcludenti, trattative estenuanti, per lo più condotte in una lingua non propria), contribuì al consolidamento del ducato subalpino a livello peninsulare e continentale. Si tratta di figure quali il ministro Giovanni Tommaso Langosco di Stroppiana[6], il conte Baldassarre Ravoyre de la Croix, il segretario Girolamo Lovencito, l'ambasciatore Alberto Genève de Lullin e il suo sostituto e successore Giovanni Battista Bigliore di Luserna[7].

Il Langosco, figura chiave dello Stato sabaudo del XVI secolo, accumulò una straordinaria esperienza alla corte imperiale tra il 1546 e il 1553, accompagnando il principe Emanuele Filiberto al seguito di Carlo V; e per corte è da intendersi la molteplicità delle città in cui essa si riuniva, da Vienna a Innsbruck, da Augusta a Bruxelles. Isolando all'interno dei suoi dispacci le notizie strettamente riservate ai legami tra Impero e ducato sabaudo – ma sono anche gli anni del Concilio di Trento e delle spedizioni contro i Turchi nel Mediterraneo –, i temi ricorrenti sono tre: la restituzione dei domini piemontesi al duca; la discendenza sassone del casato di Savoia; la necessità di sorvegliare l'operato della reggenza mantovana. Quest'ultimo punto aveva risvolti economico-giurisdizionali e concerneva tanto la repressione dell'intesa tra il vassallo Tizzone di Crescentino e i Gonzaga – «il detto conte era in prattìcha di vendere Crescentino al ducca di Mantua»[8] – quanto la gestione del transito dei sali lungo tragitti che interessavano il Monferrato e i feudi imperiali delle Langhe. Bisognava stare «cum l'ochio al bosco», secondo un modo di dire frequente nelle lettere dello Stroppiana, poiché il conte di Crescentino era presente a corte e bersagliava di memoriali l'imperatore; e questi, che pure li leggeva «di malavoglia et se corosciò contra di lui dicendolli

taglio politico-istituzionale, per lo più di studiosi tedeschi: cfr. S. EXTERNBRINK, *Le coeur du monde. Frankreich und die norditalienischen Staaten (Mantua, Parma, Savoyen) im Zeitalter Richelieus 1624-1635*, Münster 1997; C. ZWIERLEIN, *Discorso und Lex Dei. Die Entstehung neuer Denkrahmen im 16. Jahrhundert und die Wahrnehmung der französischen Religionskriege in Italien und Deutschland*, Göttingen 2006.

[6] Per un suo profilo si veda B.A. RAVIOLA, voce *Giovanni Tommaso Longosco di Stroppiana*, in *Dizionario Biografico degli Italiani* (d'ora in poi *DBI*), LXIII, Roma 2004, pp. 616-618. Cfr. anche P. MERLIN, *Emanuele Filiberto. Un principe tra il Piemonte e l'Europa*, Torino 1995, *passim*.

[7] N. CALAPÀ, *Luserna Bigliore, Giovanni Battista*, in *DBI*, LXVI, Roma 2006, pp. 652-655.

[8] Archivio di Stato di Torino (d'ora in poi ASTo), *Corte*, Materie politiche per rapporto all'Estero (d'ora in poi MPRE), Lettere Ministri, Austria, mz. 2, n. 2, Ratisbona, 2 luglio 1546.

ch'era un fastidioso et importuno», li inoltrava al Granvelle pregandolo di occuparsene per porre fine in fretta alla faccenda. La tensione tra Savoia e signori di Crescentino, in realtà, si era già accesa negli anni dell'arbitrato imperiale durante i quali Nicolò Balbo e Bartolomeo Richerio (quest'ultimo ambasciatore presso Carlo V) avevano tentato il ricupero di luoghi di passo come Felizzano, Cassine, Refrancore e lo stesso villaggio del Vercellese, disposti lungo la fascia orientale che separava (e separa) Piemonte e Milanese[9].

Ancor più seria la questione del sale, che coinvolgeva Repubblica di Genova, Francia e Spagna in una dimensione sovrastatuale, del tutto europea. Essa aveva avuto origine con una terribile «rebellione della Guascogna ... a causa del novo imposto del sale»[10] e rischiava di ripercuotersi pesantemente sulle già deboli finanze sabaude, dal momento che Francesco I, non volendo che «quelli dil ducato di Borgogna si serveno più dil sale di Sallins in la Franche Contea in danno di S.M. [l'imperatore]», aveva pensato di modificare i circuiti commerciali e di «distribuire dil suo salle proprio di Franza nel Piemonte»[11]. A ciò si aggiungevano i piani degli spagnoli. Ferrante Gonzaga aveva dato «raguaglio a S.M. qualmente il principe di Melphi li fa nova instantia cum le solite proteste di rottura di voler passare il sale da Albenga a un luogo ditto Saccarello, qual è di certi feudatari dell'Imperio et da costì sopra il territorio di certi altri simili feudatarii et poi sopra dil Monferrato et finalmente al Mondevì»[12]. Il percorso delineato toccava uno degli snodi nevralgici delle *enclaves* imperiali tra Piemonte e Liguria, il marchesato di Zuccarello, che non a caso sarebbe stato al centro di progetti d'acquisto futuri, intavolati dal Ravoyre e condotti a termine nel 1591 con la compravendita siglata fra il marchese Scipione del Carretto, indebitato con Genova, e Carlo Emanuele I, pronto a offrirgli i 23.500 scudi d'oro di cui aveva bisogno per risollevarsi e dotare le figlie[13]. Anche le complicazioni per l'investitura

[9] Cfr. ASTo, *Corte*, MPRE, Lettere Ministri, Austria, mz. 1, n. 6, 30 maggio 1535. Sulla strategicità dei luoghi citati rinvio a B.A. Raviola, *«Da un Monferrato all'altro». Uno snodo commerciale nel Piemonte orientale della prima età moderna*, in M. Cavallera (ed), *Lungo le antiche strade. Vie d'acqua e di terra tra Stati, giurisdizioni e confini nella cartografia dell'età moderna*, Busto Arsizio (Varese) 2007, pp. 135-157.

[10] ASTo, *Corte*, MPRE, Lettere Ministri, Austria, mz. 2, n. 36, Bruxelles, 18 settembre 1548.

[11] ASTo, *Corte*, MPRE, Lettere Ministri, Austria, mz. 2, n. 51, Bruxelles, 10 maggio 1550.

[12] ASTo, *Corte*, MPRE, Lettere Ministri, Austria, mz. 2, n. 50, Bruxelles, 7 maggio 1550.

[13] Sulle trattative e i loro risvolti cfr. ASTo, *Corte*, MPRE, Negoziazioni, Austria, mz. 1, fasc. 16, 22 maggio 1591. Mi soffermo di più sulla vicenda in B.A. Raviola, *The Imperial*

di Zuccarello, rimasto in bilico tra feudalità imperiale locale ed esigenze ducali, avrebbero avuto un ruolo nella progressiva definizione delle relazioni tra Torino e la corte imperiale, dispensatrice di garanzie tanto per i principi maggiori quanto per i piccoli signori che vi si appellavano in nome di antiche consuetudini e interessi non meno sedimentati.

Virtuale e reale si sovrapponevano, di modo che la posizione politica internazionale di ogni Stato, e specie di ogni satellite del *Reichsitalien*, doveva trovare esatta corrispondenza nel posto fisicamente occupato dal suo ambasciatore a corte. Per una diplomazia almeno in apparenza acerba e sperimentale come quella sabauda del Cinquecento, la questione delle precedenze finiva così per assorbire buona parte dell'attività degli inviati, letteralmente costretti a sgomitare per conquistare una sedia onorevole agli occhi di tutti.

Una volta giunti a corte, inviati e ambasciatori si trovavano di fronte alla traduzione pratica di questi problemi: dove sistemarsi in occasione di una Dieta, di una cerimonia nuziale, di un banchetto? Ercole Udine, segretario dell'ambasciatore gonzaghesco Gualengo, ha lasciato una minuta descrizione dei diversi gradi di accoglienza loro riservati durante i festeggiamenti del matrimonio della figlia del duca di Cleve con il principe del Brandeburgo (7 ottobre 1573). Ospitati cordialmente a «Posnanza, città della Polonia maggiore che è discosta da Vienna 400 miglia» e ancor più a «Chinisberg» (Könisberg) dove, «di commissione dell'eccellentissimo duca di Prussia ci fu data casa assai comoda», una volta celebrato lo sposalizio in un vicino castello il clima si fece più rigido:

«Quando io feci per presentarmi inanzi alla sposa con farle il presente, l'ambasciatore di Brauswig mi volse respinger indietro ma non potendo cominciò a dire queste formate parole: 'Oh là, questo non è vostro luoco, con protestattione del signor duca di Brauswig' et non disse altro. Io seguitai di porger il presente et di complir con la sposa, che l'hebbe molto accetto; poi, fattomi adietro, mi rivolsi a questo che mi haveva parlato et gli dissi modestamente ch'io non sapevo la cagione che lo havesse indotto a quelle parole perch'io non ero intrato inanzi a lui per competere di precedenza, ma solo per torre il luoco del signor duca mio, il quale era immediate dopo Ferrara, sì come già aveva veduto che et nel cavalcare et nel star in camara col sig. duca di Cleves et nel seder a tavola io era sempre ... A questo non rispose altro se non: 'Hor non più'»[14].

System in Early Modern Northern Italy. A Web of Dukedoms, Fiefs and Enclaves along the Po, in R. EVANS (ed), *The Holy Roman Empire / Das Heilige Römische Reich, 1495-1806*, in corso di stampa.

[14] Archivio di Stato di Mantova (d'ora in poi ASMn), *Archivio Gonzaga* (d'ora in poi *AG*), Dipartimento Affari Esteri (d'ora in poi DAE), Corti elettorali e principi dell'Impero, b. 530, 27 gennaio 1574, *Relatione delle cose ch'io, Hercole Udine, ho trattato in Prussia per servigio di V.E.*

Temendo che l'episodio avesse eco a Mantova, Udine terminò la sua relazione mettendo a tacere i sospetti di una sua rivalità personale con il Gualengo. Non era il primo a incappare nelle ire del rappresentante del principe tedesco: era già capitato all'ambasciatore Prospero d'Arco, al servizio di Emanuele Filiberto nel 1559, che, titubante sul luogo da occupare in presenza degli inviati di Brünswick e Cleve, più volte si era consultato in merito con «il signor conte di Stropiana, il quale si può dire che sii invechiato in queste pratiche»[15].

Trascorse molto tempo tra Vienna, Innsbruck e Ratisbona anche il Ravoyre, uno degli ultimi savoiardi davvero potenti alla corte di Torino e diplomatico di grande tempra, capace di conquistare con una certa rapidità la confidenza di Massimiliano II e di farsi ricevere da lui personalmente. Giunto a Linz sfidando la neve nel gennaio del 1566 e «rotto il primo ghiaccio» con Jorge Manrique, fu da questi introdotto «nella camara di S.M., alla quale havevo deliberato parlar latino, ma il signor don Giorgio mi disse che gl'haverei fatto maggior piacere di parlar italiano, come poi feci ... Fui da quella humilmente visto e non tacerò questo ... che, nel intrar mio nella camara, la si levò la berretta» avviando poi volentieri la conversazione in italiano[16]. I temi toccati furono la questione finalese e le proteste contro i «carichi gravissimi et insoliti» imposti dal duca «sopra le sue terre Paroldo, Murialdo et Saliceto», semi-imperiali, al fine di risanare le casse statali. Di lì in poi le lettere del della Croce riguardano sempre più frequentemente questi feudi di giurisdizione incerta e l'intero Monferrato, tanto irrequieto da ispirargli l'idea di un nuovo arbitrato basato sui «consulti dei più eccelenti giureconsulti dell'età nostra»[17].

Ma le cause evolvevano con una lentezza esasperante. La noia era spesso la compagna più fedele dei residenti a corte: «Qua le setimane passan talmenti simili che chi non vol scrivere vanità et sempre replicar l'istesso non sa che scriver»[18] esordì in una delle sue prime lettere da Praga il segretario Lovencito, che pure fu tra i corrispondenti più assidui del duca Carlo Emanuele I. Alcuni finivano per vegetare in attesa di essere ricevuti:

[15] ASTo, *Corte*, MPRE, Lettere Ministri, Austria, mz. 3, D'Arco – di famiglia tirolese con signoria del feudo monferrino di Cella – al duca, n. 6, 17 marzo 1559.

[16] ASTo, *Corte*, MPRE, Lettere Ministri, Austria, mz. 3, fasc. 16, Dispaccio al duca, 8 gennaio 1566.

[17] ASTo, *Corte*, MPRE, Lettere Ministri, Austria, mz. 3, fasc. 16, Discorso all'imperatore allegato in copia alla lettera del 24 dicembre 1567.

[18] ASTo, *Corte*, MPRE, Lettere Ministri, Austria, mz. 6, 12 febbraio 1601.

«Qua sta sempre da un anno in qua un ambassatore di Mantua che mai hebe audienza ... Il duca di Mantua mandò da qualche giorni sono due cavalli a S.M. et due quadri di belle pitture antique et un cavallo al signor Carlo di Lyechtestan, però ancora non sono stati presentati»[19].

Prassi consueta – e che induce lo storico odierno a riconsiderare la categoria della corruzione applicata all'antico regime[20] – era appunto quella di recarsi a corte carichi di regali da fare ai ministri e alle figure più influenti[21]. L'abitudine, presso gli ambasciatori sabaudi, si fece frequente e dispendiosa dopo il trattato di Cherasco, quando per Vittorio Amedeo I divenne pressante acquisire l'investitura delle settanta località monferrine cedutegli al termine della seconda guerra di Successione. Venivano stilate precise istruzioni in merito: «un regalo di 1000 talleri ... al fine del negotio» per il «signor Stralendorff, vicecancelliero dell'Imperio e vice Presidente del Consiglio Aulico»; «150 talleri di presente et altrettanti al fine del negotio» al Rech; 200 di dono e 300 di sportula al Terz, che «sarà senza dubbio relatore del negotio cadendo in sua mano quasi tutte le cause italiane»; e così via per un totale di 3.000 talleri previsti nel solo 1633[22]. Allora come oggi, gli oggetti valevano talvolta più di mille parole.

2. *Alla corte di Vienna per il Monferrato*

Intrecciando fonti torinesi e mantovane si colgono obiettivi comuni, strategie di comunicazione simili, fini opposti. Le questioni discusse dagli ambasciatori sabaudi e gonzagheschi convergono proprio sul problema Monferrato e i dispacci, da entrambe le parti, s'intensificano a partire dagli anni Quaranta del Cinquecento, in seguito alla sentenza arbitrale del 1536 e alla sua approvazione camerale, contestata punto per punto dai diplomatici piemontesi. Al contrario, gli inviati mantovani erano istruiti a ottenerne ripetutamente la conferma, da conseguire per il mezzo di lettere credenziali che andavano esibite ai maggiori esponenti dell'*entourage* imperiale: Camillo Capilupi, spedito alla corte cesarea nel 1544 per

[19] ASTo, *Corte*, MPRE, Lettere Ministri, Austria, mz. 6, 12 febbraio 1601.

[20] Cfr. J.-C. WAQUET, *La corruzione. Morale e potere a Firenze nei secoli XVII e XVIII*, Milano 1986.

[21] Per alcuni esempi cfr. D. PERRERO, *I regali di prodotti nazionali invalsi nella diplomazia piemontese dei secoli XVII-XVIII*, in «Atti della Reale Accademia delle Scienze di Torino», 31, 1896, pp. 411-435.

[22] ASTo, *Corte*, MPRE, Materie d'Impero, cat. I, *Investiture*, mz. 1, fasc. 19, *Memoria di diversi regali ... per ottenere la concessione dei feudi imperiali* (1633).

il rinnovo dell'investitura e per trattative sul feudo d'Incisa, fu munito di dispacci per il principe Massimiliano d'Asburgo e per il Granvelle, e consigliato da Ercole Gonzaga e Margherita Paleologo di farsi introdurre all'imperatore «col mezo del conte Sigismondo da Lodrone», suo intimo frequentatore[23].

Affidarsi a uomini d'esperienza significava evitare di indugiare sulle lezioni di comportamento e tarare gli interventi a distanza sulla base delle qualità del singolo ambasciatore. Giulio Cavriani, mandato a Vienna al principio degli anni Sessanta, fu esortato a coltivare l'amicizia «col signor duca di Baviera il qual si è dimostrato in ogni tempo amorevole parente verso di questa casa», e a non irrigidirsi sulla faccenda delle precedenze, a proposito delle quali «osserverete lo stile solito et usato dagli altri ambasciatori che il signor duca nostro ha tenuti alla corte cesarea ... col star sempre, in caso di cerimonie, immediatamente doppo l'ambasciatore di Ferrara, al quale haverete da cedere»[24]. Al cuore della sua missione era la necessità di controllare la feudalità imperiale in area padana: una volta incontrato l'imperatore, «bascierete le mani a S.M ... per il segno della confidenza ch'ella mostra in commetter al signor duca illustrissimo nostro delle cause de signori feudatari del Sacro Imperio et le farete sapere che alcuni di questi dicono di voler supplicare a S.M. perché si degni di levar via tali commissioni»[25]. Si doveva fare in modo che ciò non accadesse e che non fosse sminuita l'autorità imperiale del Gonzaga nel Mantovano e in Monferrato: «Al signor duca nostro vien detto da più bande che il signor duca di Savoia ... desidera ad ogni modo di travagliar S.E. in quella parte del Monferrato nella quale egli pretende»[26].

I termini giuridico-territoriali del contendere risalivano al Medioevo e ai matrimoni tra marchesi di Monferrato e principesse sabaude o viceversa[27].

[23] ASMn, *AG*, DAE, Affari in corte cesarea, b. 426, cc. 71-80, 3 marzo 1544.

[24] ASMn, *AG*, DAE, Affari in corte cesarea, b. 426, c. 134, databile tra la fine del 1559 e l'inizio del 1560.

[25] ASMn, *AG*, DAE, Affari in corte cesarea, b. 426, c. 160, 6 gennaio 1560, altra istruzione al Cavriani, anonima.

[26] ASMn, *AG*, DAE, Affari in corte cesarea, b. 426, cc. 168-171, 25 gennaio 1561, Istruzione al conte Federico di Gazzuolo.

[27] Nel 1197 Bonifacio II di Monferrato aveva sposato Eleonora, figlia del conte Umberto III di Savoia; un secolo più tardi (1297), Giovanni I si accasò con Margherita, figlia di Amedeo V di Savoia; nel 1411 Gian Giacomo Paleologo impalmò Giovanna, di Amedeo VII. Sull'altro versante, nel 1330 Aimone di Savoia (1329 al 1343) sposò Violante Paleologo, figlia di Teodoro I di Monferrato, e Carlo I, che ebbe il titolo di re di Cipro nel

Si prenda un'istruzione del 26 ottobre 1529 diretta da Carlo II di Savoia al presidente del Consiglio di Stato del Piemonte Giovanni Francesco Porporato, in partenza per Vienna al fine di far valere le ragioni ducali «a riguardo del Regno di Cipro, del Monferrato, di Dezana, di Coconato e del marchesato d'Incisa»[28]: il solo titolo archivistico è sufficiente a dispiegare la geografia delle ambizioni sabaude e degli indirizzi verso cui si sarebbero mosse nei due secoli a venire. Al di là della rivendicazione del titolo regio su Cipro, cavallo di battaglia della diplomazia torinese[29], l'accento era posto sul marchesato vicino, incapace di ricambiare «le grans biens ... que la maison de Montferrat a heu de ceste cy». Con esso confinavano zone ad alta instabilità politica, nuclei di potere feudale come il marchesato di Desana, gestito dalla famiglia Tizzone, e quelli di Cocconato e di Incisa, in mano agli omonimi consortili. Del primo dovevano essere resi noti alla corte imperiale «le grans mals ... que ses subiects en supportant»; del secondo ottenuta la «fidelitè, obeissance et subiection» dovuta al duca di Savoia «jouxte la forme du privillege du feu empereur Maximiliano»[30]; del terzo discussa la successione dei figli di Oddone d'Incisa, ostacolata dai Paleologo e dunque auspicata da Carlo.

La preminenza giurisdizionale su Desana – di cui andrebbe studiata la fisionomia signorile medievale e protomoderna – fu per tutto il XVI secolo uno dei punti fermi delle missioni alla corte cesarea: l'argomento forte contro i Tizzone, casato ibrido fra patriziato vercellese e aristocrazia di marca imperiale, era che il luogo «virtualmente è compreso nel nostro ... vicariato per essere della diocesi di Vercelli nominata in detti privilegi, oltre che quel luogo è territorio di detta città dato alli Tizzoni a godere per certo di mantenere le strade sicure dal Monferrato ad essa città»[31]. Uno staterello cuscinetto, insomma, i cui titolari non erano altro, nelle intenzioni di Emanuele Filiberto e del figlio, che vassalli di vicari imperiali (i Tizzone, al contrario, rivendicavano la dipendenza diretta dall'Impero).

1487, contrasse matrimonio con Bianca, figlia di Guglielmo VII di Monferrato. Fu soprattutto a questa unione che i duchi di Savoia fecero riferimento nei secoli successivi rivendicando il Monferrato.

[28] ASTo, *Corte*, MPRE, Negoziazioni, Austria, mz. 1, fasc. 4, 26 ottobre 1529, citato anche in P. Merlin, *Il Piemonte nel sistema imperiale di Carlo V*, in B. Anatra - F. Manconi (edd), *Sardegna, Spagna e stati italiani nell'età di Carlo V*, Roma 2001, pp. 265-287, qui p. 270.

[29] Cfr. A. Spagnoletti, *Le dinastie italiane*, cit., pp. 137-138.

[30] ASTo, *Corte*, MPRE, Negoziazioni, Austria, mz. 1, fasc. 4, 26 ottobre 1529.

[31] ASTo, *Corte*, MPRE, Negoziazioni, Austria, mz. 1, fasc. 10, 7 febbraio 1570.

La presa di possesso del feudo messa a segno *manu militari* da Carlo Emanuele I nel 1582 volle essere una dimostrazione di forza contro la nobiltà locale e contro i Gonzaga[32]; ma dovette nondimeno essere giustificata presso la corte imperiale che la interpretò a ragion veduta come atto di prepotenza.

Anche nella corsa agli onori delle dinastie italiane del Cinquecento, vinta dai Medici con l'acquisizione del titolo granducale[33], fu il Monferrato a fomentare la rivalità tra Savoia e Gonzaga. Era stato lo stesso duca di Mantova Guglielmo I a scrivere alla corte di Vienna affinché la promessa di erezione del marchesato in ducato, «con facoltà di nominarvi conti e marchesi», venisse mantenuta[34]. La promozione avrebbe garantito il conferimento del

«titolo di Serenissimo et d'Altezza del quale già vien honorato il signor duca di Savoia onde, sì come ... in Italia, il duca di Millano era riputato il primo degli altri duchi, il marchese di Monferrato dei marchesi, et il conte di Savoia dei conti, essendo hora dato questo titolo ad esso duca di Savoia poiché il suo Stato fu eretto in ducato, il medesimo si convenirebbe ... anco a noi, eretto che sarà il Monferrato in ducato»[35].

Una volta fatto questo, beninteso, sarebbe stato necessario avvisare le cancellerie d'Europa e d'Italia, e in particolare li «signori cardinali Morone, Trento, Dolfino et Madruzzi», ovvero le massime autorità della Chiesa, non avendo i Gonzaga un ambasciatore stabile in Roma. L'argomento si fece presto ossessivo: elevato il rango del territorio senza che il papato mostrasse di accorgersene, dopo due anni di sollecitazioni dovette intervenire personalmente la duchessa Eleonora, sorella dell'imperatore, per scongiurare «disordini che di qui potrebbero nascere in Italia»[36].

Potere giurisdizionale e dignità in seno al *Reichsitalien* divennero due facce della stessa medaglia. Il tono urgente e la densità di certe istruzioni, così come la minuziosità delle relazioni d'ambasciata, riflettono da un

[32] ASTo, *Corte*, MPRE, Negoziazioni, Austria, mz. 1, fasc. 13, 14 febbraio 1582, *Istruzione al conte Ponderano ...*, autografo di Carlo Emanuele I.

[33] Cfr. A. SPAGNOLETTI, *Le dinastie italiane*, cit., pp. 128 ss., e da ultimo F. ANGIOLINI, *Medici e Savoia. Contese per la precedenza e rivalità di rango in età moderna*, in P. BIANCHI - L. GENTILE (edd), *L'affermarsi della corte sabauda. Dinastie, poteri, élites in Piemonte e Savoia fra tardo medioevo e prima età moderna*, Torino 2006, pp. 435-479.

[34] ASMn, *AG*, DAE, Affari in corte cesarea, b. 426, cc. 292-295, 4 agosto 1573.

[35] Il passo, steso come traccia per Cavriani, è anche in A. SPAGNOLETTI, *Le dinastie italiane*, cit., p. 138.

[36] ASMn, *AG*, DAE, Affari in corte cesarea, b. 426, c. 390, 26 marzo 1575, Eleonora d'Asburgo al Cavriani.

lato l'acuirsi dei processi di resistenza al consolidamento statuale di fine secolo, dall'altro l'esigenza dei principi italiani di occupare un posto nel sistema degli Austrias. Si prenda una lettera di Guglielmo I al Capilupi del maggio 1577: l'ambasciatore avrebbe dovuto cercare di persuadere Ferdinando e i suoi ministri ad accorpare in una sola le investiture del Monferrato, di Viadana e di Gazzuolo, questi ultimi feudi appena incamerati; «informare S.M. dell'ingiusta pretesa del duca di Nevers, fratello di S.A., sopra la metà del Monferrato»; sondare le intenzioni della corte verso le rivendicazioni dei feudatari imperiali i cui beni premevano sui confini del ducato e la cui autorità locale rischiava di trascendere quella principesca[37]. Tutti interventi mirati a legittimare il potere su terre e uomini sfuggenti.

Gli indugi prevalevano sull'azione. «Qua non v'è forma di corte né di consegli; qua si procede ne le cose di giusticia in modo tale che chi v'è dentro si dispera et molti se ne van lasciando le cose luoro come disperate» scriveva Lovencito al duca di Savoia nel 1601[38]. Eppure non mancavano motivi di discussione, come un dazio imposto «a Finale et in tuti i feudi imperiali che sono di longo di quei paesi» dal governatore del marchesato Beccaria e l'eterna causa di Desana. La novità della tassa – «Idio sa ciò che passa per il cervello di questi agenti» – dipendeva dal governatore: «Questo Becaria è sudito di Mantua et ha praticato che il suo duca meti la mano in questo come esecutore de la mente di S.M. et intendo che il Becaria sii homo scaltrito et bon dissegnatore»[39]. Un ritratto sufficiente a «risolver l'A.V. a mandar qua un ambassatore il quale fosse d'una tempra tale quale richiedeno questi tempi et sì bon architetto che sapesse cominciar una fabrica ... tale ... per dover durar ferma et senza periculo di ruinare sì presto»[40]. Per parte sua, Lovencito s'impegnò spesso a raccogliere notizie su Finale e a fare il gioco del suo signore ripetendo che «se li feudatari del Imperio di quelle parti non saran meglio tratati, qua faran luoro altre deliberationi»[41], scegliendo cioè di passare sotto l'egida sabauda. Ci voleva però un ambasciatore fisso visto che «qua sono: nuncio apostolico, ambassatore cattolico, un per Francia

[37] ASMn, *AG*, DAE, Affari in corte cesarea, b. 426, cc. 404 ss., maggio 1577 (senza indicazione del giorno).

[38] ASTo, *Corte*, MPRE, Lettere Ministri, Vienna, mz. 6, Praga, 30 aprile 1601.

[39] ASTo, *Corte*, MPRE, Lettere Ministri, Vienna, mz. 6, Praga, 30 aprile 1601.

[40] ASTo, *Corte*, MPRE, Lettere Ministri, Vienna, mz. 6, Praga, 30 aprile 1601.

[41] ASTo, *Corte*, MPRE, Lettere Ministri, Vienna, mz. 6, Praga, 11 febbraio 1602.

che non vol essere nominato agente, ma residente, ... ambassator di Venetia, Toscana, Mantua, Modena», tutti riccamente dotati e alloggiati[42].

Ma nonostante il procedere (a rilento) della causa di Desana – per via della quale, nell'estate del 1602, fu arrestato Giovanni Ambrogio Doria –, Carlo Emanuele, preso dal *ralliement* con la Francia di Enrico IV, preferì continuare a valersi del Lovencito per altri sei anni, evidentemente soddisfatto dei suoi dispacci precisi, penetranti, capaci di dispiegare assai bene agli occhi del duca (e del lettore contemporaneo) il mondo della corte vagante e melanconica di Mattia, Rodolfo e Ferdinando.

Può essere di qualche interesse notare che, mentre il corpo diplomatico sabaudo cinque-seicentesco risulta prevalentemente composto da oriundi – ma indagini più accurate potranno smentirmi –, quello gonzaghesco, di tradizione italica e riflettente lo sdoppiamento territoriale dei domini dinastici, appare più eterogeneo. Certo, per varie ragioni[43], tra le sue file, fino a metà Seicento, non si trovano funzionari originari del Monferrato *stricto sensu*, ma feudatari imperiali sì, e il dato non è trascurabile: nel 1580, per esempio, fu inviato come ambasciatore in Baviera il marchese Bonifacio del Carretto, esponente di quella feudalità che aveva interesse a coltivare i propri spazi di autonomia e a sostenere le ragioni di un principe distante (il duca di Mantova) contro quelle di un sovrano opprimente (il duca di Savoia)[44]. Anche i Savoia ebbero un del Carretto inviato all'Impero, il marchese Filiberto di Bagnasco[45], ma si era nel 1619, in piena guerra fra Mantova e Torino; in un clima, cioè, di grande rimessa in discussione delle aderenze e delle fedeltà, spesso comprate a suon di feudi da Carlo Emanuele I[46].

[42] ASTo, *Corte*, MPRE, Lettere Ministri, Vienna, mz. 6, Praga, 4 giugno 1602.

[43] Cfr. B.A. RAVIOLA, *Il Monferrato gonzaghesco. Istituzioni ed élites di un micro-stato (1536-1708)*, Firenze 2003, pp. 143 ss.

[44] Cfr. ASMn, *AG*, DAE, b. 530, s.d. [1580], Corti elettorali e principi dell'Impero, *Relatione del successo nel viaggio di Baviera dell'anno 1580.*

[45] Cfr. ASTo, *Corte*, MPRE, Negoziazioni, Austria, mz. 1, fasc. 28, 1619, *Istruzione del duca Carlo Emanuele I al marchese di Bagnasco ...*; A. SPAGNOLETTI, *Le dinastie italiane*, cit., p. 138.

[46] Cfr. C. ROSSO, *Il Seicento*, in P. MERLIN - C. ROSSO - G. SYMCOX - G. RICUPERATI, *Il Piemonte sabaudo. Stato e territori in età moderna*, Torino 1994, pp. 215-216. Sulle posizioni anfibie di certa nobiltà cfr. B.A. RAVIOLA, *Servitori bifronti. La nobiltà del Monferrato tra Casale, Mantova e Torino*, in P. BIANCHI - L. GENTILE (edd), *L'affermarsi della corte sabauda*, cit. pp. 481-505.

Per contro, va rilevata per entrambi gli stati l'eterogeneità professionale degli inviati, non necessariamente diplomatici di formazione: un personaggio come Teodoro Binelli, segretario, senatore e prefetto di Asti[47], esperto nella gestione di affari giuridico-territoriali locali, appare distante dal *cliché* dell'ambasciatore. Eppure fu scelto come oratore a Vienna, dove giunse nel luglio del 1629, per relazionare sugli anni difficili della seconda guerra di Monferrato; nel suo caso, proprio le competenze acquisite e la conoscenza degli spazi ducali furono funzionali alla comprensione delle manovre militari attorno a Casale e dell'interpretazione che se ne dava alla corte viennese, immersa negli sviluppi del conflitto dei Trent'anni[48]. Lo stesso può dirsi per il tuttofare Traiano Guiscardi, tra i non molti casalesi di successo, segretario di Vincenzo I, suo inviato a Parigi, gran cancelliere del Monferrato (1620) e plenipotenziario a Cherasco, dove sostenne a oltranza la successione dei Gonzaga Nevers nel segno della continuità dinastica, senza però riuscire a impedire lo smembramento del ducato[49]. Un fallimento, questo, che lui visse come personale, ben sapendo che avrebbe avuto ripercussioni diplomatiche europee di lunga durata.

3. *«Il nero dell'inchiostro»: la missione di Giovanni Battista Bigliore di Luserna*

La questione dei feudi imperiali, per il Piemonte e per Mantova, è latente negli anni di emergenza interna o internazionale (durante la guerra per la conquista del marchesato di Saluzzo, per esempio, o in occasione delle spedizione contro i turchi in Ungheria di Vincenzo I Gonzaga), ma pronta a riaffiorare nei momenti di relativa calma. Al termine della prima guerra di Monferrato il senatore Evandro Civaleri fu inviato a Vienna a sostegno del primicerio don Ludovico Gonzaga ambasciatore, per «procurare l'ultimazione della lite colà pendente tra S.A. [il duca di Mantova] e il re Cattolico per il feudo delle Carchere ed altri luoghi del Monferrato», uno strascico irrisolto dell'acquisto del marchesato di Finale da parte della Spagna in luoghi attraversati dal cammino delle Fiandre[50]. Durante il secondo conflitto, in attesa che ne uscisse un vincitore e si capisse che

[47] C. Rosso, *Una burocrazia di Antico Regime. I segretari di Stato dei duchi di Savoia, I (1559-1637)*, Torino 1992, *passim*, un cenno al suo impiego in missioni diplomatiche è a p. 250.

[48] Le sue lettere da Vienna sono in ASTo, *Corte*, MPRE, Lettere Ministri, Austria, mz. 9.

[49] B.A. Raviola, *Guiscardi, Traiano*, in *DBI*, LXI, Roma 2003, pp. 533-535.

[50] ASMn, *AG*, DAE, b. 427, cc. 63-66, 3 marzo 1619.

fine avrebbe fatto Casale, si riprese a ragionare sulle investiture dei luoghi contesi, in un'ottica però ancora vaga[51]. La volontà sabauda di chiarire presso l'Impero, e con il crisma della sua approvazione, i rapporti con la feudalità imperiale si fece più determinata negli anni Cinquanta, risoltasi la lacerazione interna fra principisti (filo-spagnoli) e madamisti (filo-francesi) e affievolitasi la furia degli scontri sul suolo pedemontano fra gli eserciti di Francia e Spagna. Un periodo non facile per le ambizioni sabaude, visto il gradimento imperiale mostrato ai Nevers[52].

Le relazioni di Giovan Battista Bigliore di Luserna, che proprio a Vienna si fece le ossa come ambasciatore tra il 1651 e il 1655 e divenne diplomatico abilissimo, sono in tal senso una fonte assai preziosa, oltre che molto bella. Qui mi soffermerò sui primi due anni della sua attività, già sufficienti a illustrare le tematiche predominanti a metà Seicento nei rapporti tra il Piemonte e l'Impero. A colpire, nei dispacci iniziali, è la quantità di informazioni sulle pratiche di corte riferite alla reggente Cristina e al figlio Carlo Emanuele II o annotate per se stesso, tra lo stupore di aver ottenuto un incarico importante e la dolorosa consapevolezza dell'asperità della vita cortigiana. Non a caso a lui si deve un suggestivo *Giornale delle cose successe durante la mia negoziazione*[53] che può essere ritenuto a buon diritto un piccolo *vademecum* del diplomatico barocco. Tra i primi suoi appunti è un *memento*, appreso dai predecessori o imparato a proprie spese: «Nota che nella corte cesarea non si può né si deve propor cos'alcuna se non se ne fa la dimanda in scritto. L'imperatore, subito che si chiede qualche cosa, per minima che sia, dimanda subito il memoriale e se non si ha pronto o non se li dà, la M.S. tace»[54].

Inviato in Austria come oratore d'appoggio al titolare dell'incarico – il marchese Genève di Lullin ormai gravemente malato –, Bigliore vi giunse passando dalla Svizzera. Il viaggio attraverso Thounon, Ginevra, Losanna e Berna fu di per sé istruttivo: tra un ingresso e l'altro, il Luserna toccò subito con mano la delicatezza del compito, variamente accolto dai

[51] ASMn, *AG*, DAE, b. 427, cc. 63-66, 5 novembre 1629.

[52] A. SPAGNOLETTI, *Le dinastie italiane*, cit., p. 114. Tradizionale la lettura di. R. TAMALIO, *Mantova e i Gonzaga tra Spagna e Austria (1530-1630)*, in U. ARTIOLI - C. GRAZIOLI (edd), *I Gonzaga e l'Impero. Itinerari dello spettacolo*, Firenze 2005, pp. 29-40, che individua nell'estinzione della linea dinastica principale il declino dei rapporti fra Mantova e Vienna.

[53] Lo segnala opportunamente N. CALAPÀ, *Luserna Bigliore*, cit., p. 653. È in ASTo, *Corte*, MPRE, Materie d'Impero, *Investiture*, mz. 2, fasc. 1, cc. 1-10.

[54] ASTo, *Corte*, MPRE, Materie d'Impero, *Investiture*, mz. 1, fasc. 22, Minuta di copialettere, s.d., cc. n.n.

rappresentanti delle città favorevoli o ostili al duca di Savoia. Bene a Thounon; con freddezza a Ginevra – dove «fui visitato dagl'ufficiali di quella città in corpo, i quali, con qualche sentimento, discorsero del divieto della tratta de' grani ... dolendosi de' ministri dei magistrati di Savoia»[55] –; splendidamente a Friburgo – dove «i baloardi e le torri della città pareano un augusto teatro in cui l'applauso pomposamente si faccia vedere in scena» –; con sospetto e «straordinario sossiego» a Berna. L'atteggiamento dei cantoni svizzeri, in quegli anni percorsi dal fremito delle ribellioni popolari, mutava a seconda delle alleanze strette con Torino a fini commerciali e delle inclinazioni confessionali interne[56]. A Lullin e al Bigliore, tuttavia, interessava incarnare e manifestare la potenza sabauda. Il vicariato andava esibito e quando Lullin arrivò a Oulm con «106 boche, oltre le 32 ch'ha sopra le spese a Vienna» destando l'ammirazione di tutti, Bigliore annotò per il duca che «ha sì bene S.E. sostenuto il decoro del suo carrico in tutte le congionture et incontri che non è facile esprimerlo nell'angustie di questa carta»[57].

Una volta a Vienna, però, ebbe inizio il balletto delle precedenze; era infatti aspirazione del Genève (e di Torino) conquistare una posizione prossima a quella degli emissari dei duchi di Baviera, tanto nelle cerimonie quanto nelle votazioni alla Dieta. Ma come dimostrarono le prime conversazioni con costoro, non si trattava di un'impresa facile. Gli ostacoli provenivano dalle mene dell'ambasciatore di Spagna, che aveva addirittura cercato di far perdere l'alloggiamento in albergo al Lullin, e dal ministro Valderode, «tutto inclinato a Spagna». Dalla sua, invece, sembrava essere «il conte Curtio, vicecancelliere, ... uno degl'astri fissi del cielo di questa corte, il quale non si move che con osservatione e riflesso»; ma anch'egli ammonì il Bigliore circa le difficoltà di introdurre modifiche al cerimoniale, come mostrava bruscamente la vicenda dell'ambasciatore del duca di Modena, «che fu qui per pigliar l'investitura di Correggio» ed era «stato costretto di ritirarsi senza haverl'ottenuta ... per disgusti havuti dal conte di Lumiarez, ambasciatore di Spagna»[58].

[55] ASTo, *Corte*, MPRE, Copialettere del Bigliore, Lettera a Madama Reale, Oulm, 26 marzo 1651.

[56] Cfr. D. CARPANETTO, *Il regno e la repubblica. Conflitti e risoluzione dei conflitti tra stato sabaudo e Ginevra*, in A. PASTORE (ed), *Confini e frontiere nell'età moderna. Un confronto fra discipline*, Milano 2007, pp. 157-204.

[57] ASTo, *Corte*, MPRE, Materie d'Impero, *Investiture*, mz. 1, fasc. 22, Copialettere, ancora il dispaccio del 26 marzo 1651.

[58] ASTo, *Corte*, MPRE, Materie d'Impero, *Investiture*, mz. 1, fasc. 22, Copialettere, ancora il dispaccio del 26 marzo 1651.

Lo scopo della missione sabauda era triplice poiché prevedeva il riconoscimento del titolo regio su Cipro, in conflitto con Venezia, l'avanzamento di posizione dell'ambasciatore ordinario a Vienna e l'investitura dei feudi del Monferrato annessi dopo Cherasco. I primi due propositi si rivelarono subito difficili da raggiungere: nonostante l'esaltazione dei «frequenti matrimonii congionti all'Augustissima Casa d'Austria», degli «spiriti bellicosi et heroici» dei principi sabaudi e della loro doppia natura, «regia per Cipro, et imperiale», il vicecancelliere Kurtz smorzò presto gli entusiasmi del Bigliore ricordandogli che «gl'ambasciatori di S.A.R. s'erano contentati altrove di cedere a Venetia» e consigliandogli di evitare di «allegar esempi d'altre corone» che avrebbero infastidito l'imperatore: «Dissemi che gl'Olandesi haveano preteso d'esser trattati come Stati liberi e che perciò S.M. non ha voluto né scrivere né ricever lettere da essi, né meno permettere che si trattasse coi residenti loro»[59]. Ottenere un'udienza era faticoso e ancor di più lo era impedire che diventasse un'esperienza umiliante:

«Vedend'io poi che quasi tutti gli ufficiali della corte volevano solo dar al sig. ambasciatore il titolo di V.S. Ill.ma, il che cominciava a servir d'intoppo a gl'intenti di V.A.R., non senza pena ho aggiustato et stabilito che i ministri compliscano in lingua francese e che trattassero il sig. ambasciatore e fussero da esso trattati in terza persona. Quest'espediente è stato ultimamente praticato dall'ambasciatore di Danimarca»[60].

Ogni momento era buono per intavolare o riprendere le trattative, ma «non puotendosi terminare in questa corte gli affari di momento salvo con lentezza»[61], non restava che pazientare e nel mentre osservare, sbirciare[62], studiare nuove mosse, respingere i dispetti, ostentare prodigalità e sicurezza.

[59] ASTo, *Corte*, MPRE, Materie d'Impero, *Investiture*, mz. 1, fasc. 22, Lettera al marchese di Pianezza, Vienna, 19 aprile 1651. Bigliore si affrettò a rispondere che «simil errore non havrebbe luogo giamai in questa corte».

[60] ASTo, *Corte*, MPRE, Materie d'Impero, *Investiture*, mz. 1, fasc. 22, Bigliore al duca, Vienna, 26 aprile 1651.

[61] ASTo, *Corte*, MPRE, Materie d'Impero, *Investiture*, mz. 1, fasc. 22, Bigliore al duca, Vienna, 24 maggio 1651.

[62] «Mentre discorrevo col conte [il vicecancelliere Kurtz, cui qualche giorno prima Bigliore aveva affidato un memoriale sulla questione delle precedenze] diedi l'occhio a diverse scritture ch'egli havea piegate nelle mani e da una parola dell'inscrittione il riconobbi, tutto che framischiato con altri memoriali. Stimai dunque a proposito il motteggiare al conte che me n'era accorto ... Li dissi pertanto sorridendo ch'io riconoscea quell'inscrittione ch'era di mano mia. Egli rispose alquanto arrossito ch'ancor del negotio ch'in esso si contenea terrebbe cura particolare» (ASTo, *Corte*, MPRE, Materie d'Impero, *Investiture*, mz. 1, fasc. 22, Bigliore al duca, Vienna, 14 giugno 1651).

Quanto ai feudi del Monferrato, la faccenda era ancor più impantanata, visto che gli spagnoli opponevano resistenza all'investitura del contado di Novello – già dei del Carretto, imperiale – pretendendone un ottavo, ceduto da Agostino del Carretto al marchese di Finale nel Cinquecento. Un po' scoraggiato, Bigliore di Luserna scrisse al duca che avrebbe sottoposto all'attenzione dei ministri cesarei i documenti necessari «facendo loro parimenti conoscere con la carta di geografia alla mano la vicinanza che v'è da Novello al Monferrato e che la convenienza vorrebbe perciò che non fosse diversa la natura del feudo». Non sappiamo se l'abbia fatto, ma il riferimento alla cartografia come mezzo dimostrativo è di per sé notevole e anticipatore di un modo di fare politica tutto settecentesco; quel che è certo è che negli stessi anni si andava definendo un'immagine più precisa del Monferrato, strumentalizzata dalla storiografia cortigiana sabauda[63].

Da intoppi e lungaggini i Gonzaga trassero giovamento per ostacolare la diplomazia sabauda per almeno un trentennio. Con una buona dose di ragione giuridica, essi proclamavano inattuabile la cessione di parte del Monferrato ratificata a Münster in quanto creditori dei 494.000 scudi loro dovuti a titolo di risarcimento dalla Francia offertasi di sostenere l'onere per conto del duca di Savoia in cambio della cessione di Pinerolo. La duchessa Cristina riteneva «cette pretension ... absurde» e viziata dalle aspettative di Ferdinando III nei confronti dell'erede che la neosposa Eleonora Gonzaga portava in grembo[64]. Ma come procedere, si domandava Bigliore? «Dovrò continuare nella dissimulatione (la quale ho creduta sin hora non fuori di proposito)» oppure iniziare a spiegare la differenza tra obbligo di pagamento e rispetto delle condizioni imposte dalla «Pace, ch'è legge inviolabile»[65]? La strada seguita fu la seconda, resa però sdrucciolevole dall'abilità del residente mantovano Claudio Sorina, «decano de' signori canonici della chiesa d'Olmitz ..., giureconsulto ma abondante di cavilationi et attivo al maggior segno». Un avversario pericoloso che oltretutto aveva «grand'accesso nella corte a' ministri in

[63] Si veda B.A. Raviola, *Le immagini di un territorio. Descrizioni del Monferrato in età moderna*, in B.A. Raviola (ed), *Cartografia del Monferrato. Geografia, spazi interni e confini in un piccolo stato italiano tra Medioevo e Ottocento*, Milano 2007, pp. 19-45.

[64] Archives des Affaires Étrangères de Paris, *Correspondence politique*, Sardaigne, vol. 54, 6 gennaio 1652, Cristina a Tommaso Francesco, con riferimento all'intenzione imperiale di «porter l'expedition du marquis de Lullin en longeur et couvrir de quelque pretexte l'interest particulier qu'a S.M.I. de suspendre la dite investiture des susdites terres de Monferrat». Devo la segnalazione del documento a Robert Oresko, che ringrazio.

[65] ASTo, *Corte*, MPRE, Materie d'Impero, Investiture, mz. 1, fasc. 22, Bigliore al sovrano, Vienna, 19 luglio 1651.

qualità di capellano cesareo» e poteva quindi sfruttare un formidabile canale in più, quello ecclesiastico, nei suoi maneggi[66]. Sorina si appigliò alla storia delle investiture del Monferrato gonzaghesco, a partire da quella carolina del 1536, per dimostrare la nullità di quella richiesta da Torino, affermando esplicitamente che «concedendosi l'investitura della portione del Monferrato a V.A.R. si farebbe un danno irreparabile a tutta la casa Gonzaga», intendendo per essa l'antica e quella nuova dei Gonzaga Nevers. L'argomento soldi, infine, era inoppugnabile specie «doppo molte esaggerationi della guerra che le truppe di Francia e di V.A.R. faceano a distrutione dello Stato di Milano e Monferrato». Discorso che «mise in agitatione lo spirito de' ministri cesarei» al punto da bloccare le trattative sabaude e riaprire con nuove sottigliezze quelle sul consortile imperiale di Novello.

L'avventura viennese del Bigliore si preannunciava così come un viaggio «fra l'onde d'un mar tumultuante tutto procelloso» per affrontare il quale non bastavano «l'ardire nell'intraprendere l'imbarco e l'intrepidezza nella navigatione». Il suo *Giornale* meriterebbe di essere pubblicato integralmente, ma non sarà inopportuno citare un passo che vede la corte come luogo di (ardua) comunicazione e il Monferrato quale banco di prova:

«Non si può ridire l'impossibilità che v'è di persuadere con argomenti e ragioni invincibili chi, prima [che] s'apra bocca, chiude gli orecchi per non udire o se pur sente non ha sentimento d'equità per consentire. La perspicacia di V.A.R. molto chiaramente penetra che le commissioni le quali mi furono imposte versarono circa il Monferrato ne' trattati fatti fra le corone sin tutto l'anno 1648 … È noto a tutta la Christianità che Ferdinando III imperatore (nel tempo in cui hebbi … a maneggiar questo gravissimo affare …), s'era accasato pur allhora con l'Imperatrice Leonora Gonzaga. Ella non basta che fosse sorella del signor duca di Mantova Carlo II, ma di più haveva vivente in Vienna la zia nomata parimente Leonora in donna dell'imperatore Ferdinando II».

Un'accoppiata imbattibile, ostile, tutta volta a spendersi contro l'attuazione del trattato di Cherasco e a far fallire le mosse sabaude, complice il Casalrodrigo; la stessa che aveva mandato a monte il «il progietto fatto di matrimonio dell'imperatore Ferdinando III con M.R. gloriosa madre di V.A.R. e della serenissima principessa Adelaide, hoggidì duchessa elettrice di Baviera, con Ferdinando IV re de' Romani»[67], cui aveva lavorato in segreto «il Garimont, di Chieri» nei mesi precedenti l'arrivo del Bigliore a Vienna.

[66] ASTo, *Corte*, MPRE, Materie d'Impero, *Investiture*, mz. 1, fasc. 22, Minuta di copialettere, s.d., cc. n.n.

[67] ASTo, *Corte*, MPRE, Materie d'Impero, *Investiture*, mz. 1, fasc. 22, Minuta di copialettere, s.d., cc. n.n.

E forse, proprio nella fragilità delle alleanze matrimoniali tra Torino e l'Impero durante la prima età moderna, va ravvisato il vero punto debole dei pur robusti interventi sabaudi; mentre i Gonzaga, forti dell'intelaiatura parentale che avevano saputo crearsi, precipitarono solo quando le donne della dinastia scomparvero e Ferdinando Carlo rimase solo, senza eredi e con poco talento, i Savoia fecero il salto di qualità grazie alle nuove alleanze politiche e nuziali d'inizio Settecento[68], sorretti, però, da decenni di petizioni, di conversazioni a corte, di incursioni reali o annunciate nei feudi imperiali e monferrini. Le loro prime piene investiture giunsero a partire dal 1690, quando l'imperatore Leopoldo I concesse a Vittorio Amedeo II, per il tramite del suo ambasciatore conte Francesco Tarino di Cossombrato, di acquistare Cairo, Montenotte, Rocchetta di Cairo, Mioglia, il marchesato di Spigno e altre piccole località ai margini dell'Astigiano[69]. Da allora, non solo grazie a giuristi e ambasciatori come Pierre Mellarède, ma anche per via delle mutate contingenze internazionali, il processo di acquisizione di alcune giurisdizioni imperiali si sveltì, fino a culminare nell'annessione del Monferrato del 30 giugno 1708.

[68] Sull'astuta politica nuziale dei Gonzaga (che furono però una fortunata eccezione nel panorama italiano) insiste A. SPAGNOLETTI, *Le dinastie italiane*, cit., pp. 159 ss. Più in dettaglio cfr. R. ORESKO - D. PARROTT, *The Sovereignty of Monferrato and the Citadel of Casale as European Problems in the Early Modern Period*, in D. FERRARI (ed), *Stefano Guazzo e Casale tra Cinque e Seicento*, Roma 1997, pp. 11-86.

[69] B.A. RAVIOLA, *Un complesso intreccio di giursidizioni. I feudi imperiali del Monferrato gonzaghesco*, in C. CREMONINI - R. MUSSO (edd), *I feudi imperiali in Italia*, cit.

Pietà ed eloquenza

Ecclesiastici italiani alla corte imperiale tra Sei- e Settecento

di *Elisabeth Garms-Cornides*

«Né può a sufficienza comprendersi quanto oltre del limite della coscienza estendono il loro dominio i Padri delle anime in quella corte»: così riferì alla Serenissima nel 1678 l'ambasciatore Francesco Michiel in conclusione del suo mandato alla corte imperiale[1]. Certo non la prima a contribuire alla «leggenda nera» dei confessori dei sovrani di antico regime, quella di Michiel è una voce autorevole nel coro delle testimonianze sul potere della «servitù teologica» alla corte asburgica, fenomeno deplorato su scala europea per la prima volta nel 1824 in un'opera di ben 450 pagine da un noto giansenista ed esponente della Rivoluzione francese, l'abbé Grégoire[2].

Tuttavia, nonostante questa opinione generalizzata, in un recente convegno dedicato a «Monarchy and Religion. The Transformation of Royal Culture in Eighteenth-Century Europe», Derek Beales, noto e autorevole biografo di Giuseppe II, ebbe occasione di lamentare l'assenza di studi precisi e aggiornati sul clero presente alla corte di Vienna[3]. Se questo è

[1] J. FIEDLER (ed), *Die Relationen der Botschafter Venedigs in Deutschland und Österreich im siebzehnten Jahrhundert* II (Fontes Rerum Austriacarum II, 27),Wien 1867, p. 183. Gli fa eco il nunzio pontificio Francesco Buonvisi che nel 1685 deplora che i confessori pratichino più «l'adulazione che l'esatezza nel loro offizio», onde deriverebbero «disordini e castighi di Dio». Archivio Segreto Vaticano (d'ora in poi ASV), Segreteria di Stato, *Germania* 219, c. 471. La polemica contro i confessori continua a far parte del repertorio polemico anche nel periodo di Carlo VI; si veda per esempio la lettera di un frate missionario, tale Macario Tromboni, al nunzio Domenico Passionei, che si lamenta della totale dipendenza della corte «ad nutum» dei confessori, considerati «oraculum infallibile»: ASV, Segreteria di Stato, *Germania* 530-531, cc. 80-81, 30 settembre 1731.

[2] S. BRUNNER, *Die theologische Dienerschaft am Hofe Josephs II*, Wien 1868; Abbé [H.] GRÉGOIRE, *Histoire des confesseurs des empereurs, des rois et d'autres princes*, Paris 1824. Cfr. N. REINHARDT, *The King's Confessor. Changing Images*, in M. SCHAICH (ed), *Monarchy and Religion. The Transformation of Royal Culture in Eighteenth-Century Europe*, Oxford 2007, pp. 153-186, in particolare p. 153 per l'abbé Grégoire; andrebbero comunque prese in considerazione le varie posizioni politico-ideologiche assunte da Grégoire nel corso degli anni.

[3] D. BEALES, *Clergy at the Austrian Court in the Eighteenth Century*, in M. SCHAICH (ed), *Monarchy and Religion*, cit., pp. 79-80.

vero in linea di massima – con le eccezioni di pochi studi cui accennerò tra breve – tanto più difficile, anzi impossibile, appare l'impresa di filtrare da questa massa incognita l'elemento italiano e di valutarne, una volta rilevata la consistenza quantitativa – comunque notevole in proporzione ad altri elementi –, l'apporto qualitativo a quel «teatro di pietà», che John Adamson non ha esitato a definire il vero centro della vita di corte[4].

1. *Il clero di corte. Problemi e metodi storiografici*

Nelle pagine che seguono si proporrà dunque il tema in maniera molto generica, accennando più che altro alle varie direzioni che una ricerca approfondita dovrebbe seguire. Lo schema suggerito da Bernard Guenée nell'introdurre un volume sui confessori e gli elemosinieri reali francesi del tardo medioevo indica una serie di filoni interpretativi: in una corte che è insieme luogo di potere, di cultura e di pietà, l'indagine sul clero dovrebbe porsi sia come problema istituzionale – quali sono le cariche ricoperte da sacerdoti secolari e religiosi all'interno della corte – sia come indagine prosopografica[5]. Quest'ultima potrebbe anche abbracciare l'aspetto delle carriere: essere cappellano, predicatore, teologo, confessore di corte facilita la carriera ecclesiastica, preclusa del resto, almeno in linea di massima, al clero regolare?

È bene ricordare all'inizio che alle soglie dell'età moderna, con il sorgere di una cultura laica, il clero aveva perduto il monopolio dell'esercizio del

[4] J. ADAMSON, *The Princely Courts of Europe 1500-1750*, London 1999, pp. 9, 24. A un confronto con la corte imperiale si presta per lo più la Baviera, dove tuttavia, a differenza che alla corte imperiale, avvengono nel corso della seconda metà del Settecento pochissimi cambiamenti: cfr. F. KRAMER, *Piety at Court. The Wittelsbach Electors in Eighteenth Century Bavaria*, in M. SCHAICH (ed), *Monarchy and Religion*, cit., pp. 283-316. Per il periodo di Leopoldo I J.-M. Thiriet ha calcolato che i chierici impiegati alla corte costituivano il 23% della presenza italiana a corte contro il 30% dei musici e percentuali molto più basse di medici, storiografi, poeti e matematici di corte, guardie militari, servitori vari, corrieri: cfr. J.-M. THIRIET, *Les italiens au service de Leopold Ier*, in G. STOLWITZER (ed), *Le baroque autrichien au XVIIe siècle* (Centre d'études et de recherches autrichiennes. Publications de l'Université de Rouen, 147), Rouen 1989, p. 46. L'elemento italiano, secondo Thiriet, costituì tra il 10 e il 25% degli impiegati di corte; cfr. *ibidem*, pp. 43-51 per i rimandi ad altri studi dello stesso autore che interessano la presenza italiana a Vienna. Poco soddisfacenti gli accenni al clero italiano in M. LANDAU, *Die italienische Literatur am österreichischen Hofe*, Wien 1879, p. 43. Si veda anche B. JEKL, *Die Italiener in Wien in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts*, Phil. Diss., Wien, 1953.

[5] B. GUENÉE, *Introduzione*, in X. DE LA SELLE, *Le service des âmes à la cour. Confesseurs et aumôniers des rois de France du XIIIe au XVe siècle*, Paris 1995, pp. 1-2.

potere consultativo e amministrativo: tuttavia gli rimanevano «forse più delicate e più importanti mansioni: quelle di cappellano e in genere di 'consigliere spirituale'. Assistere il principe e la sua famiglia, celebrare messa per lui, confessarlo, significa adire agli *arcana imperii* ed esercitare un potere»[6]. Così, dalla cappella reale, che ovviamente non è solo un luogo fisico importante di comunicazione e di autorappresentazione della corte[7], ma anche un organismo preposto all'esercizio della pietà, emergono e si diversificano nelle varie realtà europee le figure importanti di elemosinieri, cappellani, predicatori, consiglieri teologici, confessori. Ad essi si affiancano, fuori dall'ambito strettamente religioso e liturgico, religiosi in veste di «precettori, oratori, diplomatici, agenti, spie, ... storiografi, compilatori di genealogie, autori di testi politici, direttori spirituali di confraternite nobiliari», e infine «interlocutori insostituibili» in un processo di «compenetrazione di laici e religiosi ... a livello di interessi, comportamenti, codici linguistici e riferimenti culturali»[8].

Sia sul piano istituzionale quanto su quello prosopografico queste evoluzioni sono state studiate per la Francia e per la Spagna e anche per l'uno o l'altro degli antichi stati italiani[9], ma non per la corte cesarea, se si eccettuano i vecchi, ma sempre preziosi lavori di Wolfsgruber sulla cappella di corte a Vienna e sulla chiesa di corte di Sant'Agostino[10], di

[6] F. CARDINI, *Le occasioni e la storia. Studi per Ferrara*, Padova 1994, p. 20.

[7] M. HENGERER, *Kaiserhof und Adel in der Mitte des 17. Jahrhunderts. Eine Kommunikationsgeschichte der Macht in der Vormoderne* (Historische Kulturwissenschaft, 3), Konstanz 2004, pp. 322-324.

[8] F. RURALE, *Il confessore e il governatore. Teologi e moralisti tra casi di coscienza e questioni politiche nella Milano del primo Seicento*, in E. BRAMBILLA - G. MUTO (edd), *La Lombardia spagnola. Nuovi indirizzi di ricerca*, Milano 1997, pp. 345-346, 348. A titolo di curiosità – curiosità però rivelatrice – va ricordato che nelle feste carnevalesche alla corte di Vienna (le cosiddette «Wirtschaften» che vedevano i sovrani nel ruolo di osti) il cappellano è una figura obbligatoria, affidata a un membro della società di corte: cfr. Österreichisches Staatsarchiv, Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Wien (d'ora in poi HHStA), Zeremonialakten, Protokolle (d'ora in poi ZA, Prot.) 2, p. 1605 (1673) e p. 1730 (1674). HHSta, ZA, Prot. 3, c. 15v (1675), c. 112 (1677).

[9] Cfr. l'impressionante rassegna offerta da F. RURALE nella sua introduzione a F. RURALE (ed), *I religiosi a corte. Teologia, politica e diplomazia in antico regime*, Roma 1998. Indicazioni bibliografiche più recenti in A. ÁLVAREZ-OSSORIO ALVARIÑO, *Sacralización de la dinastía y arte del buen gobierno. El púlpito en la Capilla Real en tiempos de Carlos II*, in «Annali di storia moderna e contemporanea», 9, 2003, pp. 153-192.

[10] C. WOLFSGRUBER, *Die k. u. k. Hofburgkapelle und die k. u. k. geistliche Hofkapelle*, Wien 1905, e, dello stesso autore, *Die Hofkirche zu St. Augustin in Wien*, Augsburg 1888.

Žolger sullo *Hofstaat*[11], e quelli più recenti di Kovács sul cerimoniale liturgico nella corte imperiale e sull'apporto dei consiglieri di coscienza all'evoluzione del concetto di assolutismo[12], di Bireley sul confessore di Ferdinando II, il gesuita Lamormain[13], o gli studi di Grete Klingenstein sulla progressiva estromissione, in età teresiana, dei gesuiti dalle loro cariche, inclusa quella di confessori della famiglia imperiale[14]. Alla menzione degli studi sui confessori gesuiti, che fanno capo, ovviamente, alla monumentale monografia di Bernhard Duhr, non priva di intenti apologetici[15], va tuttavia subito aggiunto il monito di Massimo Carlo Giannini, curatore di un recente e importante volume sul clero regolare nell'Europa d'antico regime, «di abbandonare un approccio, per così dire, gesuitico-centrico» per captare meglio come «il mondo dei regolari rappresentò, per molti versi, un vero e proprio laboratorio» di scelte non solo teologiche, ma anche politiche, culturali, artistiche[16]. Anche un interessante tentativo di confrontare il ruolo dei predicatori alle corti luterane con la situazione

[11] I. Žolger, *Der Hofstaat des Hauses Österreich*, Wien 1917.

[12] E. Kovács, *Kirchliches Zeremoniell am Wiener Hof des 18. Jahrhunderts im Wandel von Mentalität und Gesellschaft*, in «Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs», 32, 1979, pp. 109-142, e, della stessa autrice, *Einflüsse geistlicher Ratgeber und höfischer Beichtväter auf das fürstliche Selbstverständnis, auf Machtbegriffe und politische Entscheidungen österreichischer Habsburger während des 17. und 18. Jahrhunderts*, in «Cristianesimo nella storia», 4, 1983, pp. 79-102.

[13] R. Bireley, *Religion and Politics in the Age of the Counterreformation. Emperor Ferdinand II, William Lamormain, S.J., and the Formation of Imperial Policy*, Chapel Hill NC 1981. Ugualmente importante, dello stesso autore, *Maximilian von Bayern, Adam Contzen S.J. und die Gegenreformation in Deutschland 1624-1635* (Schriften der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 13), Göttingen 1975.

[14] G. Klingenstein, *Staatsverwaltung und kirchliche Autorität im 18. Jahrhundert. Das Problem der Zensur in der theresianischen Reform*, Wien - München 1970. Si veda anche il saggio di R. De Maio, *Maria Teresa e i gesuiti*, in A. De Maddalena - E. Rotelli - G. Barbarisi (edd), *Economia, istituzioni, cultura in Lombardia nell'età di Maria Teresa*, Bologna 1982, II, pp. 793-812.

[15] B. Duhr, *Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge*, 4 voll., Freiburg i.Br. 1907-1928, opera che incorpora anche studi precedenti sulla presenza dei membri della Compagnia come confessori in varie corti dell'Impero.

[16] M.C. Giannini, *Introduzione*, in M.C. Giannini (ed), *Religione, conflittualità e cultura. Il clero regolare nell'Europa d'antico regime*, in «Cheiron», 43-44, 2005, p. 22. Per il rinnovato interesse storiografico sul clero regolare in età moderna si veda anche «Quaderni storici», 119, 2005, 2, numero monografico, incentrato sull'Italia, e in particolare in S. Feci - A. Torre, *Premessa*, *ibidem*, pp. 319-332, nonché M. Caffiero - F. Motta - S. Pavone (edd), *Identità religiose e identità nazionali in età moderna* in «Dimensioni e problemi della ricerca storica», 2005, 1, pp. 7-93, in particolare il saggio di F. Motta - S. Pavone, *Per una storia comparativa degli ordini religiosi*, pp. 13-24.

delle corti asburgiche pecca per un'eccessiva concentrazione sui gesuiti[17]. Perfino nella sua città di residenza, Graz, dominata secondo la *comunis opinio* dall'offensiva controriformistica gesuita, l'arciduca Ferdinando si adoperò con zelo per la chiamata di un cappuccino, che aveva raccolto molto successo a Innsbruck[18]. Per la polivalenza semantica della «cappella» – luogo fisico, collegio musicale, corporazione religiosa – gli studi musicologici possono invece offrire preziose indicazioni. Così, per esempio, si è dimostrato che l'italianizzazione della cappella di corte è un fenomeno già della residenza arciducale di Graz, perciò precedente al matrimonio di Ferdinando con Eleonora di Gonzaga, peraltro carico di conseguenze per il nostro tema, come si vedrà[19].

Nel rivolgere lo sguardo alle corti asburgiche è soprattutto il lavoro della studiosa spagnola Magdalena Sánchez che, pur riferendosi alla Spagna di Filippo III, ci può fare da preziosa guida metodologica alla tematica che qui si propone[20]: per la situazione di concorrenza tra i vari ordini religiosi –

[17] N. BIRNER, *Beichtväter und Hofprediger an katholischen und protestantischen Fürstenhöfen. Ein Vergleich ihrer Stellung und Funktion*, Dipl. Arbeit, Innsbruck 1989. Cfr. R. VON THADDEN, *Die brandenburgisch-preussischen Hofprediger im 17. und 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte der absolutistischen Staatsgesellschaft in Brandenburg-Preussen* (Arbeiten zur Kirchengeschichte, 32), Berlin 1959; W. SOMMER, *Die Stellung lutherischer Hofprediger im Herausbildungsprozeß frühmoderner Staatlichkeit und Gesellschaft*, in W. SOMMER, *Politik, Theologie und Frömmigkeit im Luthertum der Frühen Neuzeit. Ausgewählte Aufsätze* (Forschungen zur Kirchen- und Dogmengeschichte, 74), Göttingen 1999, pp. 74-90.

[18] ASV, Fondo Borghese III 113B, c. 24r, Relazione del nunzio Girolamo Portia, 3 maggio 1599. Ringrazio sentitamente Elisabeth Zingerle per questa e altre informazioni risultanti dal suo lavoro di editrice degli atti della nunziatura di Graz.

[19] H. FEDERHOFER, *Musikpflege und Musiker am Grazer Habsburgerhof der Erzherzöge Karl und Ferdinand von Innerösterreich (1564-1619)*, Mainz 1967; H. KNAUS, *Die Musiker im Archivbestand des kaiserlichen Obersthofmeisteramtes (1637-1705)*, 2 voll., Wien 1967-1969; F.W. RIEDEL, *Kirchenmusik am Hofe Karls VI. (1711-1740). Untersuchungen zum Verhältnis von Zeremoniell und musikalischem Stil im Barockzeitalter*, München - Salzburg 1977; K. SCHÜTZ, *Musikpflege an St. Michael in Wien* (Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Klasse der österreichischen Akademie der Wissenschaften, 369 / Veröffentlichungen der Kommission für Musikforschung, 20), Wien 1980; H. SEIFERT, *Die Musiker der beiden Kaiserinnen Eleonora Gonzaga*, in M. ANGERER et al. (edd), *Festschrift Othmar Wessely zum 60. Geburtstag*, Tutzing 1982, pp. 527-554, e, dello stesso autore, *The Institution of the Imperial Court Chapel from Maximilian I to Charles VI*, in J.J. CARRERAS - B.B. GARCÍA GARCÍA (edd), *The Royal Chapel in the Time of the Habsburgs. Music and Ceremony in the Early Modern European Court*, Woodbridge 2005 (ed. orig. *La Capilla Real de los Austrias*, Madrid 2001), pp. 40-47.

[20] M.S. SÁNCHEZ, *The Empress, the Queen, and the Nun. Women and Power at the Court of Philipp III of Spain*, Baltimore MD - London 1998.

nella Spagna seicentesca i domenicani confessavano il re, i francescani la regina –, per il ruolo che rivestiva l'elemosiniere reale, spesso membro del Consiglio di Stato come del resto anche molti dei confessori e teologi reali, per le gelosie scatenate dalla seppur eccezionale presenza di gesuiti con cariche a corte, per il ruolo che aveva il predicatore come portatore di messaggi non solo religiosi rivolti alla corte nel suo insieme, oppure per l'importanza del confessore come tramite tra la corte femminile, a cominciare dalla stessa regina, e il mondo esterno, soprattutto ovviamente quando si trattava di donne reali ritirate in convento. La molteplicità delle cariche agevolava i favoriti reali nell'attenuare l'impatto di un unico «ministero della coscienza del re»[21]. Altrettantanto importante l'accenno della Sánchez – che molto insiste sulla tematica della comunicazione al centro dell'interesse anche di questo volume – alla «expanded court», alla corte in senso largo che include prescelti luoghi di presenza reale, come chiese e monasteri in cui si reca il re, con seguito diversificato, per le devozioni, per cercare consiglio, per mangiare, per riposare, per sentire musica. Questa corte estesa comprende con il mezzo delle trasferte, il più delle volte in forma di solenne processione, la stessa città di residenza, e in particolare le mete di devozione prescelte. In Spagna, la «servitù teologica» è sempre presente in queste occasioni e ne sottolinea la dimensione spirituale. Facendo propri questi comportamenti del sovrano, i cortigiani ne sono partecipi e moltiplicatori, per esempio attraverso la fondazione e dotazione di chiese e conventi, che servono poi come luoghi di rappresentazione aristocratica.

Un altro importante studio, rivolto al particolare ministero del predicatore di corte nella Spagna del Seicento, è quello di Antonio Álvarez-Ossorio Alvariño che abbraccia soprattutto la seconda metà del secolo, individuando nell'oratoria sacra una preziosa spia delle tensioni interne tra le varie fazioni di palazzo[22].

[21] F. RURALE, *Monaci, Frati, Chierici. Gli ordini religiosi in età moderna*, Roma 2008, p. 27, parla del ruolo importantissimo del domenicano confessore del re, spesso anche inquisitore, coinvolto inoltre nella gestione finanziaria del regno. Come sottolinea Rurale, la «Ragion di Stato» di Giovanni Botero raccomandava ai principi di consultarsi con la loro «corte teologica». Per i confessori delle principesse si veda M. CASTRO, *Confesores franciscanos de la imperatriz Dona Maria de Austria* in «Archivo Ibero-Americano», 45, 1985, pp. 113-152. Interessante anche il confronto con Carlo V, che aveva come confessori sia domenicani che francescani, oltre ad appartenenti ad altri ordini: O. LEHNHOFF, *Die Beichtväter Karls V. Ihre politische Tätigkeit und ihr Verhältnis zum Kaiser*, Alfeld 1932.

[22] A. ÁLVAREZ-OSSORIO ALVARIÑO, *Sacralización de la dinastía y arte del buen gobierno*, cit. Qualche anno prima di questo importante saggio uno storico spagnolo ebbe ancora

2. *La cappella di corte a Vienna*

È bene tenere presente questi ricchi suggerimenti nel considerare la situazione viennese. Una cosa che colpisce è la relativa insignificanza della cappella e dei cappellani: riorganizzata a metà Cinquecento la *Hofkapelle* di norma presta servizio nella cappella maggiore del palazzo, l'attuale *Burgkapelle*, e, più tardi, nelle diverse cappelle minori situate all'interno del palazzo imperiale[23]. Tuttavia mentre le funzioni maggiori hanno luogo nella chiesa degli agostiniani scalzi adiacente al palazzo ed è lì che si dispiega lo splendore della devozione di corte, con le celebrazioni liturgiche officiate quasi sempre da prelati mitrati provenienti dalle sedi vescovili vicine o dalle abbazie più importanti, dal nunzio apostolico o da un cardinale presente a corte, i cappellani sono ridotti a mansioni di pura assistenza liturgica. La carica di elemosiniere a Vienna è abbinata a quella di cerimoniere delle funzioni religiose, e nel corso del Seicento l'elemosiniere-cerimoniere è sempre più dipendente dal maggiordomo maggiore (*Obersthofmeister*), che nella sua abitazione presiede all'introduzione in carica di un nuovo elemosiniere, scelto tra i cappellani di corte, in genere secondo l'anzianità. Tale elemosiniere, cappellano-capo e cerimoniere liturgico, a Vienna non assurge mai all'importanza che ha in Spagna, dove è sempre presente ovunque si trovi il re ed è quasi la personificazione della religiosità del re, che pervade le funzioni di corte. Né può confrontarsi neanche minimamente con il *grand-aumônier* della corte francese, che assomiglia più a un ministro degli affari sociali, dirigendo uno staff di sottoelemosinieri deputati ai vari quartieri e ospedali della città di Parigi. I suoi compiti cerimoniali sono delegati a un *maître de l'oratoire*, carica del resto venale come quella del vice del *grand-aumônier*. Quest'ultimo, sin dai tempi di Luigi XIII, è regolarmente rivestito della

a lamentare l'assenza di studi precisi sui predicatori di corte: F. NEGREDO DI CERRO, *The Royal Chapel as the Setting for Political Struggle. Praise for and Attacks on the Royal Favourite during the Time of Philip IV*, in J.J. CARRERAS - B.B. GARCÍA GARCÍA (edd), *The Royal Chapel in the Time of the Habsburgs*, cit., pp. 229-245 Si veda l'ampia bibliografia in F. CERDÁN, *The Pulpit in the Royal Chapel during the Spanish Habsburg Era. Receptacle and Echo of Baroque Culture*, *ibidem*, pp. 216-228.

[23] Si può seguire la consistenza della cappella a partire da HHStA, Obersthofmeisteramt, Sonderreihe (d'ora in poi OmeA SR) 182/31, Ruolo di corte di Ferdinando I (1551); si veda HHStA, OmeA SR 182/32-43, 183/45 per gli anni fino al 1563, anche per le corti degli arciduchi. Di particolare interesse il ruolo spagnolo dell'infanta Maria, moglie di Massimiliano II (HHStA, OmeA SR 182/40), che, invertendo l'ordine dei ruoli tedeschi, mette i membri della cappella al primo posto (lo stesso per i ruoli dell'arciduca Alberto, destinato ai Paesi Bassi spagnoli; HHStA, OmeA SR, 183/70).

porpora cardinalizia[24]. Niente di ciò a Vienna, con un'eccezione tardiva, caratteristica: la corte dell'ex duca di Lorena, granduca di Toscana, Francesco Stefano, dove troviamo un *grand-aumônier* in capo agli *offices ecclésiastiques*, l'abate toscano Bardi, con una serie di sottoelemosinieri almeno previsti, in parte forse mai assunti[25].

Di norma il personale della cappella imperiale, che è «sotto il bastone del maggiordomo maggiore» (*Obersthofmeisterstab*), numericamente è meno della metà di quello che opera intorno al re di Francia[26]. Ridotti alle essenziali funzioni liturgiche, i cappellani di corte fanno carriera soltanto se diventano parroci di corte, ma anche questo titolo non è segno di particolare importanza, visto che le competenze giuridiche dello *Hof- und Burgpfarrer* sono contestate in continui litigi dai nunzi pontifici e dai vescovi, poi arcivescovi di Vienna. Uno solo di questi parroci di corte diventerà vescovo di nomina imperiale nell'arco di tempo che qui consideriamo[27]; è significativo che tutt'altra sarà la situazione dei predicatori: le loro carriere ecclesiastiche saranno notevolmente avvantaggiate dalla posizione rivestita a corte. Tuttavia la cappellania è sempre una carica di riguardo, con una paga sicura e soddisfacente, come si desume dai libri di paga di corte[28]. Nell'epoca di Ferdinando I entrano, per quanto si può capire, i primi cappellani non provenienti dai paesi ereditari tedeschi, cioè boemi, fiamminghi, spagnoli, italiani, questi ultimi non

[24] Oltre a N. Reinhardt, *The King's Confessor*, cit., per la situazione francese cfr. G. Sabatier, *Religious Rituals and the Kings of France in the Eighteenth Century*, in M. Schaich (ed), *Monarchy and Religion*, cit., pp. 249-282; J. Duindam, *Vienna and Versailles. The Courts of Europe's Dynastic Rivals 1550-1780*, Cambridge 2003 tratta delle cerimonie liturgiche senza entrare nei particolari della struttura istituzionale preposta all'esercizio della pietà sovrana: si veda per esempio p. 137 per il gran elemosiniere oppure p. 236 per i confessori.

[25] HHStA, OMea SR 193, p. 36.

[26] N. Reinhardt, *The King's Confessor*, cit., pp. 155-156.

[27] E. Gatz (ed), *Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches 1648 bis 1803. Ein biographisches Lexikon*, Berlin 1990, p. 156: Giacomo Ferdinando de Gorizutti (ca. 1621-1691), cappellano di corte nel 1647, parroco di corte nel 1652, nel 1672 divenne vescovo di Trieste di nomina imperiale. Per le carriere dei predicatori, spesso più promettenti, si veda *infra*, § 3.

[28] I ruoli (*Hofstaatsverzeichnisse*), conservati in HHStA, OMea SR, non sempre indicano la paga, ma dati complementari si possono desumere dagli *Hofzahlamtsbücher* dello Hofkammerarchiv (fondo autonomo dello Österreichisches Staatsarchiv). Nello stesso Hofkammerarchiv si trovano le *Niederösterreichische Herrschaftsakten*, che contengono una serie di ruoli di corte seicenteschi con rispettive liste di paga (si vedano i fascicoli 771, 773, 774, 790), interessanti per la composizione della cappella.

soltanto a Vienna, ma dopo lo stabilirsi delle corti autonome anche a Graz e a Innsbruck[29]. Quella «italiana» all'interno della cappella sembra la presenza «straniera» più massiccia e continua, che nel Seicento e nei primi decenni del Settecento arriva a circa un terzo del numero globale per poi calare drasticamente nell'età di Maria Teresa. Pur senza un'indagine prosopografica precisa, impossibile da svolgere in termini brevi, non è azzardato supporre che la maggior parte dei cappellani con nome italiano – attenzione però alle latinizzazioni «umanistiche»! – provenisse dai territori asburgici o imperiali di lingua italiana. Erano presumibilmente bilingui, ma soprattutto erano sudditi: il clan friulano dei Gorizutti, per esempio, fornisce in tre generazioni successive tre parroci di corte, di cui due in precedenza per decenni cappellani[30]. Dall'area del Tirolo italiano e dal Trentino vengono, per fare qualche nome, un Gentilotti, un Ceschi a Santa Croce, un Malfatti, il fassano Johann Baptist Mair, un Manfroni, un Sardagna[31].

Diverso il discorso per la cappella musicale: qui la competenza specifica degli italiani gioca un ruolo importante e determina la composizione di questo organismo, che tuttavia non è privo di una certa permeabilità con il personale in servizio per la liturgia di corte: anche i cappellani dovevano avere una bella voce e capacità musicali, ed erano sottoposti a esame prima della loro assunzione definitiva, esame che veniva svolto qualche volta perfino dall'imperatore in persona, che ovviamente non desiderava essere disturbato nella sua devozione da un cappellano stonato[32]. I percorsi di carriera evidenziano l'interscambiabilità tra le cariche: così, per esempio, un tale Francesco Mengacci sotto l'imperatore Mattia da maestro di cappella diventa parroco di corte[33], e il clan dei Sánchez, di

[29] HHStA, OMea SR 182 e 183.

[30] C. WOLFSGRUBER, *Die k. u. k. Hofburgkapelle*, cit., p. 604.

[31] *Ibidem*, pp. 614-615. Il fenomeno si osserva già nell'ambito della cappella arciducale di Graz, che recluta elementi dai territori di lingua italiana facenti parte dell'*Innerösterreich*, cfr. H. FEDERHOFER, *Musikpflege und Musiker am Grazer Habsburgerhof*, cit., pp. 26, 204-205. Interessante il confronto con J.A. SÁNCHEZ BELÉN, *The Palace Royal Chapel at the end of the Seventeenth Century*, in J.J. CARRERAS - B.B. GARCÍA GARCÍA (edd), *The Royal Chapel in the Time of the Habsburgs*, pp. 300-327: i membri italiani della Cappella Reale spagnola provenivano dai dominî spagnoli come Sicilia, Sardegna ecc.

[32] C. WOLFSGRUBER, *Die k. u. k. Hofburgkapelle*, cit., p. 174.

[33] Österreichisches Staatsarchiv, Hofkammerarchiv, Wien, Niederösterreichische Herrschaftsakten W 61/a/9b, cc. 840-859, Elenco dei pagamenti dovuti dopo la morte dell'imperatore Mattia; ASV, Archivio della Nunziatura di Vienna 126, Documenti sul periodo di Ferdinando II classificati come *Lascito Mengacci*.

origine spagnola, fornisce per decenni sia cappellani che musici[34]. In qualche caso si riesce a rintracciare il *patronage* responsabile dell'assunzione: alla fine del Cinquecento un Girolamo Spinola, che poteva vantare un parente comandante dell'importante fortezza di Giavarino (Raab/Györ), divenne parroco di corte[35]; invece per due cappellani italiani, Giovan Battista Bonvicino e Diodato Maroni, assunti nei primi anni viennesi di Eleonora di Gonzaga, è facile supporre la protezione dell'imperatrice[36]. Se l'istituzione delle corti minori di arciduchi e arciduchesse, soprattutto dell'erede al trono, o di imperatrici-vedove rende necessaria l'assunzione di altri cappellani, destinati inoltre all'accompagnamento durante i viaggi[37], nell'ultimo Seicento aumentano anche le nomine a cappellani titolari, onore certamente ambito, benché senza retribuzione, che permette alla persona, che ne è insignita, il libero accesso alla corte: un tale cappellano onorario fu per esempio il francescano Ippolito da Pergine, per un certo periodo importante guida spirituale di Leopoldo I, oppure il barnabita Giovanni Paolo Paravicini, consigliere spirituale e politico del nunzio Buonvisi e nello stesso tempo teologo di corte e cappellano d'onore di Leopoldo e Carlo VI[38]. Non può stupire se troviamo un numero considerevole di

[34] C. WOLFSGRUBER, *Die k. u. k. Hofburgkapelle*, cit., pp. 162, 167, 172. Secondo Seifert, Giovanni Felice Sánchez era nato a Roma intorno al 1600, morì a Vienna nel 1679: H. SEIFERT, *Eine Krise unter Ferdinand II. und Ferdinand III.?*, in E.Th. FRITZ-HILSCHER - H. KRONES - Th. ANTONICEK, *Die Wiener Hofmusikkapelle II. Krisenzeiten der Hofmusikkapellen*, Wien - Köln - Weimar 2006, p. 104.

[35] C. WOLFSGRUBER, *Die k. u. k. Hofburgkapelle*, cit., p. 110; nota 4.

[36] HHStA, OMeA SR 185, Ruoli delle imperatrici Anna e Eleonora. Bonvicino e Maroni entrano nel 1625 e 1626 rispettivamente. Nel 1637 Bonvicino passa alla cappella musicale nella carica di altista: HHStA, OMeA SR 187, c. 175. C. WOLFSGRUBER, *Die k. u. k. Hofburgkapelle*, cit., p. 613 indica soltanto un Valeriano Bonicino, entrato nella cappella imperiale nel 1637, previamente cappellano dell'imperatrice.

[37] Si veda per esempio HHStA, OmeA SR 182/41 sulla costituzione di una corte per gli arciduchi Rodolfo e Ernesto in partenza per la corte spagnola. Nelle due versioni di questo ruolo si nota che in una sola (la prima?) si prevede la carica di elemosinario, che sarebbe stata affidata ad Alvaro de Magalanes, venuto dalla Spagna con la madre degli arciduchi, l'infanta Maria, il che potrebbe riferirsi ad un tentativo di allontanare lo spagnolo dalla corte imperiale. Tuttavia in Spagna gli arciduchi assunsero uno spagnolo come cappellano e precettore dei paggi: cfr. HHStA, OMeA SR, 183/47 dove si trova anche il ruolo per la corte dell'arciduchessa Anna per il suo viaggio verso la Spagna con vari ecclesiastici spagnoli.

[38] A. CORETH, *Fra Hippolito da Pergine und Kaiser Leopold I.*, in «Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs», 31, 1978, pp. 73-97. Per Paravicini si veda Kollegsarchiv St. Michael, Wien, XVI, 189.1, p. 83. Il fenomeno dei cappellani d'onore si osserva anche alla corte di Madrid, con un analogo rialzo numerico verso la fine del Seicento: J.A. SÁNCHEZ BELÉN, *The Palace Royal Chapel*, cit., p. 319.

cappellani titolari italiani sotto Giuseppe I e soprattutto Carlo VI, che in questa maniera accontentano – si fa per dire – italiani e spagnoli che confluiscono a Vienna. In età teresiana però si riscontra un fenomeno significativamente parallelo ai ridimensionamenti («purghe») che avvengono all'interno dell'amministrazione dei territori italiani secondo criteri di professionalità e di conoscenza della lingua: così un tale Andrea Stellato, napoletano, viene squalificato per una cappellania, essendo «weder in cura noch cantu versiert, der deutschen Sprache vollkommen unkundig»[39], e riguardo al toscano Ferdinando Fallaborri Maria Teresa annota in maniera ancora più drastica «keinen Titul, besonders in Italien»[40].

3. *I predicatori di corte*

Se per la cappella di corte disponiamo dei ruoli (*Hofstaatsverzeichnisse*) utilizzati anche da Coelestin Wolfsgruber, egli stesso ultimo predicatore di corte sotto Francesco Giuseppe, molto più difficile si presenta il caso dei predicatori. Essi appaiono nei ruoli occasionalmente nel Seicento e di norma solo nel Settecento[41]. Come i cappellani, i predicatori sottostanno al maggiordomo maggiore (*Obersthofmeister*). I ruoli di corte ci danno però soltanto i nomi dei cosidetti *Ordinariprediger* (anche *Hoffeiertagsprediger*). Non entrano in tale dipendenza i predicatori chiamati per brevi periodi e con compiti specifici, soprattutto per la quaresima (*Fastenprediger*, ma anche gli *Adventprediger* per il tempo d'avvento), che per il nostro discorso sono interessanti, come vedremo.

Dalla seconda metà del Cinquecento in poi progressivamente i preti secolari – tra cui vari vescovi – precedentemente chiamati a predicare

[39] C. WOLFSGRUBER, *Die k. u. k. Hofburgkapelle*, cit., p. 272; mezzo secolo prima il fatto che il cappellano Sánchez, in carica per oltre tre decenni, non sapesse una parola di tedesco, veniva notato, ma non pare che ciò destasse difficoltà: *ibidem*, p. 172. Cfr. anche H. KNAUS, *Musiker im Archivbestand*, cit., pp. 52-53 (Sances) e per le estromissioni di funzionari in età teresiana E. GARMS-CORNIDES, *Funktionäre und Karrieren im Italien Karls VI.*, in B. MAZOHL-WALLNIG - M. MERIGGI (edd), *Österreichisches Italien – Italienisches Österreich? Interkulturelle Gemeinsamkeiten und nationale Differenzen vom 18. Jahrhundert bis zum Ende des Ersten Weltkrieges* (Zentraleuropa-Studien, 5), Wien 1999, pp. 221-222.

[40] C. WOLFSGRUBER, *Die k. u. k. Hofburgkapelle*, cit., p. 291.

[41] HHStA, OmeA SR 187, c. 162 (padre Thomas Tuller, sotto Ferdinando III). Un ruolo molto più ampio della corte dello stesso imperatore (HHStA, OmeA SR, 186) non indica né confessore né predicatore. Per la corte di Giuseppe I si vedano i ruoli in OMeA SR 191, cc. 20v, 21 per i predicatori ordinari. HHStA, Ältere Zeremonialakten 20, c. 173 per il periodo di Carlo VI.

per l'imperatore, vengono sostituiti da gesuiti, a cominciare dallo spagnolo Bobadilla, che si serve sia del latino che dello spagnolo, oppure, famosissimo, Petrus Canisius, il quale, nel suo tedesco colorato, sferza i predicatori adulatori del principe: «Jaherren, Suppenfresser, Fusschwentzler, Tellerschlecker, Hofprediger, wellen den Fuchs nit beissen, die sundt nit ernstlich und bestendig straffen»[42]. L'impressione che i gesuiti quasi detengano il monopolio nel campo della predica è però almeno in parte collegata all'abbondanza delle fonti gesuitiche e al fatto che occupavano le cariche stabili, mentre è molto più difficile, spesso affidato al puro caso, rintracciare i predicatori appartenenti ad altri ordini o chiamati per una «stagione». Però è tra di loro che dobbiamo cercare gli italiani, con tutte le difficoltà di documentazione che ne derivano[43].

Esemplare il caso di Cesare Nardi di Montopoli, per un certo tempo provinciale della provincia austriaca dei frati minori conventuali (*Minoriten*), che Ferdinando II avrà conosciuto quando Montopoli si trovava a operare a Graz (1614)[44]. Appena insediatosi definitivamente a Vienna, l'imperatore lo chiamò come predicatore alla sua corte rinsaldando in questo modo il legame con il frate[45]. L'ambasciatore cesareo a Roma fu

[42] Per Bobadilla cfr. U. PARENTE, *Nicolás Bobadilla nel Mezzogiorno d'Italia prima del Concilio di Trento (1540-1541)*, in «Rivista storica italiana», 117, 2005, pp. 64-79. La citazione da Canisius in C. WOLFSGRUBER, *Die k. u. k. Hofburgkapelle*, cit., p. 69.

[43] Tutte le cronache o opere storiografiche moderne sui diversi rami monastici operanti a Vienna alludono ai predicatori appartenenti alla loro famiglia religiosa, senza dare, nella maggior parte dei casi, delle informazioni più precise: cfr. per esempio R. BRUDERHOFER OCD, *Quellen zur Geschichte der Karmeliten OCD* (Monumenta Historica Carmeli Teresiani, 28), Mainz 2007, pp. 762-763. Anche M. LANDAU, *Die italienische Literatur*, cit., p. 43 parla genericamente di «moltissimi» predicatori italiani.

[44] Si veda la relazione del 6 luglio 1614, scritta dal nunzio a Graz, Erasmo Paravicini al cardinale Borghese, in ASV, Fondo Borghese, serie II, 448-L, cc. 278r-280v. Un interessante parallelo è costituito dalla figura di Ambrogio Roggiero, che tra il 1616 e il 1621 era stato vicario generale dei domenicani in Stiria e Carinzia e che avrebbe poi fatto carriera all'interno del suo ordine, per esempio come inquisitore a Mantova. Dal legame con la famiglia arciducale nacque poi la sua opera *Lucerna Principis Christiani* dedicata all'erede al trono: C. AUGUSTIN et al., *Ambrosius Roggerius OP: Lucerna Principis Christiani. Ein Fürstenspiegel für Erzherzog Ferdinand Ernst (Kaiser Ferdinand III.)*, in «Römische Historische Mitteilungen», 50, 2008, pp. 209-312.

[45] Molto probabilmente fu lui a tenere nel 1621 in italiano l'elogio funebre per Filippo III: cfr. C. WOLFSGRUBER, *Die Hofkirche zu St. Augustin*, cit., p. 75; E. GATZ (ed), *Die Bischöfe des Heiligen Römischen*, cit., p. 494 («Nardus von Montopol, Caesar» con le date biografiche «1572-1633?»). La sua attività di predicatore di corte qui è indicata con le date di «1623» und «nach 1632». La ricerca di un vescovato per l'ambizioso frate si protrasse per molto tempo: già nel 1620 l'ambasciatore cesareo a Roma, Paolo Savelli,

incaricato di chiedere con insistenza un vescovato per il predicatore, che per la sua invadenza protetta dall'alto sembra si sia reso assai inviso, in modo particolare ai confratelli viennesi e infine anche alla corte[46]. Tuttavia inzialmente il favore di Ferdinando era tale che egli nel 1622 si portò il frate italiano, probabilmente già nominato vescovo *in partibus* di Ossero («Ansariensis»), a Innsbruck, dove Montopoli celebrò le nozze dell'imperatore con Eleonora di Gonzaga – fatto significativo se pensiamo che il matrimonio precedente con Maria Anna di Baviera era stato officiato da un cardinale, Dietrichstein, con potere di legato apostolico[47].

Non è azzardato ipotizzare che il frate italiano, che nella *Hofkirche* di Innsbruck predicò in italiano, possa aver convinto la coppia imperiale a istituzionalizzare a corte la predica in italiano. A tale scopo si prestò la costituzione, da parte di Eleonora, di un ciclo regolare di prediche nella chiesa degli agostiniani, prima presso la cappella lauretana, fondata anch'essa dalla Gonzaga, e più avanti, per la vivace affluenza, presso l'altar maggiore, decorato per questa occasione con raffigurazioni dei misteri del Rosario. Queste *Geheimnuspredigten* venivano pronunciate nei tre ultimi

era stato incaricato di intervenire presso la curia in tal senso: cfr. HHStA, Staatenabteilung, Roma, Korrespondenz 49, c. 139r e Archivio di Stato, Roma, Archivio Giustiniani, Armadio unico Savelli, b. 90, cc. 133r, 155, Lettere del principe di Eggenberg a Savelli. Nel 1629 pare sia stato nominato vescovo ausiliario a Olomouc; nello stesso anno se ne parla anche come visitatore oppure futuro suffraganeo per la parte imperiale del patriarcato di Aquileia: cfr. H. KIEWNING (ed), *Nuntiaturberichte aus Deutschland. Nuntiatur des Pallotto 1628-1630*, I, Berlin 1895, p. 277 e II, Berlin 1897, pp. LXXIX, 365, 370, 380, 397. Informazioni utili mi sono state segnalate gentilmente dal dott. T. Parma (Olomouc, Repubblica Ceca), tratte sia dall'archivio arcivescovile di Olomouc sia dall'archivio di famiglia dei Dietrichstein, depositato nell'Archivio Regionale della Moravia a Olomouc. Per Paolo Savelli si veda I. FOSI, *La famiglia Savelli e la rappresentanza imperiale a Roma nella prima metà del Seicento*, in R. BÖSEL - G. KLINGENSTEIN - A. KOLLER, *Kaiserhof - Papsthof, 16-18. Jahrhundert* (Publikationen des Historischen Instituts beim Österreichischen Kulturforum in Rom, Abhandlungen, 12), Wien 2006, pp. 67-76.

[46] A. KOLLER, *Frati italiani a nord delle Alpi. La conflittualità 'nazionale' nell'Impero biconfessionale*, in M.C. GIANNINI, *Religione, conflittualità e cultura*, cit., p. 101. Nel 1632 il progetto del suffraganato aquileiense per Montopoli veniva abbandonato per i «molti richiami» contro la persona del frate: ASV, Segreteria di Stato, *Germania* 123, cc. 84-85 (13 marzo 1632). Ringrazio la dott.ssa R. Becker per questa e altre informazioni.

[47] Un'ampia descrizione del matrimonio si trova in HHStA, Staatenabteilung, Spanien, Varia 4c; cfr. anche ASV, Segreteria di Stato, *Germania* 123, c. 229 per la celebrazione delle nozze. Cfr. anche E. GARMS-CORNIDES, *Diplomatie und Liturgie. Zum Zeremoniell des Nuntius am Kaiserhof*, in R. BÖSEL - G. KLINGENSTEIN - A. KOLLER, *Kaiserhof - Papsthof*, cit., pp. 132, 134. L'insistenza per una dignità vescovile per fra Cesare si può spiegare anche con la necessità di dargli un grado gerarchico confacente al ruolo di celebrante di un matrimonio imperiale.

sabati della quaresima e affiancavano ogni volta tre prediche tedesche a due italiane[48]. La tradizione si mantenne fino a Settecento inoltrato, sebbene bisogna ammettere che i verbali del cerimoniale in epoca teresiana non permettono di capire con chiarezza la lingua usata. Ci troviamo qui – sia detto tra parentesi – davanti a un problema generale di questa fonte che, una volta stabilito il percorso obbligato di una cerimonia, si accontenta di un laconico «al solito» («gewöhnlich»)[49].

Durante la quaresima erano inoltre d'obbligo i sermoni specifici quotidiani (*Fastenpredigten*). La corte partecipava a questa pratica generalizzata in tutta la città, sia attraverso la visita a una o all'altra chiesa, sia con l'istituzione di una regolare predica quaresimale alla *Hofkapelle*, per la quale vennero chiamati predicatori *ad hoc*, come del resto era d'uso anche presso le altre corti. Viaggi e trasferte non impedivano lo svolgimento di questa pratica, seppure adattata al luogo: così veniamo a sapere che durante la permanenza alla Dieta di Ratisbona nel 1653 la corte imperiale insieme agli elettori ecclesiastici e altri principi cattolici assistette alle funzioni liturgiche quaresimali presso i vari conventi della città, e che il venerdì precedente la domenica delle Palme vi fu persino una predica in italiano[50].

Si può supporre che i predicatori italiani di cui, spesso per caso, si viene a sapere il nome[51] furono quelli cui si affidarono i sermoni sui misteri

[48] C. WOLFSGRUBER, *Die Hofkirche zu St. Augustin*, cit., p. 48. La documentazione della Congregazione barnabita viennese (Kollegsarchiv St. Michael, Wien, XVI.189.1 e 2) ci parla dei padri italiani «concionatores aulici» Mansueto Merati (arrivato a Vienna nel 1625), Gianangelo Pozzobonelli (predicatore anche lui per Ferdinando II), Costantino Arzoni.

[49] Cfr. H. SCHLITTER (ed), *Aus der Zeit Maria Theresias. Tagebuch des Fürsten J.J. Khevenhueller-Metsch, kaiserlichen Obersthofmeisters*, I-III, 1742-1744, 1745-1749, 1750-1752, Wien 1907-1909, *passim.* Maria Teresa comunque spesso non assisteva alle *Geheimnuspredigten*, che considerava troppe stancanti dato che per anni era quasi sempre incinta; cfr. per esempio *ibidem*, II, p. 43, nota asterisco (= HHStA, ZA, Prot. cc. 51v-52, 25 marzo 1747), oppure *ibidem*, III, pp. 20, 177, 184.

[50] HHStA, ZA, Prot. 1, p. 148. Probabilmente la predica fu tenuta dal confessore dell'imperatrice, padre Callovi SJ, che celebrò anche la funzione del giovedì santo con la comunione pubblica di tutta la corte, dato che il nunzio pontificio, titolare di questa prerogativa, per problemi di cerimoniale non volle essere presente.

[51] Per il 1663 è tramandato per esempio il nome di un francescano, padre Bonaventura Cavallo, predicatore quaresimale a corte, che ripartì verso Roma munito di una raccomandazione cesarea trasmessa dal nunzio pontificio: ASV, Segreteria di Stato, *Germania* 173, c. 266, 17 aprile 1663. Per l'anno 1688 gli avvisi mandati a Roma dal nunzio ci danno i nomi dei predicatori di quaresima e di avvento (i padri gesuiti Pietro Valle e Ignazio Savini: ASV, Segreteria di Stato, *Germania* 214, cc. 145v e 798). Italiano, non spagnolo, era padre Girolamo de' principi di Ventimiglia, predicatore d'avvento e di quaresima tra

accanto ai predicatori di lingua tedesca, questi ultimi in parte predicatori ordinari di corte, in parte esplicitamente ingaggiati per la quaresima. Per tutti quelli che venivano da fuori valeva il principio della provenienza da vari ordini religiosi – come era anche d'uso alla corte spagnola – per non scontentare nessuno[52]. L'elemento italiano all'interno delle liturgie quaresimali subì un notevole rinforzamento all'epoca dell'imperatrice vedova Eleonora di Gonzaga (II), quando si modificò lo svolgimento dei tradizionali sermoni quaresimali tedeschi con l'introduzione di ulteriori omelie in italiano da recitarsi tre volte la settimana, nel tardo pomeriggio del martedì, giovedì e venerdì, abbinate a prestazioni musicali della cappella di corte come diversi *Stabat Mater*, il *Miserere* e un oratorio[53]. Così, seppure al prezzo di riti lunghissimi, la società di corte a digiuno di opere liriche poteva saziarsi almeno di musica sacra[54]. Eccezionalmente delle prediche italiane potevano essere pronunciate anche nei rimanenti giorni della settimana e, se ciò non bastava, ci si poteva recare nella vicina chiesa di San Michele, per sentire altri famosi *Fastenprediger* italiani[55], oppure

il 1690 e il 1691: cfr. M. GOLOUBEVA, *The Glorification of Emperor Leopold I in Image, Spectacle and Text* (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Abt. Universalgeschichte, 184), Mainz 2000, p. 81. Italiani furono i padri gesuiti Battista Mancini (1671 e 1680) o Carlo Sauli (1677) per i quali si veda C. WOLFSGRUBER, *Die k. u. k. Hofburgkapelle*, cit., p. 146; cfr. *ibidem*, p. 177 per un Tommaso Mancini, predicatore nell'avvento del 1701 e nella successiva quaresima del 1702; lo stesso torna nel 1709, *ibidem*, p. 182; cfr. *ibidem*, p. 211 per lo scolopio Giuseppe Cremona, predicatore durante la quaresima del 1725. Cfr. anche *infra*, note 55 e 65-67.

[52] F. CERDÁN, *The Pulpit in the Royal Chapel*, cit., p. 217. Non emerge chiaramente dalle fonti se per norma gli italiani incaricati delle prediche quaresimali della corte viennese fossero incaricati anche di tenere almeno parte delle *Geheimnuspredigten*; il calcolo generico fatto da un nunzio settecentesco di quaranta prediche italiane distribuite nell'anno (si veda *infra*, nota 63) suggerisce che almeno in questo periodo fosse lo stesso prete a svolgere le due mansioni.

[53] ASV, Segreteria di Stato, *Germania* 213, c. 139: «Si fanno gli oratorij in Palazzo una volta la settimana, e tre volte la Predica italiana come si praticava nella Cappella della morta imperatrice». Scrivendo nel 1687, il nunzio ovviamente considera questa pratica introdotta dalla seconda Eleonora di Gonzaga, vedova dell'imperatore Ferdinando III.

[54] Un avviso in ASV, Segreteria di Stato, *Germania* 289, c. 254 parla di quattro ore per la liturgia del venerdì.

[55] C. WOLFSGRUBER, *Die k. u. k. Hofburgkapelle*, cit., p. 278. Dalla documentazione barnabitica (Kollegsarchiv St. Michael, Wien, XVI.189.1 e 2) si desume una serie di nomi di padri italiani di cui però non è chiaro se fossero predicatori di corte o della chiesa di San Michele. Oltre a quelli già nominati (si veda *supra*, nota 48), sono menzionati per esempio Lodovico Joanelli (Kollegsarchiv St. Michael, Wien, XVI.189.2, n. 87, Anacleto Catalani, n. 108; Stanislao Girardini, n. 154; Ildefonso Manara, n. 155; Giovanni Battista

ci si iscriveva nella Congregazione italiana che nel 1635 fu rifondata dal confessore imperiale, il gesuita Lamormaini, cambiandone il carattere di pia congrega tra italiani residenti a Vienna, affidata alla cura pastorale dei padri della Compagnia, in un'associazione popolata quasi esclusivamente dalla società di corte, con i sovrani in testa[56].

Mentre durante la vita dei mariti le imperatrici condividevano con loro i predicatori ordinari – di norma dei gesuiti di lingua tedesca che però forse, almeno nelle grandi occasioni, predicavano in latino –, negli staff, del resto spesso numerosi, delle imperatrici-vedove figuravano predicatori specifici[57]. Può sembrare strano che le due principesse di casa Gonzaga continuassero a impiegare per la maggior parte dei germanofoni, seppure con qualche eccezione, come il gesuita Tommaso Polizio, nativo di Ancona, che cambiò il rettorato del collegio di Gorizia con il prestigioso ufficio di predicatore di Eleonora (I) dal 1640 al 1645. La Storia del collegio riferisce che l'incarico fu il frutto di un soggiorno viennese del gesuita, recatosi più volte nella capitale per le Congregazioni provinciali[58]. Se Polizio, morto nel 1645, non ebbe come successore un confratello pure

Rinolfi, n. 157; Salvatore Balduini, n. 194), tutti attivi nella seconda metà del Seicento e nei primi tre decenni del Settecento.

[56] ASV, Archivio della Nunziatura di Vienna 152, cc. 203r-v, 207, Elenco dei membri della Congregazione italiana, e cc. 204-205, Appunti autografi del nunzio Giuseppe Garampi sulla storia della Congregazione. I «Cataloghi» della provincia austriaca della Compagnia di Gesù indicano regolarmente il padre responsabile per la Congregazione italiana: per il Seicento si veda L. LUKÁCS S.I., *Catalogi personarum et officiorum provinciae Austriae S.I.*, II-V, Romae 1982-1990. La Congregazione italiana meriterebbe uno studio a parte. Predicatore italiano a Vienna, ma presumibilmente non alla corte, fu il padre Carlo Costa SJ, confessore dell'imperatrice-vedova Eleonora (II): si veda L. LUKÁCS, *Catalogus generalis*, I, Romae 1987, p. 186. Prediche in italiano furono pronunciate anche in altre chiese viennesi: si veda per esempio ASV, Segreteria di Stato, *Germania* 291, c. 224, avviso del 28 marzo 1733 sul grande successo di un sacerdote oratoriano italiano che predicò nella centralissima Peterskirche.

[57] Per l'organizzazione della corte in generale e delle corti delle imperatrici-vedove, cfr. l'eccellente sintesi di S. SIENELL, *Die Wiener Hofstaate zur Zeit Leopolds I.* in K. MALETTKE - C. GRELL, *Hofgesellschaft und Höflinge an den europäischen Fürstenhöfen in der Frühen Neuzeit (15.-18. Jh.)*, Münster 2002, pp. 89-111.

[58] L. LUKÁCS, *Catalogi personarum et officiorum*, cit., II, p. 709. C. Ferlan mi ha gentilmente fornito ulteriori notizie su padre Polizio, tratte dalla sua tesi di dottorato in Storia Moderna: C. FERLAN, *Il collegio gesuita. Un baluardo contro la diffusione della Riforma nell'Austria interna tra XVI e XVII secolo? Il caso di Gorizia*, Università degli Studi di Trieste, a.a. 2006-2007 (rel. L. Ferrari), pp. 195-197, basata sulla *Historia Collegii Goritiensis SJ*, ms in due volumi, Archivio dei Gesuiti dell'Italia Settentrionale, Gallarate (VA). La *Historia* è attualmente in corso di pubblicazione a cura di C. Ferlan e M. Plesnicar.

lui di lingua italiana, sappiamo tuttavia che Eleonora era molto legata al barnabita Gorini, preposito di San Michele[59]. Barnabita era anche Costantino Arzoni, italofono benché di nascita viennese, per tre anni predicatore italiano di una delle due imperatrici Gonzaga[60]. Il gesuita milanese Giuseppe Ederi fu assunto come concionatore italiano di Eleonora II solo un anno prima della morte dell'imperatrice-vedova (1685-1686). La posizione acquisita in breve tempo gli permise di non lasciare Vienna, dove visse per parecchi anni nella casa professa dedicandosi a una vivace attività diplomatica semiclandestina testimoniata da numerose corrispondenze[61].

Ovviamente sarebbe interessante sapere quali erano le modalità di reclutamento per queste *star* dell'oratoria sacra. Purtroppo tali meccanismi si sottraggono a ricerche sistematiche, come del resto anche i loro nominativi, la cui scoperta spesso avviene per puro caso. Una buona fonte sono comunque le relazioni dei nunzi pontifici, i quali vegliavano attentamente sugli ecclesiastici che avvicinavano il sovrano. In un caso, quello del cappuccino Agostino da Lugano, predicatore nell'avvento del 1731 davanti a Carlo VI, sappiamo che il nunzio Passionei seguì con grande attenzione le prestazioni del religioso, famoso per le prediche tenute in Italia e a Malta per i cavalieri dell'Ordine. Già con i due primi sermoni, dedicati «con una vera libertà apostolica ... e senza umani riguardi» ai doveri del sovrano e del ministero, il cappuccino si era guadagnato la fiducia incondizionata del sovrano. Attraverso il nunzio veniamo anche a sapere che secondo l'uso era stata presentata all'imperatore con due anni di anticipo una lista di religiosi che si autocandidavano alla carica di predicatore. Meravigliato per l'assenza di un cappuccino – ordine del famosissimo padre Marco d'Aviano, consigliere della generazione precedente della famiglia imperiale –, Carlo VI avrebbe chiesto di approfondire le ricerche in questa direzione e così si sarebbe arrivati a questo religioso, di cui il sovrano fu così entusiasta che lo nominò teologo di corte e predicatore perpetuo[62],

59 Kollegsarchiv St. Michael, Wien, XVI.189.1, p. 63 e XVI.189.2, n. 25.

60 Kollegsarchiv St. Michael, Wien, XVI.189.1, p. 63 e XVI.189.2, n. 49. L'indicazione cronologica è poco precisa.

61 L. Lukács, *Catalogi personarum et officiorum*, cit., V, pp. 72, 119, 171, 221, 270, 322, 376, 429, 485. Secondo L. Lukács, *Catalogus generalis*, cit., I, p. 186, Ederi rimase a Vienna fino alla morte nel 1697. E. Garms-Cornides, *Scene e attori della rappresentazione imperiale a Roma nell'ultimo Seicento*, in G.V. Signorotto - A.M. Visceglia (edd), *La Corte di Roma tra Cinque e Seicento, «teatro» della politica europea*, Roma 1998, pp. 509-510, nota 2 per l'attività politica di Ederi.

62 ASV, Segreteria di Stato, *Germania* 289, cc. 507-510. Una nota nei verbali del cerimoniale di corte viennese suggerisce una segnalazione proveniente da Milano, parlando

carica secondo il nunzio molto impegnativa perché comprendeva una quarantina di omelie all'anno[63]. Per un soggiorno prolungato a Vienna il frate aveva bisogno di dispense particolari come anche per l'uso di una carrozza o per la percezione di uno stipendio di corte, che secondo il nunzio era preferibile amministrare attraverso la nunziatura per conservarlo dalla gelosia e rapacità dei confratelli viennesi del cappuccino, presso i quali comunque fra Agostino avrebbe preso alloggio[64]. Tuttavia, visto che per gli anni successivi erano già stati nominati vari altri predicatori italiani – altro indizio della premura adoperata per il buon successo dell'oratoria sacra –, Agostino da Lugano doveva entrare in carica regolarmente solo nel 1735[65]. Ciò nonostante, il frate rimase alla corte come consigliere del principe fino all'autunno del 1734, quando gli fu affidata una delicata missione diplomatica in Portogallo che lo trattenne lontano da Vienna fino al 1736[66]. Dopo un altro ciclo di prediche del padre Agostino tra l'avvento del 1736 e le quaresime del 1737 e 1738,

del «von Mayland hiehero gesandte kays. italienische Fastenprediger P.F. Augustinus Delucano ...» HHStA, ZA, Prot. 15, c. 9. Cfr. anche E. Maspoli, *Fra Agostino Maria Neuroni da Lugano, vescovo di Como*, in «Collectanea franciscana», 5, 1935, pp. 592-610; 6, 1936, pp. 27-56, 209-246, 366-383.

[63] ASV, Segreteria di Stato, *Germania* 290, cc. 191-192, 30 agosto 1732.

[64] ASV, Segreteria di Stato, *Germania* 290, cc. 191-192, 30 agosto 1732. Interessante il confronto con la corte pontificia, dove a metà Settecento un cappuccino viene nominato predicatore perpetuo del Sacro Palazzo Apostolico: cfr. il breve *Eximia religiosarum virtutum merita*, del 2 marzo 1743, per il cappuccino fra Michelangelo Francisci, che include la dispensa per la carrozza e il salario fisso.

[65] Così il nunzio in una lettera di felicitazione diretta al generale dei cappuccini il 13 agosto 1732. ASV, Segreteria di Stato, *Germania* 530-531, c. 116. Effettivamente per l'avvento del 1732 è tramandato il nome del predicatore italiano, il gesuita Ignazio Chiaberge: HHStA, ZA, Prot. 15, cc. 153v-154; per il 1734 quello del teatino Tolotta: M. Foscarini, *Storia arcana ed altri scritti inediti*, a cura di T. Gar, in «Archivio storico italiano», 5, 1843, p. 205. *Ibidem*, pp. 34 e 205 per Agostino da Lugano, intrepido critico dei «vizi dei cortigiani», come anche il domenicano, padre Cirillo, che con il pretesto di parlare di un re francese rimproverò all'imperatore l'eccessiva passione per la caccia.

[66] Nel 1733 accompagnò l'imperatore alle cure termali: si veda ASV, Segreteria di Stato, *Germania* 290, cc. 43-44. Nel marzo del 1734 viene consultato dal nunzio pontificio, che tuttavia nell'autunno ne segnala la partenza per il Portogallo, ASV, Segreteria di Stato, *Germania* 311, cc. 33v-35, 145 e ASV, Segreteria di Stato, *Germania* 310, cc. 29v-30v (decifr.). Nella quaresima del 1735 le prediche sono affidate al minore conventuale Antonio Focchi e nell'avvento dello stesso anno al «P. Duca di Molles» cappuccino: HHStA, ZA, Prot. 16, cc. 8v e 61. Non si conosce il grado di parentela con Francisco duca di Moles, ambasciatore imperiale alla corte di Barcelona durante la guerra di Successione spagnola.

nell'avvento del 1738 subentrò il domenicano Campana[67]. Ovviamente, per evitare gelosie e rumori, era consigliabile un prudente dosaggio dei favori cesarei nei confronti del comasco[68].

Non può essere compito di questo contributo seguire Agostino da Lugano nella sua carriera di agente segreto di Carlo VI, di consigliere nella riorganizzazione pastorale dell'Ungheria[69], di mediatore in diverse questioni pendenti con la corte di Roma, candidato al neovescovado di Gorizia e finalmente vescovo di Como[70], e neppure fermarsi – come sarebbe interessante fare – sulla carica di «teologo di corte» che a Vienna era del tutto eccezionale e probabilmente coniata secondo modelli spagnoli[71].

[67] HHStA, ZA, Prot. 15, c. 9 per la quaresima del 1732 (padre Agostino è definito «consiliarius conscientiae et Theologus Caesareus»); HHStA, ZA, Prot. 15, cc. 153v-154 per il gesuita Chiaberge, predicatore nell'avvento del 1732; Prot. 16, c. 8v (Focchi); c. 61 («P. Duca di Molles» cappuccino); c. 193 (Agostino da Lugano, avvento 1736); c. 213 (lo stesso, quaresima 1737), c. 297v (lo stesso, quaresima 1738); c. 426 (padre Campana OP). I verbali del cerimoniale ci indicano del resto ancora un'altra occasione importante della liturgia di corte in cui furono pronunciate omelie in italiano oltre alle prediche di avvento, di quaresima e quelle «dei misteri»: i vespri celebrati per i cavalieri della Toson d'Oro, per i quali si veda HHStA, ZA, Prot. 15, cc. 153v-154; Prot. 16, cc. 20, 61r-v.

[68] Come si è detto, l'alternanza era la regola; si veda per esempio l'anno 1726 in cui le prediche italiane del sabato prima della domenica delle Palme furono tenute da un teatino e da un carmelitano, cfr. C. WOLFSGRUBER, *Die Hofkirche St. Augustin*, cit., p. 48.

[69] ASV, Segreteria di Stato, *Germania* 721 B, senza c., Copia di una lettera di A. da Lugano al cardinal segretario di Stato Banchieri, 31 gennaio 1733.

[70] L'importante ruolo avuto da Agostino da Lugano nella questione della dissoluzione del patriarcato di Aquileia viene attualmente studiato da Liliana Ferrari (Trieste). Un breve accenno in E. GARMS-CORNIDES, *Per una biografia culturale di Carlo Michele d'Attems*, in L. TAVANO (ed), *Carlo Michele d'Attems, primo arcivescovo di Gorizia (1752-1774) tra curia romana e stato asburgico*, Gorizia 1990, pp. 136-137. Il ruolo centrale rivestito dal cappuccino, vera eminenza grigia degli ultimi anni di Carlo VI, si desume anche dal suo registro di lettere conservato nell'Archivio Provinciale dei Cappuccini a Lugano, sul quale vorrei tornare in un prossimo studio. Ringrazio padre Ugo Orelli (Bellinzona) e il viceguardiano fra Boris (Lugano) per la gentile accoglienza nel convento cappuccino di Lugano.

[71] Nel 1720 Carlo VI nomina il frate carmelitano Juan Baptista Des Pilo («già della Compagnia del Gesù») teologo e predicatore, a causa delle persecuzioni subite in Spagna per la sua fedeltà alla casa d'Austria. È un posto da rilievo, visto che all'interno della cappella di corte Des Pilo avrà diritto a «preheminencias y gracias». Il napoletano Serafino Maria Coeli, nominato teologo imperiale e predicatore di corte nel 1723, pare abbia brillato più per insistenza che per altri meriti: si veda C. WOLFSGRUBER, *Die k. u. k. Hofburgkapelle*, cit., p. 223, che parla di 49 memoriali presentati da Coeli senza esito positivo tra il 1723 e il 1732. Il titolo ufficiale di Agostino da Lugano era «consiliarius conscientiae et Theologus Caesareus»: HHStA, ZA, Prot. 15, c. 9. Il predicatore dell'avvento 1732, il gesuita sabaudo Ignazio Chiaberge, si dichiarerà successivamente «Predicatore Cesareo

I predicatori di corte costituiscono soltanto la punta di un *iceberg* del fenomeno – ancora per molti versi da indagare nei particolari – della presenza dei regolari italiani nella capitale imperiale. Se è stata studiata la famiglia francescana, seppure solo per il Cinquecento e il primo Seicento, e se è nota la storia dei gesuiti, per gli altri bisogna risalire alla storia dei singoli conventi, soprattutto quelli nati in seguito all'ondata di fondazioni da parte di Ferdinando II e Eleonora di Gonzaga: per carmeliti e carmelitane, serviti, agostiniani scalzi, barnabiti, minimi (*Paulaner*) si dispone di informazioni o almeno chiari indizi che nella fase di progettazione dei nuovi insediamenti a Vienna intervennero figure di spicco di questi ordini provenienti dall'Italia[72]. Questo è tanto più notevole quando si considera che nello stesso periodo Ferdinando II, nonostante l'intervento del francescano conventuale Cesare Nardi di Montopoli – che abbiamo già incontrato nella sua veste di predicatore imperiale –, decretò l'ennesima espulsione di frati minori conventuali italiani dalla capitale, misura già presa, ovviamente con poco successo, da vari suoi predecessori e ripetuta anche in futuro[73]. La centralità che la chiesa dei francescani conventuali (*Minoritenkirche*), situata nelle immediate vicinanze della residenza, continuò ad avere negli appuntamenti religiosi della corte, con impressionanti spettacoli di disciplina e processioni[74], è testimonianza del favore ininterrotto goduto dalla comunità, che del resto poteva vantare clamorosi

Aulico e Teologo del Sacro Romano Impero»: si veda la sua *Orazione funebre per la morte dell'Augustissimo Imperatore Carlo VI*, tenuta a Gorizia e stampata a Venezia nello stesso 1740, in C. SOMMERVOGEL, *Bibliothèque de la Compagnie de Jésus*, II, Bruxelles - Paris 1891, col. 1119. C. WOLFSGRUBER, *Die k. u. k. Hofburgkapelle*, cit., p. 157 accenna a un Adeodato Costantini agostiniano, nominato teologo cesareo e cappellano onorario nel 1682.

[72] Cfr. J. GARMS, *Materialien zur Kunsttätigkeit der gegenreformatorischen Orden in Österreich und anderen Ländern der Habsburgermonarchie bis 1800*, III: *Die Archive des Theatiner- und Barnabitenordens*, in «Römische Historische Mitteilungen», 38, 1996, pp. 269-271 ricorda l'intervento di Eleonora per la chiamata dei chierici regolari teatini.

[73] A. KOLLER, *Frati italiani a nord delle Alpi*, cit., pp. 87-106 con ampi riferimenti a fonti e bibliografia. R. BECKER (ed), *Nuntiaturberichte aus Deutschland, 17. Jahrhundert*, IV/7: *Nuntiaturen des Malatesta Baglioni, des Ciriaco Rocci und des Mario Filonardi. Sendung des P. Alessandro d'Ales (1634-1635)*, Tübingen 2004, p. 19 per il favore accordato ai padri riformati italiani da Ferdinando II. Come il nonno, Leopoldo I sarà sempre pronto a favorire, dietro raccomandazioni affidabili, qualche religioso italiano, nonostante il divieto «contro i regolari forastieri» ancora in vigore: cfr. per esempio ASV, Segreteria di Stato, *Germania* 174. c. 108, Intervento del vicario generale degli agostiani scalzi a favore di tale padre Antonio Maria di San Bonaventura, milanese (1663).

[74] Si veda per esempio ASV, Segreteria di Stato, *Germania* 117, cc. 355, 366v, Relazioni del nunzio Carlo Carafa del 24 e 31 marzo 1627.

successi nella conversione di eretici[75]. Di uguale matrice controriformistica è lo zelo della coppia imperiale per i carmelitani, entusiasta del carismatico fra Domenico a Gesù Maria[76], oppure per i serviti, anch'essi chiamati a Vienna in quegli anni in cui senz'altro si fece sentire l'esempio della zia di Eleonora, Anna Caterina di Gonzaga, arciduchessa-vedova a Innsbruck e lei stessa entrata nell'ordine, morta poco prima del matrimonio della nipote con l'imperatore[77]. Particolarmente significativo e ben documentato, l'insediamento dei barnabiti a pochi passi del palazzo imperiale ci illustra il groviglio di difficoltà, gelosie, diffamazioni che dovettero affrontare i chierici italiani, in questo caso il famoso padre Florio Cremona, predicatore barnabita proveniente da Milano[78]. Le fonti ci dicono anche che l'arrivo

[75] ASV, Segreteria di Stato, *Germania* 117, cc. 355, 366v. Il fenomeno continua nel Settecento: si veda per esempio per l'anno 1725 il Diario di Roma (Chracas) n. 1169, 2 febbraio 1725; n. 1201, 18 aprile 1725; n. 1215, 5 maggio 1725; n. 1253, 17 agosto 1725; n. 1280, 19 ottobre 1725 (avvisi da Vienna).

[76] R. BRUDERHOFER OCD, *Quellen zur Geschichte der Karmeliten OCD*, cit. Il primo provinciale residente a Vienna, fra Joannes Maria a S. Josepho, al secolo Giovanni Centurioni (1587-1634) era fratello della suora fondatrice del convento viennese delle carmelitane, Paula Maria a Jesu, la quale, chiamata dall'imperatrice Eleonora di Gonzaga, si installò prima con le consorelle (italiane) nel palazzo imperiale in attesa che le fosse preparata la nuova sede nel (vecchio e spopolato) convento delle «Siebenbüchnerinnen». L'impegno per le carmelitane fu continuato dalla seconda Eleonora di Gonzaga, fondatrice del convento di Wiener Neustadt: cfr. A. CORETH, *Kaiserin Maria Eleonore, Witwe Ferdinands III., und die Karmelitinnen*, in «Mitteilungen des österreichischen Staatsarchivs», 14, 1961, pp. 42-33.

[77] E. TADDEI, *Anna Caterina Gonzaga und ihre Zeit. Der italienische Einfluss am Innsbrucker Hof*, in H. NOFLATSCHER - J.P. NIEDERKORN (edd), *Der Innsbrucker Hof. Residenz und höfische Gesellschaft in Tirol vom 15. bis 19. Jahrhundert* (Archiv für österreichische Geschichte, 138), Wien 2005, pp. 231-240, in particolare per il ruolo di Giuseppe Maria Barchi, già cappuccino e passato ai serviti e biografo dell'arciduchessa: G.M. BARCHI, *Vita e morte della Rev.ma e Ser.ma Madama Suor Anna Giuliana Gonzaga, arciduchessa d'Austria* ..., Mantova - Bologna 1643. Si veda anche J. GARMS, *Materialien zur Kunsttätigkeit der gegenreformatorischen Orden in Österreich und anderen Ländern der Habsburgermonarchie bis 1800*, II: *Das Archiv des Servitenordens*, in «Römische Historische Mitteilungen», 37, 1995, pp. 148-149 per l'attività viennese del servita fiorentino Angelo Benivieni, previamente priore a Innsbruck. Tuttavia, nonostante la protezione imperiale, l'insediamento dei serviti, chiamati anche a officiare nella cappella palatina, incontrò non poche difficoltà: si veda C.U. LAVICKA, *Geschichte der P.P. Serviten in der Rossau in Wien bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts*, Phil. Diss., Wien 1971.

[78] La fondazione e il ruolo importante del predicatore Florio Cremona è ampiamente illustrato dalla documentazione dell'Archivio dei Barnabiti (Kollegsarchiv St. Michael, Wien), sia dalla *Series R. Patrum Barnabitarum...ab anno MDCXXVI in Germania degentium vel per aliquot temporis ibi morantium* (XVI.189.2), confezionata nel 1864 sulla base della documentazione archivistica, sia dalla cronaca scritta nel 1778 dal padre Adalbert Strobl (XVI.189.1). Importanti particolari sul perseguimento subìto dal padre Florio sono

di queste pletora di regolari di matrice italiana, appartenenti a nuove congregazioni controriformistiche oppure a ordini più antichi (come i benedettini di Monserrat, i trinitari o i fatebenefratelli, le carmelitane[79]), ma muniti di nuovo slancio missionario, diretto alle terre appena strappate all'eresia e al Turco, suscitò anche lo zelo della nobiltà di corte, emula e collaboratrice della dinastia nella dotazione di chiese e conventi. Rimase tuttavia un clima di diffidenza e malumori nei loro confronti, nutrito certamente anche dalla Compagnia di Gesù. Quest'ultima tuttavia riuscì a mantenere un quasi monopolio nel settore dei confessori della dinastia, ed è su questo aspetto che si deve tornare in conclusione[80].

4. *I confessori*

Il fatto che, dietro chiari ordini del generale Aquaviva, i gesuiti impiegati nel servizio di corte – i «patres in aula occupati» dei cataloghi della Compagnia – non risiedessero a corte, ma sempre nella casa professa[81], sembra abbia fatto sì che almeno per la prima metà del Seicento essi

tramandati dalle relazioni del nunzio Giovanni Battista Pallotto: R. BECKER, *Die Wiener Nuntiatur um 1630. Spannungen in den Beziehungen zwischen Kardinal Klesl und Nuntius Pallotto*, in G. FLECKENSTEIN - M. KLÖCKER - N. SCHLOSSMACHER (edd), *Kirchengeschichte. Alte und neue Wege. Festschrift für Christoph Weber*, Frankfurt a.M. - Berlin - Bern 2008, pp. 227-229. È interessante tuttavia notare che per ovviare alla generale avversione contro i frati italiani, i barnabiti italiani si avvalsero sin dalla loro prima venuta a Vienna dell'assistenza di confratelli in grado di parlare il tedesco, come il valtellinese Venusto de' Venusti o il tirolese Floriano de Grossis (Kollegsarchiv St. Michael, Wien, XVI.189.2, nn. 2 e 4).

[79] E. PAULI, *Der Orden der Allerheiligsten Dreifaltigkeit von der Erlösung der Gefangenen und seine Tätigkeit in den habsburgischen Ländern (1688-1783)*, in H. SPECHT - R. ANDRASCHEK-HOLZER (edd), *Bettelorden in Mitteleuropa. Geschichte, Kunst, Spiritualität* (Beiträge zur Kirchengeschichte Niederösterreichs, 15), St. Pölten 2008, pp. 99-100 per i padri fondatori trinitari di provenienza spagnola e italiana. C. WATZKA, *Der Hospitalorden des Heiligen Johannes von Gott in der Habsburgermonarchie 1605-1781*, *ibidem* p. 115 per i fatebenefratelli e le loro fondazioni nella prima metà del Seicento. Diverso il caso della riforma della chiesa di corte, Sant'Agostino, per la quale Ferdinando II chiamò non dall'Italia, ma da Praga i frati riformati, relegando i loro predecessori in una chiesa di sobborgo.

[80] Non esiste per la corte di Vienna un lavoro d'insieme come per la Francia: G. MINOIS, *Le confesseur du roi. Les directeurs de conscience sous la monarchie française*, Paris 1988. Per qualche riserva critica nei riguardi di quest'opera si veda N. REINHARDT, *The King's Confessor*, cit., p. 154.

[81] Cfr. M. MÜLLER, *Die Jesuiten als Beichtväter der Mainzer Kurfürsten im 17. Jahrhundert*, in C.P. HARTMANN (ed), *Reichskirche – Mainzer Kurstaat – Reichserzkanzler* (Mainzer Studien zur Neueren Geschichte, 6), Frankfurt a.M. - Berlin 2001, pp. 98, 117.

non fossero considerati come appartenenti alla corte in senso stretto, ma apparissero nei ruoli soltanto all'epoca di Leopoldo I, facendo parte dello *Oberstkämmererstab*, cioè non fossero subordinati al maggiordomo maggiore come i cappellani, ma al cameriere maggiore, insieme ai medici, storiografi, poeti cesarei[82]. Con queste categorie condividevano anche i pasti, se non erano così numerosi da avere un tavolo solo per loro (come si deduce dalla carica di *Hofpatres-Tafeldecker*[83]) e il loro accesso a corte corrispondeva a quello di queste categorie. La loro retribuzione era nettamente inferiore a quella dei cappellani di corte. Le sole eccezioni alla regola dei confessori gesuiti, stabilizzatasi a Vienna con Ferdinando II[84], erano costituite dai frati regolari spagnoli che la corte di Madrid contro mille opposizioni insistette a mandare insieme alle infante destinate a divenire spose degli imperatori Massimiliano II, Ferdinando (III), re d'Ungheria, e Leopoldo I. Seppure nelle trattative per i matrimoni non si contestava alle infante o arciduchesse il diritto di portarsi un confessore della loro lingua, l'appartenenza a questa o quella famiglia religiosa rintuzzava gelosie e avversioni. Significativa la «lotta» per il confessore dell'infanta Maria, destinata sposa del re d'Ungheria, quando il futuro suocero, Ferdinando II, cercò con insistenza di promuovere il gesuita spagnolo Peñalosa, il quale, da anziano insegnante di spagnolo dello sposo, non poteva essere sospettato di essere una spia della corona spagnola. Se in questo caso si riuscì a trovare un compromesso, nominando Peñalosa predicatore e fra Diego de Quiroga confessore dell'infanta[85], altre volte la presenza dei religiosi spagnoli suscitò conflitti non solo a

[82] Osservazione valida solo (e non sempre) per la corte dell'imperatore, mentre nei ruoli di corte delle imperatrici e degli arciduchi i confessori fanno parte del relativo *Obersthofmeisterstab*: si vedano i vari ruoli in HHStA, OmeA SR.

[83] Per esempio HHStA, OmeA SR 186, ruolo di corte di Ferdinando III, c. 88v.

[84] A Innsbruck nel tardo Cinquecento e primo Seicento i confessori di corte appartenevano a vari ordini, come domenicani o cappuccini. Tuttavia forse già con l'arciduca Leopoldo, certamente con Claudia de' Medici e la nipote Anna de' Medici, moglie dell'ultimo Asburgo del ramo tirolese, anche a Innsbruck prevalsero i gesuiti, nel caso delle due principesse italiane il padre Pietro Malaspina (morto nel 1647), già rettore del collegio fiorentino, e il napoletano padre Eustachio Pagano, dal 1641 teologo di Claudia de' Medici, più tardi confessore dell'arciduchessa Anna. B. DUHR, *Geschichte der Jesuiten*, cit., II/2, pp. 238 e 241. L. LUKÁCS, *Catalogi personarum et officiorum*, cit., II, p. 673. Si veda anche *infra*, nota 88. Pagano intervenne in maniera massiccia nelle rivalità tra le corti di Vienna e Innsbruck intorno alla scelta di una sposa per l'infante don Baltasar Carlos: si veda C. HAM, *Die Verkauften Bräute. Studien zu den Hochzeiten zwischen österreichischen und spanischen Habsburgern im 17. Jahrhunder*, Diss. Wien, 1995, pp. 186-188.

[85] C. HAM, *Die Verkauften Bräute*, cit., pp. 44-47.

corte, ma anche all'interno della comunità viennese del loro ordine, che non gradiva gli appoggi altolocati dei confratelli[86]. Perciò si cercò, da parte della corte, di rispedire al mittente questi religiosi, per esempio con l'occasione del rientro dell'imperatrice-vedova Maria a Madrid o del matrimonio dell'arciduchessa Anna, sposa di Filippo IV[87]. L'insistenza viennese per il padre Neidhardt, che finalmente fu inserito nella corte della futura regina spagnola, portò alla drammatica vicenda biografica del gesuita tedesco, che qui non ci può interessare.

È certamente un indizio dei diversi pesi politici in gioco se per le due imperatrici italiane, le due Eleonore di Gonzaga, il problema dei confessori non assunse mai le dimensioni di affari di Stato come lo era per i matrimoni spagnoli. Si rispettò, pare senza difficoltà, il problema linguistico che poteva porsi per le principesse nell'intimità della confessione: la prima Eleonora aveva come confessore un gesuita trentino che aveva insegnato per anni nel collegio di Mantova, il padre Mattia Melchiorri[88]. Dopo la sua morte avvenuta nel 1623 si fece venire da Gorizia un altro italofono, padre Luca Fanini, che per ragioni sconosciute lasciò la carica dopo oltre vent'anni di servizio[89]. Gli subentrò un fiammingo, Hermann Horst, professore al collegio viennese, che quindici anni dopo la morte della prima Eleonora sarebbe passato al servizio della seconda impera-

[86] ASV, Segreteria di Stato, *Germania* 183, c. 489, 8 ottobre 1667, lettera dell'uditore di nunziatura Properzio Alvise, che riferisce il malcontento dei minori osservanti austriaci per la nomina del confessore dell'imperatrice Margherita a commissario generale della provincia austriaca.

[87] Per il ruolo politico svolto dal confessore dell'infanta Maria, moglie dell'arciduca Massimiliano, fra Francisco de Cordoba, cfr. A. KOLLER, *Die Nuntiatur von Stanislaus Hosius bei Ferdinand I. (1560-61) – Neubeginn der päpstlichen Deutschlandpolitik nach dem Augsburger Religionsfrieden*, in B. JÄHNIG - H.-J. KAMP, *Stanislaus Hosius. Sein Wirken als Humanist, Theologe und Mann der Kirche in Europa*, Münster 2007, p. 95. Per l'elemosiniere dell'imperatrice Maria, lo spagnolo Magalanes, si veda *supra*, nota 37. Per l'arciduchessa Anna si veda C. HAM, *Die Verkauften Bräute*, cit., pp. 174, 206.

[88] Il padre Mattia Melchiorri si trovava a Mantova almeno sin dal 1616, come dimostra una lettera di tale Christoph Brandis all'arciduchessa Maria Cristierna del 24 marzo 1616, in HHStA, Familienkorrespondenz 49. Il fratello del gesuita, Ferdinando, anch'esso gesuita e morto nel 1615, aveva avuto contatti con i gesuiti di Ingolstadt (HHStA, Familienkorrespondenz 49). Per Melchiorri si veda L. LUKÁCS, *Catalogi personarum et officiorum*, cit., II, p. 673. Di un gesuita, «p. Melchior», confessore dell'arciduca Leopoldo del Tirolo, parla il biografo di Anna Caterina Gonzaga, riferendosi però al 1623, anno di morte di Mattia Melchiorri: si veda G.M. BARCHI, *Vita e morte*, cit., p. 219.

[89] L. LUKÁCS, *Catalogi personarum et officiorum*, cit., III, p. 586: Fanini lascia la corte nel 1649, muore nel 1665 a Steyr.

trice di casa Gonzaga[90]: moglie di Ferdinando III dal 1651, Eleonora II di Gonzaga per primo confessore a Vienna ebbe Antonio Callovi, nativo di Trento, attivo a Gorizia, Fiume e Trieste prima di approdare a Vienna per essere impiegato nella casa del noviziato e successivamente come cappellano militare[91]. Come nel caso di Fanini, non sappiamo per quale motivo Callovi lasciò l'impiego, se per un normale avvicendamento, perché alla corte preferì la posizione di rettore a Linz, o se c'erano dei dissapori. Eleonora assunse, come si è detto, il confessore della zia, padre Horst, poi un ungherese (Nadasy, 1676-1680) che comunque doveva parlare bene l'italiano visto che aveva vissuto per 18 anni a Roma[92], e dopo ancora, dal 1680 in poi, un italiano, il padre Carlo Costa, piacentino, il quale, forse raccomandato dai gesuiti di Mantova, dove aveva fatto professione, rimase con l'imperatrice-vedova fino alla morte di quest'ultima (1686)[93]. Friulano era il padre Coronini, confessore delle arciduchesse, e in particolare della figliastra di Eleonora, chiamata anch'essa Eleonora, che il fedele gesuita seguì per tutta la vita, dalla burrascosa tappa come regina di Polonia alla troppo tranquilla vita come governatrice del Tirolo[94]. Invece non ci deve trarre in inganno il cognome del confessore di Leopoldo I, Menegatti, di nome Franz, nato a Vienna nel 1631 e morto nella stessa capitale nel 1710, che nel 1691 era subentrato al confratello Stettinger[95].

Ci porterebbe troppo lontano seguire gli incarichi rivestiti da altri gesuiti italiani alla corte imperiale: confessori di membri eccellenti della società di corte, confessori delle dame (*Frauenzimmerbeichtväter*), istruttori dei paggi; essi sono onnipresenti in una corte multilingue e spesso passano da una posizione all'altra, si suppone dietro raccomandazioni autorevoli[96]. Gli elenchi pubblicati dal padre Ladislaus Lukács forniscono tantissimi nomi che si dovrebbero incastrare in un mosaico di relazioni sia di fiducia personale, sia di legami clientelari in senso largo.

[90] *Ibidem*, III, p. 625; IV, p. 28.

[91] *Ibidem*, III, p. 303.

[92] *Ibidem*, IV, p. 468; II, p. 686 per la biografia di Nadasy.

[93] *Ibidem*, IV, p. 669. L. LUKÁCS, *Catalogus generalis*, cit., I, p. 186.

[94] L. LUKÁCS, *Catalogi personarum et officiorum*, cit., III, p. 749, e, dello stesso autore, *Catalogus generalis*, I, cit., p. 184.

[95] L. LUKÁCS, *Catalogi personarum et officiorum*, cit., V, p. 376.

[96] Qualche osservazione recente circa la multilingualità della corte imperiale in M. GOLOUBEVA, *The Glorification*, cit., pp. 77-78 con dati circa la composizione «nazionale» della corte, basate sulle ricerche di J.-M. Thiriet (si veda *supra*, nota 4).

Del tutto eccezionale è l'attività del padre Carlo Granelli, milanese, come confessore dell'imperatrice Amalia, moglie di Giuseppe I[97]. Si potrà forse spiegare con i legami di questa principessa hannoveriana con la corte di Modena – legami non solo di stretta parentela, ma anche legami spirituali con un altro gesuita italiano, Fulvio Fontana, di cui aveva seguito gli esercizi spirituali durante un soggiorno a Sassuolo[98]. Dopo la morte di Granelli, confessore dell'imperatrice per trent'anni, gli succedette un altro gesuita italiano, il napoletano Antonio Cito, esiliato a Vienna perché appartenente a una famiglia fortemente austriacante[99].

5. *Dal confessionale ai torchi. I confessori biografi*

Il personaggio del padre Cito, autore di una biografia di Amalia, offre lo spunto per un'ultimissima considerazione: il ruolo dei confessori e predicatori di corte come biografi e storiografi, un versante poco conosciuto dei rapporti instaurati attraverso il servizio religioso a corte. Se l'elogio funebre è un compito ovvio per il predicatore di corte – e di parecchi nel corso dei decenni centrali del Seicento fu autore il gesuita Filiberto

97 L. LUKÁCS, *Catalogi personarum et officiorum*, cit., VII, p. 867. Granelli era autore-redattore di un'opera glorificatrice della casa d'Austria, sintonizzata con la situazione politica della guerra di Successione spagnola: C. GRANELLI, *Hispania ter quaterque beata in Septem Austriacis Regibus...*, Viennae 1704. Per altre sue opere si veda A. CORETH, *Österreichische Geschichtsschreibung in der Barockzeit (1620-1740)* (Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs, 37), Wien 1950, p. 124.

98 HHStA, Familienkorrespondenz 33/III. Secondo il biografo dell'imperatrice, Amalia scrisse testi spirituali in francese e italiano, dei quali alcuni furono pubblicati in appendice a A. CITO, *Vita e virtù dell'Imperatrice Guglielmina Amalia*, Vienna d'Austria 1744; si veda *ibidem* prefazione non paginata per l'attività letteraria dell'imperatrice-vedova.

99 L. LUKÁCS, *Catalogus generalis*, I, p. 170. H. LEITGEB, *Kaiserin Amalie Wilhelmine, geb. Prinzessin von Braunschweig-Lüneburg-Hannover (1673-1742), Gemahlin Kaiser Josephs I. Eine biographische Studien*, Phil. Diss., Wien 1984, p. 290. Nella prefazione alla biografia di Amalia, Cito, che mantiene il silenzio sulla propria funzione, allude alla sua confidenza con Granelli: A. CITO, *Vita e virtù*, prefazione non paginata, cit. Per la famiglia si veda *Dizionario Biografico degli Italiani*, XXVI, Roma 1982, pp. 36-38. Non trascurabile punto di riferimento per i nunzi pontifici, che cercarono la sua mediazione nell'azione contro Pietro Giannone (si veda ASV, Segreteria di Stato, *Germania* 285, cc. 460-461, Lettera del nunzio Grimaldi del 6 agosto 1729), Cito fu attivo ancora in periodo teresiano: cfr. H. SCHLITTER (ed), *Aus der Zeit Maria Theresias*, cit., I, p. 213: Maria Teresa si introduce negli esercizi spirituali tenuti da padre «Zitto» per i cortigiani maschili. I discorsi tenuti da padre Cito negli esercizi spirituali furono pubblicati a più riprese: cfr., per esempio, un'edizione che comprende sermoni tenuti tra il 1746 e il 1767: A. CITO, *Verità cristiane proposte in Vienna ...*, Vienna s.d. [1768].

Boccabella, nome aggiustato un pochino alla funzione, perché in verità si chiamava Pocobella, nativo della Carinzia, forse con radici familiari italiane[100] – il confessore era detentore di verità più profonde che poteva comunicare, per quanto gli era permesso, facendo del sovrano o della sovrana un modello di pietà che avrebbe messo in ombra i meriti politici del regnante: valga per tutti l'esempio del francescano Diego Tafuri o Didaco de Lequile, predicatore italiano alla corte di Innsbruck, che nella sua opera *De rebus austriacis* (1660) abbina una mole di variegate notizie genealogiche con l'elogio della «Pietas Austriaca», termine introdotto da lui nella storiografia e tuttora uno dei più usati per descrivere in modo più o meno sfumato la religiosità «barocca» della dinastia[101]. Non è questa la sede per entrare nelle specificità di questa produzione letteraria. Va ricordato tuttavia che le *Vite* uscite dalle dotte penne dei religiosi italiani (e non italiani), predicatori o confessori, spesso erano le prime e sono rimaste le uniche biografie, particolarmente per quanto concerne le pie donne di casa d'Austria[102]. Elencate nel fondamentale studio di Anna Coreth in un capitolo dedicato alle «Höfische Ehrenwerke», tali opere meriterebbero forse una considerazione maggiore come testimonianze di mentalità religiose, legate a ideali spirituali specifici di vari ordini o di

[100] Per «Boccabella» (1616-1670) si veda C. SOMMERVOGEL, *Bibliothèque de la Compagnie de Jésus*, I, Bruxelles - Paris 1890, coll. 1560-1561. Interessante, anche dal punto di vista linguistico, la testimonianza dello stesso predicatore sulle sue conversazioni latine con il principe Johann Ferdinand di Portia, tramandata nell'elogio funebre: cfr. F. BOCCABELLA, *Entwurff fürstlichen Lebens weiland deß ... Herrn Johann Ferdinand ... Reichsfürsten von Portia*, Wien 1665, senza pagine.

[101] A. CORETH, *Österreichische Geschichtsschreibung*, cit., pp. 36-38, e, della stessa autrice, *Pietas Austriaca. Österreichische Frömmigkeit im Barock*, Wien 1982^{2}, pp. 13-14.

[102] Per il servita Barchi, biografo-agiografo di Anna Caterina di Gonzaga, si veda *supra*, nota 77. Nel 1711, in vista di un'auspicata beatificazione della defunta arciduchessa del Tirolo, l'opera fu ristampata con il titolo *Ertzherzogliche Tugend-Zierde*. Per Antonio Cito, biografo dell'imperatrice-vedova Amalia, si veda *supra*, note 98-99. Il fenomeno del confessore-predicatore-biografo ovviamente non è circoscritto ai religiosi italiani alla corte di Vienna: si veda A. CORETH, *Österreichische Geschichtschreibung*, cit., p. 35, nota 31 per il padre Gans SJ, confessore e predicatore di corte sotto Ferdinando II e Ferdinando III, autore, tra l'altro, di un'opera sulle donne di casa d'Austria, e *ibidem* pp. 71-72 per le «Vitae et virtutes» scritte dai padri Lamormain e Horst, confessori di Ferdinando II e delle due Eleonore di Gonzaga. Il fenomeno continua nel Settecento con le biografie di Eleonora di Pfalz-Neuburg, moglie di Leopoldo I, scritte dal predicatore Franz Xaver Brean SJ e dal confessore Stephan Dinarich. Il confessore tedesco della regina del Portogallo, Maria Anna d'Austria, sorella di Carlo VI, padre Joseph Ritter SJ, pubblicò la sua biografia nel 1756; si veda C. SOMMERVOGEL, *Bibliothèque de la Compagnie de Jésus*, VI, Bruxelles - Paris 1895, coll. 1876-1877. L. LUKÁCS, *Catalogus generalis*, cit., III, Romae 1988, p. 1388.

singole personalità. Il genere letterario della biografia agiografica prolunga i modelli di pietà provenienti dall'Italia barocca ben oltre la presenza fisica di una «servitù teologica» italiana alla corte di Vienna.

In un volume dedicato alla corte come luogo di comunicazione può sembrare fuori luogo dilungarsi sulla vita liturgica e religiosa della corte di Vienna. Tuttavia lo sguardo attraverso il prisma degli italiani al servizio delle coscienze individuali dei sovrani e delle loro famiglie ci permette di vedere come nel periodo da sempre considerato il culmine degli influssi italiani gli stessi regnanti insieme ai consiglieri spirituali propaghino e canalizzino determinate forme di pietà individuale e collettiva nella società di corte e nelle città di residenza, in particolare a Vienna, dove inoltre una folta comunità italiana si affidava a questi religiosi. Come dimostrano gli esempi delle prediche quaresimali accompagnate da immagini e musica, delle processioni con le discipline, oppure le testimonianze coeve sulle prediche di Marco d'Aviano, la comunicazione dei contenuti religiosi era affidata a una vasta gamma espressiva, dalla parola alla musica, dalle immagini alla gestualità. Forse non erano soltanto le gravidanze a tenere lontana Maria Teresa dalle prediche dei misteri: a un secolo dalla loro istituzionalizzazione alla corte imperiale gli eventi «multimediali» barocchi di matrice italiana forse non corrispondevano più a una mentalità alla ricerca di modi di comunicazione con l'Altissimo più intimi, fuori dalla cornice sfarzosa della liturgia di corte[103].

[103] Cfr. P. HERSCHE, *Der Spätjansenismus in Österreich* (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichte Österreichs, 7), Wien 1977, pp. 148-159.

Modelli politici e personale di corte tra Firenze e Vienna nel Settecento

di *Renato Pasta*

È noto che il periodo 1765-1790 conobbe trasformazioni funzionali e strutturali determinanti nella rinnovata corte degli Asburgo-Lorena a Firenze. Le tendenze generali sono facilmente riassumibili dopo i lavori di Alessandra Contini e di Orsola Gori e dopo il contributo essenziale, negli anni Sessanta del Novecento, di Adam Wandruszka[1]. A principiare dai primi tempi del soggiorno di Pietro Leopoldo e dell'infanta Maria Luisa di Borbone si procedette a cambiamenti che mentre segnavano un brusco distacco dalla pompa barocca della corte medicea (e soprattutto dal suo apice sotto Cosimo III) dettavano anche un progressivo adeguamento alle regole vigenti alla corte di Vienna, esplorata da Derek Beales e Hubert Ehalt[2], in un processo che fu a un tempo di relativa privatizzazione della

[1] A. WANDRUSZKA, *Leopold II. Erzherzog von Österreich, Grossherzog von Toskana, König von Ungarn und Böhmen, Römischer Kaiser*, 2 voll., Wien - München 1963; trad. it. ridotta, *Pietro Leopoldo. Un grande riformatore*, Firenze 1968, da cui si cita d'ora in avanti, ove non diversamente specificato; A. CONTINI, *Concezione della sovranità e vita di corte in età Leopoldina (1765-1790)*, in A. BELLINAZZI - A. CONTINI (edd), *La Corte di Toscana dai Medici ai Lorena*, Roma 2002, pp. 129-220; della stessa autrice, *La Reggenza lorenese tra Firenze e Vienna. Logiche dinastiche, uomini e governo (1737-1766)*, Firenze 2002; A. CONTINI - O. GORI, *Dentro la reggia. Palazzo Pitti e Boboli nel Settecento*, Firenze 2004; O. GORI, *Una corte dimezzata. La reggia di Pietro Leopoldo*, in S. BERTELLI - R. PASTA (edd), *Vivere a Pitti. Una reggia dai Medici ai Savoia*, Firenze 2003, pp. 291-349. Per un profilo del periodo, cfr. L. MASCILLI MIGLIORINI, *L'età delle riforme*, in F. DIAZ - C. MANGIO - L. MASCILLI MIGLIORINI, *Il Granducato di Toscana. Dalla Reggenza agli anni rivoluzionari*, Torino 1997, pp. 247-421.

[2] D. BEALES, *Joseph II. In the Shadow of Maria Theresa, 1741-1780*, I, Cambridge 1987, e, dello stesso autore, *Joseph II. Against the World, 1780-1790*, II, Cambridge 2009; H.C. EHALT, *La corte di Vienna fra Sei e Settecento*, a cura di M. MERIGGI, Roma 1984 (ed. orig. München 1980). Cfr. inoltre K. VOCELKA, *Glanz und Untergang der höfischen Welt. Repräsentation, Reform und Reaktion im habsburgischen Vielvölkerstaat*, Wien 2001. Informazioni e spunti di interesse generale offrono J. DUINDAM, *Vienna and Versailles. The Courts of Europe's Dynastic Rivals, 1550-1780*, Cambridge 2003; trad. it. *Vienna e Versailles. Le corti di due grandi dinastie rivali, 1550-1780*, Roma 2004; G. KLINGENSTEIN, *Zwei Höfe im Vergleich: Wien und Versailles*, in «Francia. Forschungen zur Westeuropäischen Geschichte», 32, 2005, 2, pp. 169-179, dense e utili, in relazione alla vita delle corti

vita di corte e di incremento della presenza di personale di provenienza estera, per lo più viennese, come mostrano gli stati delle anime della parrocchia di corte, Santa Felicita, e i permessi di matrimonio che essa conserva; ma con selettive presenze di uomini e donne, dignitari e soldati provenienti da altre regioni dell'Impero. Il processo subito avviato a Firenze dopo l'arrivo nel settembre 1765 dei giovani sovrani segue linee non contrastanti con la netta riduzione del clero e del personale di corte perseguita da Giuseppe II a Vienna, sia durante il periodo della coreggenza con la madre Maria Teresa sia durante il decennio di solitario governo dell'Impero. Anche in questo caso, la riduzione delle funzioni religiose pubbliche e quella delle giornate in cui si tenevano ricevimenti e udienze ufficiali allontanarono la corte viennese dall'apice barocco dell'età di Carlo VI, quando ben 2.175 erano le presenze ivi registrate[3].

Né Giuseppe II né il fratello Pietro Leopoldo amarono mai i grandiosi cerimoniali di rappresentanza della monarchia, cui pure non si rifiutarono quando ciò veniva giudicato essenziale, preferendo ricavarsi spazi di esperienza privati, che avviavano il progressivo distacco della figura del sovrano dalla presenza fisica del monarca. A prevalere, in entrambi i fratelli, era il senso della sovranità come servizio allo Stato e tutela dei sudditi, in conformità con l'esempio fornito dal temuto nemico del Nord, Federico II. In Toscana la reggia di Pitti figurava al centro di un ampio sistema di residenze granducali che andrebbe meglio esplorato, ma che contava, oltre al superbo Palazzo delle Vedove di Pisa, le ville dell'Ambrogiana e di Castello, nonché la villa dell'Imperiale, di cinquecentesche origini, ma fortemente marcata dalla presenza dei Lorena nel Settecento, dislocata appena fuori città sul colle di Arcetri[4]. Qui, come del resto a Pisa nei mesi invernali, la coppia granducale trascorreva buona parte del proprio tempo. Pitti restava pur sempre una delle sedi privilegiate del potere ufficiale e degli organi di governo dello Stato, ospitando accanto alla Segreteria intima di Gabinetto – luogo per eccellenza del lavoro del granduca – gli uffici della Segreteria di Stato e della Segreteria di

europee, le valutazioni di T. BLANNING, *The Culture of Power and the Power of Culture. Old Regime Europe, 1660-1789*, Oxford 2002 (2007[2]).

[3] H.C. EHALT, *La corte di Vienna*, cit., p. 37.

[4] O. PANICHI, *Cenni storici* e *breve guida degli ambienti aperti al pubblico*, in SOPRINTENDENZA AI MONUMENTI DI FIRENZE E PISTOIA, *Villa di Poggio Imperiale. Lavori di restauro e riordinamento 1972-1975*, Firenze 1976, pp. 10-25; R. ORSI LANDINI, *I parati orientali della Villa di Poggio Imperiale*, in *Le tappezzerie delle dimore storiche*, Torino 1988; L. ZANGHERI, *Ville della provincia di Firenze. La città*, Milano 1989; F. FAINI - A.M. PUNTRI, *La Villa mediceo lorenese del Poggio Imperiale*, Firenze 1995.

Guerra, mentre la Segreteria di Finanze, affidata fin dal 1776 ad Angelo Tavanti, era collocata a Palazzo Vecchio, antico centro del potere politico repubblicano. Gli stati delle anime di Santa Felicita mostrano un dimezzamento lungo l'arco del secolo degli addetti alla reggia di Pitti, dalle 543 unità del 1772 alle 403 del 1790: cifre, in entrambi i casi, ben lontane dai 792 addetti riscontrati per il 1692 da Sergio Bertelli[5]. Decremento imposto dalle necessità di contenimento delle spese, su cui non cessava d'insistere da Vienna Maria Teresa, e che toccò *in primis* il Dipartimento delle Reali Scuderie, che vide, accanto alla forte riduzione del personale, l'esternalizzazione di mansioni e attività ora per lo più affidate ad artigiani fiorentini[6]. Analogamente crebbe il numero di membri della corte che in essa non abitavano e che rientravano ogni sera a casa propria, per lo più nei palazzi del quartiere di Santo Spirito. Più che alla Hofburg le dimensioni della corte fiorentina rinviano a quelle di tante *Residenzstätte* di area tedesca, dalla Würzburg del principe vescovo, che contava 260 addetti nel 1747, alla Mannheim del principe elettore, forte nel 1723 di 700 persone[7].

Circa un terzo del personale risulta, comunque, di origine non toscana: si tratta di uomini e donne legati agli Asburgo da una lunga consuetudine di servizio, provenienti soprattutto da Vienna, ma anche dai territori ereditari, Stiria e Carinzia in primo luogo, dalla Boemia e dalla Moravia, da Praga e dall'Ungheria, dai Paesi Bassi e dalla Lombardia austriaca: una popolazione variegata di camerieri e cameriere, *Kammerheitzer* e sarti, cuochi e giardinieri, levatrici e guardarobiere, legata da vincoli di lingua (il francese o il tedesco) e protagonista di una forte osmosi cementata spesso da legami matrimoniali. È il caso di Daniel Haupt, cameriere personale di Pietro Leopoldo, giunto con lui da Vienna; delle cameriste di Maria Luisa di Borbone (Gehlweiler, Harrach, David, Pestinger)

[5] Archivio parrocchiale di Santa Felicita, Firenze, 178, *R. Corte. Stati delle anime 1772-1784*; 179, *R. Corte. Stati delle anime 1785-1807*; cfr. O. GORI, *Una corte dimezzata*, cit., pp. 299-306; S. BERTELLI, *Palazzo Pitti dai Medici ai Savoia*, in A. BELLINAZZI - A. CONTINI (edd), *La corte in Toscana dai Medici ai Lorena*, Atti del convegno, Roma 2002, pp. 11-109, in particolare p. 25. Sotto Ferdinando II Medici, distribuite tra la corte ducale, quella del principe Mattias e quelle dei cardinali Giovan Carlo e Carlo, vivevano a Pitti circa 600 persone. Cfr. anche M. FANTONI, *La corte del granduca. Forme e simboli del potere mediceo fra Cinque e Seicento*, Roma 1994.

[6] D. MIGNANI, *Le scuderie*, in S. BERTELLI - R. PASTA (edd), *Vivere a Pitti*, cit., pp. 253-270.

[7] R. VIERHAUS, *Deutschland im Zeitalter des Absolutismus (1648-1763)*, Göttingen 1984, pp. 52-53.

anch'esse viennesi, o del personale addetto alla sempre più numerosa prole della coppia granducale. Figure subalterne, scelte per distanziare la famiglia regnante e i suoi comportamenti quotidiani da quelli dei *petits gens* locali, secondo una percezione dell'Italia e degli italiani che tradisce un forte senso di superiorità da parte della casata regnante e che trova riscontro nella sostanziale diffidenza di Maria Teresa e dei figli verso la nobiltà toscana.

La presenza asburgica trasformò rapidamente il gusto e i costumi della reggia, permettendo a usanze forestiere di impiantarsi stabilmente in città: sul piano della cucina, ad esempio, con la diffusione dei pani di cumino, o nei sistemi di riscaldamento potenziati dalle bianche stufe installate nei locali principali del palazzo. Ma ad accompagnare Pietro Leopoldo nella sua avventura politica e umana furono anche personaggi di alto rango nelle gerarchie dell'Impero. È difficile dimenticare le parole austere e a un tempo commosse che Giuseppe II indirizzò alla vigilia della morte a Franz-Xaver Rosenberg Orsini, il conte carinziano che dal 1766 al 1771 fu di fatto alla testa del governo toscano e che la volontà sovrana aveva da poco elevato al rango di principe dell'Impero[8]. Quella lettera di ringraziamento per i servizi resi alla casa e alla monarchia non parlava solo il linguaggio della fedeltà inconcussa del destinatario, ma anche quello della particolare vicinanza umana, che legava Rosenberg agli Asburgo. Un legame *inter tenuiores et potentiores amicos*, tra il primo gentiluomo e direttore della vita musicale alla corte viennese e la famiglia regnante. Lo confermano le parole dell'imperatrice all'atto della destinazione di Rosenberg alla sede fiorentina: in una lettera da Schönbrunn del 1° settembre 1766 Maria Teresa ne lodava le qualità, dichiarando di trovare in lui la guida ideale per il giovane figlio, divenuto granduca di Toscana:

«C'est sur vos sentimens pour la religion, qualité bien rare dans ce Siècle, sur votre attachement à Ma Majesté, sur votre expérience, sur vos lumières, sur votre application, sur votre droiture et franchise, sur votre politesse et humour agréable, que je Vous recommande particulièrement de cultiver dans mon fils, que je compte pour être tranquille sur les suites de votre nouvelle destination»[9].

Formatosi nel servizio diplomatico a Madrid e a Londra, poi a Milano, tra il 1747 e il 1750, sotto la guida esperta del Governatore Harrach, quindi ambasciatore a Madrid, amico personale di Georg Adam Stahremberg, a lungo considerato tra i più influenti politici dell'Impero, Rosenberg seppe conquistarsi la gratitudine di Pietro Leopoldo, come mostrano,

[8] Landesarchiv Kärnten, Klagenfurt, *Archiv Rosenberg*, Sch. 77, fasz. 355/8.

[9] Landesarchiv Kärnten, Klagenfurt, *Archiv Rosenberg*, Sch. 77, fasz. 355/A1.

dopo il suo ritorno in patria, le numerose lettere personali indirizzategli dal granduca[10]. Di un'«era Rosenberg» nel governo della Toscana ha opportunamente parlato il Wandruszka. I compiti di indirizzo del fedele consigliere erano vastissimi. Come gli ricordava la sovrana, in un carteggio continuato che rappresenta un vero filo d'Arianna nelle comunicazioni tra Firenze e Vienna, la sua posizione era da considerarsi addirittura superiore a quella del Plenipotenziario Carlo di Firmian a Milano:

«Vous n'êtes pas seulement Ministre, tels que le sont les Comtes de Cobenzel et Firmian: Vous êtes ancore Grand Maître sur-le-pied que l'étoient Visconti, Harrach, Koenisegg et Kaunitz; ce ne sont donc pas les seules affaires dont Vous étes chargé; Vous devez encore veiller à tout ce qui regarde la famille et la Cour»[11].

Più vicino al cuore dell'imperatrice, a Rosenberg toccò di sovrintendere alla politica matrimoniale degli Asburgo, strumento principe dell'influenza della casata nella penisola, con l'unione di Maria Amalia a Ferdinando di Borbone Parma (1769) e di Maria Carolina con Ferdinando IV di Borbone, re di Napoli (1768). Accanto a Rosenberg, e partecipi dell'intimità del granduca, figurano altri due esponenti del «circolo tedesco» che lo affiancava nell'esplorazione delle terre toscane e condivideva con lui i non infrequenti momenti di tristezza o gli svaghi: Anton von Thurn-Valsassina, fratello minore di Franz, venuto con i nuovi regnanti e scomparso nel 1766, e il generale Carl von Goess, capitano della Guardia nobile a Firenze sino al ritorno, negli anni Ottanta, in patria. Il legame particolare del granduca con Franz Thurn, che ne aveva seguito l'educazione politico-militare a Vienna, è stato più volte rilevato. Meno forte fu il rapporto con il fratello Anton, ritratto in uno splendido quadro attribuito a Johann Zoffany nelle sue funzioni di lucumone dell'Accademia Etrusca di Cortona. Anton von Thurn avrebbe poi sposato Gabriele von Reischach, maggiordoma maggiore di Maria Luisa[12].

[10] O. GORI, *Governo e famiglia nelle lettere di Pietro Leopoldo a Rosenberg*, in F. BENVENUTI - S. BERTOLISSI - R. GUALTIERI - S. PONS (edd), *La passione della storia. Scritti in onore di Giuliano Procacci*, Roma 2006, pp. 162-181. Sul Rosenberg manca uno studio complessivo; cfr. comunque A. WANDRUSZKA, *Pietro Leopoldo*, cit., pp. 146-273; C. VON WURZBACH, *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreichs*, Wien 1874, t. 27, pp. 14-17; *Repertorium der diplomatischen Vertreter aller Länder seit dem Westfälischen Frieden (1648)*, 3 voll., II: F. HAUSMANN (ed), *1716-1763*, Graz - Köln 1950 e III: O.F. WINTER (ed), *1764-1815*, Graz - Köln 1965, *ad nomen*.

[11] Landesarchiv Kärnten, Klagenfurt, *Archiv Rosenberg*, Sch. 77, fasz. 355/A1, Schönbrunn 1° settembre 1766. Entrambe le citazioni teresiane a testo provengono dalla stessa lettera.

[12] Sul Goess e sui due Thurn cfr. A. WANDRUSZKA, *Pietro Leopoldo*, cit., pp. 57, *passim*; O. GORI, *Una corte dimezzata*, cit., pp. 326 ss. Nell'Archivio Thurn Valsassina di Bleiburg

Il gruppo 'tedesco' rappresentava l'apice di una gerarchia di fedeli degli Asburgo che ritroviamo nei gangli vitali della vita di corte: dai confessori gesuiti Joseph Summating e Andreas Zach, a buona parte del personale medico, capitanato da quel Lagusius che l'archiatra imperiale Gerard van Swieten aveva appositamente formato per la missione toscana. Grande aristocratica, la contessa Innocenza Stahremberg era stata inviata da Vienna con compiti e poteri assai ampi sull'educazione dei piccoli arciduchi e arciduchesse, rapidamente cresciuti di numero per le frequenti gravidanze di Maria Luisa, e a lei spettava la direzione di tutto il Dipartimento della Real Prole. L'educazione dei principini costituiva un ramo essenziale della vita di corte, nella consapevolezza della mancata paternità di Giuseppe II, che faceva dei figli della coppia granducale gli eredi diretti della casata nella prosecuzione della dinastia. Nel 1784 il primogenito maschio, Francesco, imperatore dal 1792, fu trasferito alla Hofburg: dei preparativi per il suo arrivo e quindi della sua educazione si occuparono direttamente l'imperatore e Rosenberg, predisponendo accanto al giovinetto un personale esclusivamente viennese[13]. Nel maggio 1774 un altro esponente della più alta aristocrazia, Franz Colloredo di Wallsee, futuro responsabile della politica ecclesiastica della monarchia danubiana, giunse da Vienna per occuparsi dell'educazione dei due maggiori figli maschi di Leopoldo, Francesco e Ferdinando, e sovrintese quindi al passaggio del primo a Vienna. Il nobile padovano Federigo Manfredini, militare di carriera, fu affiancato a Colloredo nel 1776 e si occupò quindi, in particolare, della formazione di Ferdinando, il futuro granduca, restandogli poi accanto come ascoltato consigliere nel difficile decennio di fine secolo. Manfredini fu al centro di una conversazione variegata e cosmopolita, che vide dame e letterati dialogare con militari e aristocratici e che tentò vanamente di preservare il granducato dalla tempesta rivoluzionaria[14]. Quanto a Giuseppe II, egli seguì con partecipazione l'educazione dei nipoti, intervenendo spesso sui programmi della loro formazione ed entrando non di rado in contrasto, sul punto, col fratello minore. In linea di principio Pietro Leopoldo riconobbe sempre i diritti della casa d'Austria sui propri figli,

non sono più disponibili oggi le corrispondenze settecentesche degli Asburgo, di cui si servì Wandruszka nella sua monografia sul granduca di Toscana. Per le carte Goess, cfr. Landesarchiv Kärnten, Klagenfurt, *Archiv Goess*. Il quadro attribuito allo Zoffany è riprodotto in P. Barocchi - D. Gallo (edd), *L'Accademia Etrusca*, Milano 1985, p. 61.

[13] Landesarchiv Kärnten, Klagenfurt, *Archiv Rosenberg*, Sch. 77, fasz. 355/A8, Lettera dell'imperatore da Milano, 20 febbraio 1784.

[14] L.E. Funaro, *'All'armata e in Corte'. Profilo di Federigo Manfredini*, in «Rassegna storica toscana», 40, 1994, 1, I parte, pp. 75-108; II parte, pp. 239-276; 43, 1997, III parte, pp. 287-336.

da cui dipendeva il futuro della monarchia. Ma soltanto più tardi, in una celebre lettera all'imperatore, ammise la primazia delle ragioni dinastiche:

«j'ai communiqué tous ces papiers à ma femme, nous en avons raisonné ensemble – scriveva al fratello nel 1781 – nous sommes convenus tous les deux que nos enfans sont aussi le vôtres et ceux de l'État, et que par conséquent c'est à Vous d'en disposer selon que Vous le croirez utile et avantageux au service de la Monarchie même»[15].

L'attenta cura nell'educazione dei figli costituisce una delle caratteristiche del comportamento di Pietro Leopoldo, su cui si è soffermata in un saggio importante Alessandra Contini[16]. Ne nasce un ritratto del complesso programma educativo tracciato dal granduca, che alle istanze rigoriste di un agostinismo di pretta marca giansenista affianca il culto del sapere utile e della pubblica felicità, divenuta sempre più fonte di legittimazione morale e politica del governo. L'educazione dei principini appare sottesa a un continuo dialogo con la corte viennese e costituisce la reggia fiorentina in autentico polo di comunicazione di modelli culturali e politici. Fra i testi in uso alla reggia di Pitti figura l'*Institution d'un prince* del giansenista Jean-Joseph Duguet, tardo *speculum principis* redatto in origine per gli eredi di casa Savoia e assai diffuso nelle corti europee e alla Hofburg, a riprova di perduranti legami della dinastia con gli aspetti più rigoristi del cattolicesimo, che nemmeno Pietro Leopoldo avrebbe rinnegato[17]. Ma tra i libri di governo da lui indicati nei «Points généraux» per la formazione degli arciduchi, e conservati a Vienna, figurano, ad esempio, *L'Esprit des lois* di Montesquieu e le *Institutions politiques* di Jakob Friedrich von Bielfeld, vero manuale dell'«ideologia prussiana» sullo sviluppo e l'educazione nazionale[18]. Entrambi sono testi di autori massoni, presenti

[15] Lettera del 28 febbraio 1781 da Firenze, in A. RITTER VON ARNETH (ed), *Joseph II und Leopold von Toskana, ihr Briefwechsel von 1781 bis 1790*, 2 voll., Wien 1872, I, p. 13. Sui contrasti circa la formazione dei figli della coppia granducale, cfr. A. WANDRUSZKA, *Pietro Leopoldo*, cit., pp. 327-330.

[16] A. CONTINI, *'La naissance n'est qu'effet du hazard'. L'educazione delle principesse e dei principi alla corte Leopoldina*, in S. BERTELLI - R. PASTA (edd), *Vivere a Pitti*, cit., pp. 389-438.

[17] J.J. DUGUET, *Institution d'un prince ou traité de qualités, des vertus et des devoirs d'un souverain*, Londres 1748 (ed. orig. Leida 1739), sul quale cfr. l'autorevole saggio di M. ROSA, *Il 'cuore del re'. L''Institution d'un prince' del giansenista Duguet*, in M. ROSA, *Settecento religioso. Politica della Ragione e religione del cuore*, Venezia 1999, pp. 75-109; e A. ALIMENTO, *L''Institution d'un prince' de l'abbé Duguet*, in G. LUCIANI - C. VOLPILHAC-AUGER (ed), *L'institution du prince au XVIIIe siècle*, Lyon - Grenoble 2003, pp. 105-114.

[18] A. CONTINI, *'La naissance n'est qu'effet du hazard'*, cit., p. 429, nota 156, ove sono editi i «Points généraux de Son Altesse Royale sur l'éducation des Archiducs, consideréé dans les différentes époques» (Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Wien, *Familien Akten*, 56, 10).

e lodati espressamente anche nel *Catalogue* della biblioteca privata che Pietro Leopoldo costituì, attorno al 1770, in sostituzione dei 20.000 volumi delle collezioni medicee, che andarono ad arricchire le raccolte della Magliabechiana[19]. Bielfeld ritorna con le sue *Lettres familières* (1763), assai diffuse nell'Europa del tempo, che contenevano uno degli elogi più fervidi della Fratellanza, «confrérie la plus solemnelle qui fût jamais», palestra cosmopolita d'uguaglianza, dove a contare non erano ranghi e onori, ma meriti e virtù, e l'amore per l'umanità: tanto da imporre la convergenza, già cara ai teorici massoni degli anni Trenta, fra «intére(s)t de cette société» e quello «de tout le genre humain»[20]. Altri testi, presenti tanto nei punti generali che nel catalogo, invitano a considerare l'interesse che taluni elementi del mondo massonico destavano a corte: è il caso del *Télémaque* di Fénelon, che suggerisce contatti tra il quietismo dell'autore e l'ansia di rinnovamento religioso viva nell'universo massonico dei decenni centrali del secolo. Una conferma in questo senso viene dal romanzo di formazione dell'abate Terrasson, *Séthos. Histoire ou vie tirée des monuments anecdotes de l'ancienne Egypte*, e dal testo di uno degli spiriti fondatori della massoneria scozzese, *Le voyage de Cyrus* di Andrew Ramsay, caldamente raccomandato ai giovani arciduchi come via di iniziazione ai doveri e ai segreti del governo[21]. Non è il caso di affrontare qui il tema dei rapporti tra massoneria e corte di Toscana: né Giuseppe II, né Pietro Leopoldo furono mai iniziati, ma la vita delle logge a Vienna fu assai dinamica prima della patente imperiale del 1785, che di fatto asservì l'istituzione ai fini della politica accentratrice di Giuseppe II;

Sul Bielfeld, in particolare, cfr. G. GIARRIZZO, *Massoneria e illuminismo nell'Europa del Settecento*, Venezia 1994, p. 152; J.F. VON BIELFELD, *Institutions politiques*, 3 voll., La Haye 1760.

[19] *Catalogue des livres du cabinet particulier de LL. AA. RR.*, Florence 1771, esemplare conservato presso la Biblioteca Nazionale Centrale di Firenze, Palat. 1.6.1.5; cfr. R. PASTA, *La biblioteca aulica e le letture dei principi lorenesi*, in S. BERTELLI - R. PASTA (edd), *Vivere a Pitti*, cit., pp. 351-387.

[20] J.F. VON BIELFELD, *Lettres familières et autres de Monsieur le Baron de Bielfeld*, 2 voll., La Haye 1763, pp. 11-12.

[21] F. FÉNELON, *Suite du quatrième livre de l'Odyssée d'Homère ou Les aventures de Télémaque, fils d'Ulysse*, 4 voll., Paris 1699; J. TERRASSON, *Séthos. Histoire ou vie tirée des monuments anecdotes de l'ancienne Égypte*, 3 voll., Paris 1731; A. RAMSAY, *Le voyage de Cyrus, avec un discours sur la mythologie par M. Ramsay et une lettre de M. Fréret sur la chronologie de cet ouvrage*, 2 voll., Paris 1727. Cfr. A. CONTINI, *'La naissance n'est qu'effet du hazard'*, cit., p. 417. Per la fortuna massonica di questi testi, spesso tradotti, cfr. G.M. CAZZANIGA, *Massoneria e letteratura. Dalla 'République des lettres' alla letteratura nazionale*, in G.M. CAZZANIGA - G. TOCCHINI - R. TURCHI, *Le Muse in loggia*, Milano 2002, pp. 11-32.

mentre legami e persistenze massoniche perduravano in riva d'Arno ben oltre l'autoscioglimento della prima loggia inglese di Firenze nel 1738, a seguito della scomunica pontificia[22]. L'ideale di un incivilimento graduale e progressivo, che migliorasse le condizioni materiali e morali della popolazione, costituì un obiettivo che il *Salomon du Midi* poteva ben far proprio.

La corte fiorentina assunse così un ruolo specifico quale luogo di propagazione delle conoscenze. Ben collegata al mondo di lingua tedesca tramite rapporti diplomatici e culturali, per i quali svolse ruoli di primo piano Sigismund von Hohenwart, insegnante di storia dei giovani arciduchi tra il 1777 e il 1788 e futuro arcivescovo di Vienna; aggiornata sulle vicende pubbliche francesi tramite il segretario della legazione a Parigi, Raimondo Niccoli, che costituì un prezioso e intelligente canale di contatto con il 'partito europeo' dei Fisiocratici, essa fu anche al centro dell'attenzione di numerosi viaggiatori, per lo più ammirati per l'azione riformatrice del sovrano, che ne rimarcavano la semplicità del costume e la pressoché totale assenza di onerosi cerimoniali[23]. Lontano dalla pompa regia, ripiegata in una dimensione privata capace di tutelare affetti e intimità della famiglia regnante, che Giuseppe II aveva eletto a luogo di privilegiati contatti familiari nelle sue non infrequenti visite, la corte si apriva al più grande pubblico in rare e selettive occasioni: come quando, per il matrimonio della primogenita Maria Teresa nel 1787, fu data una festa al Parco delle Cascine, cui parteciparono senza distinzione di ranghi 70.000 persone[24]. Molto intensa fu anche la vita musicale, a

[22] Sia consentito il riferimento a R. PASTA, *Fermenti culturali e massonici nella Toscana del Settecento*, in G.M. CAZZANIGA (ed), *La massoneria* (*Storia d'Italia. Annali*, XXI), Torino 2006, pp. 447-483.

[23] M. MIRRI, *Per una ricerca sui rapporti fra 'economisti' e riformatori toscani. L'abate Niccoli a Parigi*, in «Annali dell'Istituto G.G. Feltrinelli», 2, 1959, pp. 483-559; C. WOLFSGRUBER, *Sigismund Anton Graf Hohenwart, Fürstbischof von Wien*, Graz - Wien 1912; A. TRAMPUS, *Sigismund von Hohenwart tra Venezia e Vienna*, in C. DONATI - H. FLACHENECKER (edd), *La secolarizzazione nel Sacro Romano Impero e negli antichi Stati italiani: premesse, confronti, conseguenze / Säkularisationsprozesse in Alten Reich und in Italien: Voraussetzungen, Vergleiche, Folgen* (Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento. Contributi/Beiträge, 16), Bologna - Berlin 2005, pp. 209-290.

[24] F. BORRONI SALVADORI, *La sopravvivenza dell'effimero nell'epoca di Pietro Leopoldo*, in «Rassegna storica toscana», 32, 1986, pp. 65-87; L. ZANGHERI, *Feste e apparati nella Toscana dei Lorena, 1737-1859*, Firenze 1996; A. CONTINI, *La corte dei Lorena a Firenze dal 1737 al 1859*, in A. CONTINI - P. MARCHI (edd), *La corte in archivio. Apparati, cultura, arte e spettacoli alla corte lorenese di Toscana*, Livorno 1997, pp. 9-26, in particolare pp. 20-21; O. GORI, *Una corte dimezzata*, cit., p. 322.

lungo coordinata dal maestro di cappella Pietro Nardini, che vide ospite a Palazzo Pitti un giovanissimo Mozart (1770), o l'esecuzione in città e alla reggia dell'*Orfeo e Euridice* di Gluck (1771) e degli oratori *Messiah* (1768) a *Alexander's Feast* (1768) di Händel. Un'attività anch'essa non priva di tangenze massoniche e affiancata dal mecenatismo del conte di Cowper, promotore della vita musicale cittadina e titolare di un ampio laboratorio scientifico nel suo palazzo di via Ghibellina, affidato al medico Carlo Alfonso Guadagni[25].

Proprio le scienze trovarono un ampio spazio a corte rinnovando il gusto per il sapere utile che già era stato di Francesco Stefano di Lorena. L'interesse per la chimica e la storia naturale, che Pietro Leopoldo coltivò, insieme al fido Jacques Sauboin, sin dai primi tempi della sua destinazione a Firenze, fu all'origine della realizzazione nel 1775 del Museo di Fisica e di Storia Naturale, affidato al trentino abate Felice Fontana, probabilmente il miglior fisiologo della sua generazione in Italia[26]. Fratello di Gregorio Fontana, massone e professore a Pavia, e come lui ecclesiastico senza vocazione, Felice fu nominato fisico di corte nel 1766, grazie alla protezione di Van Swieten a Vienna e del plenipotenziario Carlo di Firmian, a Milano. Come si vede, si tratta di una circolarità di conoscenze e di personale provenienti da tutto l'Impero, che alimenta i rinnovati contatti della corte e delle *élites* fiorentine collocandole nell'orbita della politica italiana degli Asburgo. Negli intenti del suo ideatore, il nuovo istituto avrebbe dovuto fungere da luogo di ricerca dei nessi uomo/natura da parte di un largo pubblico di condizione civile, secondo un'antropologia materialistica che rilanciava, con l'enciclopedismo, la proposta di una pedagogia dell'esperienza e della visione funzionale al miglioramento delle condizioni di vita. Fontana era anche docente di scienze per i figli del granduca, e fu questa la cagione del suo forzato rientro dal grande viaggio europeo che lo aveva condotto, tra il 1775 e il 1779, insieme all'assistente Giovanni Fabbroni, a Parigi e a Londra e in altri centri di

[25] S. CONTARDI, *La Casa di Salomone a Firenze. L'Imperiale e Reale Museo di Fisica e Storia Naturale (1775-1801)*, Firenze 2002, *passim* sul Guadagni, e pp. 31 ss. su lord Cowper; dello stesso autore, *The Origins of a Scientific Institution. Felice Fontana and the Birth of the Real Museo di Fisica e di Storia Naturale di Firenze*, in «Nuncius», 21, 2006, 2, pp. 251-263; per la vita musicale, cfr. M. DE ANGELIS, *La felicità in Etruria. Melodramma, impresari, musica, virtuosi. Lo spettacolo nella Firenze dei Lorena*, Firenze 1990, pp. 67-78.

[26] S. CONTARDI, *La Casa di Salomone a Firenze* cit.; sui due Fontana, cfr. almeno le voci a loro dedicate del *Dizionario Biografico degli Italiani*, XLVII, Roma 1997, pp. 663-669 (voce di R.G. MAZZOLINI), e XLIV, 1998, pp. 678-685 (voce di U. BALDINI).

ricerca del continente[27]. Amministrativamente dipendente dall'Imperiale e Reale Corte, capace di attirare migliaia di visitatori ogni anno, il Museo reinserì Firenze nel cuore delle scienze europee nell'età della rivoluzione chimica lavoisieriana e legittimò sul piano del mecenatismo scientifico la continuità tra Medici e Lorena, nonché la ripresa di quella tradizione galileiana che aveva costituito un pur complesso lascito per le *élites* colte del paese. Era, questo, un altro tributo all'eudemonismo illuministico di Pietro Leopoldo, che piace ricordare nelle parole della splendida relazione che Herder gli dedicò nel 1789, in prossimità dell'ascesa sul trono imperiale: un monarca pacifico, in tutto contrario al militarismo accentratore del fratello, aperto alle nuove prospettive del costituzionalismo, lettore onnivoro e instancabile «[der] die besten Schriften der aufgeklärten Nationen Europa's kennt und sein System daraus gebildet hat»[28].

[27] R. PASTA, *Scienza, politica e rivoluzione. L'opera di Giovanni Fabbroni (1752-1822) intellettuale e funzionario al servizio dei Lorena*, Firenze 1989, pp. 47-146; cfr. anche F. ABBRI, *Giovanni Fabbroni, Adam Jerzy Czartoryski e l'Università di Vilnius nel primo Ottocento*, in F. ABBRI, *Un dialogo dimenticato. Mondo nordico e cultura toscana nel Settecento*, Milano 2007, pp. 87-108.

[28] Citata in A. WANDRUSZKA, *Leopold II.*, cit., II, pp. 196-197.

Una palestra di arti cavalleresche e di politica

Presenze austro-tedesche all'Accademia Reale di Torino nel Settecento

di *Paola Bianchi*

1. *Il «Kavalierstour» e l'educazione nobiliare alle corti straniere*

Il tema del viaggio di formazione ha dato origine a una vastissima letteratura, che si è mostrata tuttavia raramente interessata ai rapporti politici, dinastici e familiari che stavano a monte della pratica del *grand tour*. Quasi che tale pratica, divenuta ormai nel Settecento una moda per alcuni gruppi delle *élites* europee, si fosse costruita unicamente come effetto di modelli culturali. Dietro il viaggio di formazione non stavano, in realtà, solo le trasformazioni dei piani di studio dei collegi nobiliari, quelli che la storiografia dedicata alla storia dell'istruzione ci ha ampiamente descritto e commentato; più che per i contenuti di un programma scolastico, l'aristocrazia del vecchio continente era spinta a investire denaro, tempo ed energie in lunghi itinerari contando su relazioni sociali e politiche vantaggiose.

Una precisazione: in questo contributo farò riferimento a gruppi dell'alta aristocrazia che sceglievano di coltivare la propria formazione in un'accademia cavalleresca di preferenza che in un *seminarium nobilium* gestito da un ordine religioso o nelle università riformate dai sovrani dei vari stati territoriali. Lo *status* degli studenti che in antico regime si iscrivevano in queste diverse forme di istituti superiori non era infatti omogeneo, pur trattandosi in tutti i casi di esponenti delle *élites*. È vero che nel Settecento – come la storia dell'Accademia Reale di Torino stessa dimostra – i contatti fra *Ritterakademien*, accademie scientifiche e università avevano finito per creare una forte osmosi; dalle accademie cavalleresche si usciva ormai per seguire lezioni anche in altre sedi. L'internato presso una *Ritterakademie* continuava a garantire, però, possibilità peculiari ed esclusive: lo studente era posto in condizione di accedere ai rituali della corte e di apprendere per esperienza diretta i cerimoniali che si svolgevano nelle stanze della diplomazia. Si trattava, in altri termini, di un'autentica palestra per il futuro ingresso nelle alte sfere della sociabilità aristocratica.

A questi obiettivi aveva mirato, fin dai suoi esordi, l'Accademia Reale di Torino, fondata nel 1678 dalla reggente Maria Giovanna Battista di Savoia Nemours dietro un'idea già maturata sotto il ducato del marito, il duca Carlo Emanuele II[1].

Prima di passare al caso di Torino, non è forse inutile descrivere brevemente la geografia della diffusione delle accademie cavalleresche e la trasformazione degli itinerari seguiti dall'aristocrazia alemanna, come indicavano genericamente le fonti per coloro che provenivano da zone di lingua e cultura tedesca.

È noto come, fra Cinque- e Seicento, le *Ritterakademien* fossero sorte in Francia, negli spazi italiani e in quelli tedeschi[2]. In area italiana città come Treviso, Vicenza, Bologna, Padova erano state assai più precoci di Torino nella creazione di accademie cavalleresche fin dal Cinquecento; ma si era trattato per lo più di esperienze destinate ad avere vita breve e ad attrarre un pubblico di frequentatori (più che di studenti veri e propri) poco numeroso. Nelle accademie cavalleresche italiane cinquecentesche la circolazione dell'aristocrazia oltremontana, stando alle fonti a nostra disposizione, era stata praticamente inesistente, né si era caratterizzata particolarmente nel corso del Seicento, quando a riscuotere un certo successo presso alcuni gruppi dell'*élite* tedesca furono piuttosto i *seminaria nobilium* di città come Parma, Modena, Bologna, Siena[3].

I principali flussi in terra straniera di gentiluomini dell'alta aristocrazia in viaggio di formazione si erano delineati all'inizio del Seicento, in un'epoca in cui le accademie cavalleresche non avevano ancora assistito all'incremento delle discipline e a una maggiore armonizzazione fra

[1] P. BIANCHI, *«Quel fortunato e libero paese». L'Accademia Reale e i primi contatti del giovane Alfieri con il mondo inglese*, in M. CERRUTI - M. CORSI - B. DANNA (edd), *Alfieri e il suo tempo*, Firenze 2003, pp. 89-112, e, della stessa autrice, si vedano inoltre, *La fortuna dell'Accademia Reale di Torino nei percorsi europei del viaggio di formazione*, in R. MAGGIO SERRA - F. MAZZOCCA - C. SISI - C. SPANTIGATI (edd), *Vittorio Alfieri. Aristocratico ribelle (1749-1803)*, Milano 2003, pp. 150-153; *In cerca del moderno. Studenti e viaggiatori inglesi a Torino nel Settecento*, in «Rivista storica italiana», 115, 2003, 3, pp. 1021-1051.

[2] N. CONRADS, *Ritterakademien der frühen Neuzeit. Bildung als Standesprivileg im 16. und 17. Jahrhundert*, Göttingen 1982; J. BOUTIER, *Le Grand Tour des gentilshommes et les académies d'éducation pour la noblesse. France et Italie, XVIe-XVIIIe siècle*, in R. BABEL - W. PARAVICINI (edd), *Beihefte der Francia*, LX: *Grand Tour*, Ostfildern 2005, pp. 237-253.

[3] G.P. BRIZZI, *La formazione della classe dirigente nel Sei-Settecento. I seminaria nobilium nell'Italia centro-settentrionale*, Bologna 1976, e, dello stesso autore, *La pratica del viaggio d'istruzione in Italia nel Sei-Settecento*, in «Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento», 2, 1976, pp. 203-291, in particolare pp. 207-208.

esercizio fisico e studio di materie teoriche. Solo dagli ultimi decenni del XVII secolo le principali *Ritterakademien* avrebbero razionalizzato i propri calendari di lezione, senza peraltro mai prevedere, come invece sarebbe accaduto in altri istituti, forme di selezione attraverso esami o prove di valutazione del merito[4].

A partire da metà Seicento si era peraltro manifestata una tendenza importante per l'evoluzione delle strategie del viaggio di formazione: i principi avevano rafforzato il proprio *patronage* sulle accademie cavalleresche, legandole più saldamente alle corti, alle scuole dei paggi e alle figure più eminenti dei loro cortigiani. Non a caso dal Seicento una certa presenza di alemanni e di sudditi dell'Impero si era segnalata in Francia, dove risulta ben documentata, oltre che a Parigi, all'Accademia di Angers. Con numeri inferiori e in modo transitorio, non mancarono nello stesso periodo presenze tedesche a Padova, presso l'Accademia Delia. I dati conosciuti dai registri degli iscritti sono eloquenti nel caso di Angers, che tra il 1601 e il 1635 accolse, sul totale degli studenti nella propria accademia, ben un 51% di alemanni, cui si aggiungeva un 4% di boemi. Ad Angers gli inglesi erano, all'epoca, solo il 9,5%. Dopo poco più di un secolo le percentuali sarebbero cambiate sensibilmente: gli alemanni e i boemi erano spariti, a fronte di un notevole incremento delle presenze inglesi, che sfiorarono il 57% dal 1755 al 1790[5]. Nel Settecento i britannici (inglesi, ma anche scozzesi e irlandesi) avrebbero incrementato il loro numero in istituti già collaudati (soprattutto in Francia), ma anche in accademie di recente creazione (come l'Accademia Reale di Torino), mentre i tedeschi avrebbero, piuttosto, riorientato i propri percorsi.

Stando alla letteratura di viaggio prodotta dal *grand tour*, Parigi aveva mantenuto per tutto il Seicento la palma di meta più ambita, per le ricche possibilità di socializzazione che offriva la grande capitale, dove l'inaugurazione dell'Accademia di Pluvinel (1594) aveva avviato una serie di iniziative destinate a una duratura fortuna.

Il fenomeno del trasferimento all'estero degli alemanni è di per sé interessante per il fatto che l'area tedesca aveva assistito, fra Cinque- e Seicento, alla nascita di un discreto numero di *Ritterakademien*. Un antecedente significativo era stato rappresentato dal collegio fondato a Tubinga nel

[4] Alle arti cavalleresche si aggiunsero in genere, da fine Seicento, la matematica, l'architettura civile e militare, la storia, la geografia, l'etica, nozioni di diritto civile e l'insegnamento di alcune lingue vive: francese, tedesco e italiano.

[5] J. Boutier, *Le Grand Tour des gentilshommes*, cit., pp. 242-252.

1596 per iniziativa del conte Federico di Württemberg-Mömpelgard, un convitto per nobili che era stato scorporato dalla locale università e affidato alla soprintendenza di un dignitario di corte. Lo stesso modello aveva orientato le scelte di altri signori territoriali. Il langravio Maurizio d'Assia e il re Cristiano IV di Danimarca avevano inaugurato, rispettivamente, il Collegium Adelphicum Mauritianum di Kassel e la Kongelige Adelige Akademie di Sorø. Superata la crisi della guerra dei Trent'anni, la fondazione di istituti analoghi era ripresa nel secondo Seicento. Era nata allora, nel 1687, la *Ritterakademie* di Wolfenbüttel per volontà del duca Anton Ulrich di Braunschweig-Wolfenbüttel, che diventò modello per le accademie di Berlino, Lignitz e Copenhagen[6]. Erano questi gli istituti con cui Torino entrava in concorrenza a partire da fine Seicento.

Dallo scorcio del XVII secolo i gentiluomini dell'aristocrazia tedesca e imperiale furono attratti dall'accademia cavalleresca che era stata creata a Lunéville, in Lorena, dal duca Leopoldo proprio al cadere del secolo, nel 1699. Quest'accademia, accolta in una prima fase alternativamente a Lunéville e a Nancy, fu collocata nel 1725 nella paggeria di Lunéville, sotto la direzione del barone Ulrich von Schack; vi sopravvisse fino al 1736[7]. L'insegnamento del diritto pubblico costituiva un motivo d'interesse per i giovani di provenienza tedesca, a dispetto del prestigio della vicina Università di Pont-à-Mousson, che pure eccelleva in tali materie. In un'accademia come quella di Lunéville i gentiluomini stranieri avevano, infatti, buon gioco a farsi affiancare da istruttori complementari, che assicuravano un'educazione insieme pubblica e privata estremamente duttile e confacente alle singole esigenze dei giovani viaggiatori. A seguito della cessione della Lorena in cambio della corona sul granducato di Toscana (1736), Francesco Stefano nutrì la speranza di trasferire da Lunéville a Firenze lo stesso tipo di committenza; ma l'operazione, che fu effettuata nel 1740 con il trasferimento dell'accademia come parte della struttura della corte lorenese, riuscì assai marginalmente, nonostante Firenze si trovasse lungo uno dei tragitti ormai classici del *grand tour* praticato dagli stessi alemanni. Le ragioni sono state individuate in parte nel tessuto culturale, in parte nell'*humus* sociale. Le resistenze verso il nuovo governo lorenese avevano prodotto una disaffezione verso l'accademia cavalleresca fra l'aristocrazia di Firenze, che non aveva certo contribuito

6 G.P. Brizzi, *Ritterakademien e seminaria nobilium*, in G.P. Brizzi - J. Verger (edd), *Le università dell'Europa. Dal rinnovamento scientifico all'età dei lumi*, Milano 1992, pp. 109-125; P.H. Wilson, *German Armies. German Politics, 1648-1806*, London 1998, *passim*, ma in particolare p. 154.

7 N. Conrads, *Ritterakademien*, cit., pp. 227-230.

a pubblicizzare l'iniziativa e ne aveva anzi frenato lo sviluppo. La nuova accademia lorenese sopravvisse a Firenze fino al 1746, ma ridotta a poco più di un maneggio alla moda, destinato a essere trasferito a Pisa[8]. Nel cuore dell'Impero, grazie alle riforme teresiane, ci si stava intanto attrezzando per attrarre, in senso opposto, nobili italiani verso l'Austria e per offrire agli austriaci nuovi punti di riferimento. Risale proprio al 1746 l'inaugurazione del Collegium Theresianum.

In pieno Settecento la concorrenza di Firenze non spaventava Torino. Né i più collaudati *seminaria nobilium*, che avevano costellato i territori centro-settentrionali degli stati italiani, erano in grado di competere sensibilmente con il definirsi di una corte dal volto militare e diplomatico come quella torinese, tra le cui risorse sul piano internazionale era stata coltivata proprio l'Accademia Reale[9]. Si prenda il caso di Parma, già sede di un importante istituto di formazione superiore gestito dalla Compagnia di Gesù. Nel 1768 le nuove *Costituzioni* per l'università e i collegi del ducato dedicavano particolare attenzione al locale Collegio dei Nobili, che fu da allora sottratto ai gesuiti, affidato ad altri religiosi e unito alla paggeria ducale: un processo di fusione, questo, che all'incirca negli stessi anni era auspicato anche a Torino fra Collegio dei Nobili e Accademia Reale, ma che in Piemonte non si sarebbe mai realizzato. Il riformato Collegio dei Nobili di Parma era accomunato all'Accademia Reale di Torino dal piano di studi e dal ruolo propedeutico assegnato alla partecipazione ai cerimoniali di corte[10]. Le funzioni educative e mondane svolte dal precedente collegio gesuitico di Parma avevano indotto il duca Ferdinando di Borbone a far confluire quest'ultimo nella scuola per i paggi di corte, scuola che a Torino restava invece estranea al convitto retto dai gesuiti, ma unita, già a partire dagli ultimi decenni del Seicento, all'Accademia Reale. Nelle *Costituzioni* parmensi la tipologia del collegio nobiliare

[8] A. CONTINI, *La reggenza lorenese tra Firenze e Vienna. Logiche dinastiche, uomini e governo (1737-1766)*, Firenze 2002. Sul mancato decollo dell'Accademia di Lunéville a Firenze, cfr. J. BOUTIER, *De l'Académie de Lunéville à l'«Accademia dei Nobili» de Florence. Milieux intellectuels et transferts culturels au début de la Régence*, in A. CONTINI - M.G. PARRI (edd), *Il Granducato di Toscana e i Lorena nel secolo XVIII. Tradizioni politiche e culturali della dinastia, ministri, intellettuali e artisti lorenesi*, Firenze 1999, pp. 327-352, in particolare pp. 328-339.

[9] P. BIANCHI, *La corte dei Savoia. Disciplinamento del servizio e delle fedeltà*, in W. BARBERIS (ed), *I Savoia. I secoli d'oro di una dinastia europea*, Torino 2007, pp. 135-174, in particolare pp. 156 ss.

[10] *Costituzione per i nuovi Regi Studi*, Parma 1768, in particolare pp. 55-56. Sulle riforme scolastiche a Parma cfr. L. GHIRINGHELLI, *Idee, società ed istituzioni nel ducato di Parma e Piacenza durante l'età illuministica*, Milano 1988.

d'ispirazione post-tridentina risultava, cioè, armonizzata col modello delle *Ritterakademien*, e il risultato richiamava, se pur non dichiaratamente, l'esempio torinese dell'Accademia Reale, anche se più evidente era stato il calco dei regolamenti universitari torinesi grazie al tramite di Paolo Maria Paciaudi, già allievo a Torino di Bernardo Andrea Lama[11].

2. *Torino nei percorsi del «grand tour»*

I modelli cui ci si era ispirati a Torino a fine Seicento nella fondazione dell'Accademia Reale non erano stati soltanto le paggerie francesi e i *seminaria nobilium* di area padana, ma le accademie sorte sotto il patrocinio delle corti tedesche. Nel corso del Seicento l'area tedesca aveva offerto diversi esempi di strutture architettoniche polifunzionali, fondate sulla contiguità fra spazi amministrativi e spazi rappresentativi. Il contatto forse più evidente era stato quello fra Piemonte e Baviera, due corti legate da rapporti diretti di natura dinastica. Adelaide Enrichetta di Savoia (1636-1676), sorella del duca Carlo Emanuele II, aveva infatti sposato Ferdinando di Baviera, diventando a Monaco grande promotrice di iniziative artistiche e culturali intorno al nuovo nucleo curiale della reggia di Nymphenburg, non priva di richiami alle esperienze di corte torinesi.

Fra Sei- e Settecento non a caso Torino sviluppò un polo – come è stato definito dagli urbanisti – «di comando» articolato e coeso, che comprendeva il Palazzo Reale e, in un *continuum* sapientemente ritmato, segreterie e uffici centrali di Stato, Accademia Reale, teatro, cavallerizza. Ai suoi esordi, l'Accademia Reale non era ancora inserita in un sistema così definito, ma già le tavole del *Theatrum Sabaudiae*, pubblicato ad Amsterdam nel 1682 e presto diffuso fra le corti europee, ne anticipavano lo sviluppo[12].

Scarse le notizie sui primi studenti arrivati in Accademia a fine Seicento. L'istituto torinese accoglieva allora gentiluomini interessati soprattutto alla condivisione dei cerimoniali di corte e non ancora avvezzi alle forme tipiche dell'internato. Una *Notizia* a stampa che annunciava l'apertura dell'Accademia nel 1678 prevedeva esercitazioni fisiche (danza, volteggio,

[11] G. RICUPERATI, *Bernardo Andrea Lama professore e storiografo nel Piemonte di Vittorio Amedeo II*, in «Bollettino storico bibliografico subalpino», 66, 1968, 1, pp. 11-101, e, dello stesso autore, *Le riforme scolastiche negli spazi italiani della seconda metà del Settecento fra progetto e realtà*, in *L'Italia alla vigilia della Rivoluzione francese*, Roma 1990, pp. 210-218.

[12] R. ROCCIA (ed), *Theatrum Sabaudiae. Teatro degli Stati del Duca di Savoia*, 2 voll., Torino 2000.

ma anche equitazione, simulazione di battaglie e attacchi a piazzeforti) già affiancate allo studio della matematica, del disegno, delle lingue italiana e francese (che si parlavano abitualmente a Torino in città e a corte), della geografia, dell'arte dei blasoni, della storia e della cronologia. Era tuttavia possibile comporre ancora con una certa autonomia il proprio corso di studi: si poteva cioè pagare un maggiore o minor numero di maestri nell'istituto facendoli affiancare da governatori o istruttori privati che ci si portava con sé durante il viaggio di formazione. Dopo le riforme a cui fu sottoposta l'Accademia Reale dagli anni Trenta del Settecento, orari, discipline e classi studentesche (i cosiddetti «appartamenti») sarebbero infine stati distinti chiaramente imponendo ai frequentanti regole più stringenti[13].

Un elenco di «accademisti» del 1679[14] ci restituisce il nome di 49 stranieri, compresi i loro governatori, accanto a 18 nomi di nobili sabaudi. Su un totale di 67 persone, comparivano appena un veneziano e due bolognesi, ma un buon nucleo era già costituito da giovani di lingua tedesca, provenienti dalla Boemia, dalla Moravia, dalla Baviera, dal Tirolo, dalla Pomerania, dalla Stiria, dalla Slesia, dall'Austria, dalla Sassonia, dalla Lusazia.

Alcune tracce sparse ricavate dai registri dei cerimoniali di corte segnalano, nell'anno 1688, un viaggio in incognito compiuto da un figlio naturale del re di Danimarca, che, sotto lo pseudonimo di «conte di Goldeleil», fu accolto per alcuni giorni al palazzo ducale e in Accademia Reale. Lo stesso anno, ci informano i registri dei cerimoniali,

«li 2 dicembre ... è giunto in questa Accademia un principe di Neuburg Palatino, condotto dal cavalier Marsì, medico fiorentino, il quale come già pratico della casa dell'Altezza Serenissima del signor principe di Carignano, in occasione che condusse anche in questa città un suo nipote di Baden, ha fatto richiesta alla detta Altezza Sua chiamandoli sua protezione verso questo conte di Vandend, e di volerlo presentare a questi Reali Padroni per farvi riverenza»[15].

[13] Dal 1730 i tre «appartamenti» accolsero rispettivamente: il primo quanti intendevano seguire un'educazione militare-cavalleresca, il secondo quanti si preparavano in materie propedeutiche alla frequenza dei corsi universitari presso il vicino edificio dell'ateneo, il terzo gli allievi più giovani, da addestrare nei rudimenti delle basse scuole. Nel 1759 il secondo e il terzo «appartamento» si adeguarono al modello dell'Accademia austriaca di Wiener-Neustadt. Dal 1769 fu infine consentito agli ospiti del secondo «appartamento» di uscire dall'edificio dell'Accademia per seguire non soltanto le lezioni in università, ma anche quelle nelle Reali Scuole teorico-pratiche d'artiglieria e genio, inaugurate da Carlo Emanuele III nel 1739. Il terzo «appartamento» fu abolito nel 1778.

[14] Archivio di Stato, Torino (d'ora in poi ASTo), *Corte*, Istruzione pubblica, Accademia Militare (già Accademia Reale), *Elenco di accademisti*, mz. 1 non inv.

[15] ASTo, *Corte*, Cerimoniale, Funzioni diverse, mz. 1 non inv.

Il gentiluomo tedesco era giunto a Torino, dunque, sotto l'egida di Emanuele Filiberto Amedeo di Carignano (1628-1709), il colto e raffinato principe sordomuto esponente della linea dei principi del sangue che a fine Seicento era stata in predicato per la successione al trono di Carlo Emanuele II di Savoia. Primo principe del sangue in quanto primogenito di Tomaso Francesco di Carignano (1596-1656), a Emanuele Filiberto Amedeo erano riservate prerogative e preminenze che lo preponevano ai consanguinei e ai maggiori dignitari sabaudi. Quando nel 1688 il principe tedesco arrivò a Torino passando per l'Accademia Reale trovò così tutte le entrature necessarie che l'ultima grande corte parallela a quella dei Savoia regnanti poteva ancora garantire in Piemonte a fine Seicento; nel Settecento la situazione sarebbe cambiata con la presenza di un'unica e ben gerarchizzata corte sovrana, alla quale la vicina Accademia Reale afferiva direttamente essendo ormai anche architettonicamente meglio inserita nel «sistema di comando»[16].

Chiusa dal 1690, l'Accademia Reale riapriva nel 1697, al termine della guerra combattuta contro l'esercito di Luigi XIV. Interrotta nuovamente a partire dal 1703, nel 1712 un manifesto del gran scudiere di corte annunciava la ripresa dell'attività dell'istituto, che di fatto, dal 1697 alla fine della guerra di Successione spagnola, fu dato in appalto a privati, funzionando unicamente e saltuariamente come maneggio a disposizione di pochi frequentatori, fra cui alcuni paggi.

Devo qui aprire una breve parentesi a proposito della paggeria, di cui si hanno notizie alquanto scarse[17]. Alloggiati ed educati a corte a spese del sovrano in un'età compresa fra gli undici e i diciotto anni circa, a Torino ai paggi era stato assegnato fin dal secondo Cinquecento un governatore, al quale si affiancò nel Seicento anche il cappellano del palazzo ducale, sotto la tutela del gran scudiere. In che rapporto era la paggeria con l'Accademia Reale? Sino al 1697 i contatti fra paggeria e

[16] Sui Carignano cfr. I. MASSABÒ RICCI - A. MERLOTTI (edd), *In attesa del duca: reggenza e principi del sangue nella Torino di Maria Giovanna Battista*, in G. ROMANO (ed), *Torino 1675-1699. Strategie e conflitti del Barocco*, Torino 1993, pp. 122-174. Sulla presenza di corti parallele fino al secondo Seicento si vedano P. BIANCHI - L.C. GENTILE (edd), *L'affermarsi della corte sabauda. Dinastie, poteri, élites in Piemonte e Savoia fra tardo Medioevo e prima età moderna*, Torino 2006, *passim*, e A. MERLOTTI, *La corte sabauda fra Cinque e Settecento*, in *La Reggia di Venaria Reale e i Savoia. Arte, magnificenza e storia di una corte europea*, 2 voll., Torino - Londra - Venezia - New York 2007, I, pp. 91-102, in particolare pp. 93-96.

[17] I paggi, a differenza dei valletti, non ricevevano stipendio a corte, né pagavano alcuna retta come gli studenti ammessi in Accademia Reale, ragion per cui erano taciuti dai registri contabili.

Accademia si erano limitati alle sole esercitazioni nel maneggio; i paggi trascorrevano le ore di studio in locali separati, attigui alle stanze abitate dalla casa regnante. La riforma dell'istituto nel 1730 e i successivi lavori edilizi permisero infine di sistemare i paggi nel primo «appartamento» dell'Accademia, nella manica orientale del palazzo. Aumentati di numero nel corso del secolo, ma mai oltre le poche decine, i paggi non erano destinati al solo ingresso nelle truppe, come si sarebbe verificato a partire dall'Ottocento; fra di loro le carriere civili continuavano a essere ambite, e la palestra torinese attirava non soltanto nobili sabaudi, ma anche stranieri. I posti a disposizione restavano tuttavia limitati. Dai dati a mia disposizione risulta che la presenza straniera fosse in particolare di provenienza italiana. In ciò il Piemonte non si distingueva da altre scuole di paggi della Penisola. Il confronto si può cercare, ancora una volta, con la Toscana, dove anche nel periodo d'oro, fra secondo Cinquecento e metà Seicento, i paggi non superarono mai, di anno in anno, le poche decine di unità e dove la provenienza era in gran parte locale o italiana[18]. A Torino ho rintracciato pochi casi di giovani nobili oltremontani che avanzarono la domanda di ingresso nella paggeria; dalla capitale sabauda questo tipo di richieste furono del resto sempre bloccate a favore della nobiltà piemontese o italiana[19].

Tornando all'Accademia, nel primo Settecento essa svolgeva le funzioni di una sorta di lussuoso ed esclusivo «albergo»; non più così nel corso del secolo, a dispetto dei giudizi negativi espressi a posteriori da uno dei suoi allievi, Vittorio Alfieri[20].

All'aprirsi del Settecento sopravviveva il costume del viaggio in incognito. Da una memoria del 1719 si evince, per esempio, che quell'anno i figli primogenito e secondogenito del principe di Sassonia-Gotha presero per qualche tempo casa a Torino recandosi in Accademia Reale per svolgere le esercitazioni cavalleresche. Un trattamento analogo era stato riservato, nel 1718, al figlio del margravio Filippo di Brandeburgo, che «incognitò sotto il nome di conte d'Ucraina, e vi soggiornò [a Torino] 13 mesi per fare gli suoi esercizi all'Accademia»[21]. Nel 1719 alloggiò in Accademia il

[18] I. PROTOPAPA, *La paggeria. Una scuola per la giovane nobiltà*, in S. BERTELLI - R. PASTA (edd), *Vivere a Pitti. Una reggia dai Medici ai Savoia*, Firenze 2003, pp. 27-44.

[19] ASTo, *Corte*, Real Casa, *Registri di lettere della Segreteria degli Esteri a particolari*, mz. 6 e mz. 10.

[20] V. ALFIERI, *Vita*, epoca II, capp. I-VII (1758-1764).

[21] Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt (1700-1771), figlio del margravio Filippo di Brandenburg-Schwedt (1669-1711), un fratello minore del re di Prussia Federico I.

principe ereditario d'Assia Rheinfels[22], che la stessa fonte diceva essere stato autorizzato a recarsi a corte e alla scuderia reale[23]. Per disporre di dati continuativi occorre tuttavia arrivare al 1730, data a partire dalla quale, fino ai primi anni Novanta, furono raccolti regolarmente i registri del tesoriere, che annotava i cognomi (raramente accompagnati dal nome di battesimo) e le quote dovute per la frequenza dei corsi.

3. *Nobili alemanni e sudditi imperiali in Accademia Reale: alcuni casi*

Dal 1730 al 1793 ho contato all'incirca un centinaio di cognomi di radice tedesca fra gli studenti presenti nei tre «appartamenti» dell'Accademia, nomi che non sono purtroppo in grado di identificare complessivamente. Il totale degli iscritti, fra il 1730 e il 1794, risulta di 1.669 (445 nel primo «appartamento», 1.097 nel secondo, 127 nel terzo). Dai registri manca tuttavia l'intera annata 1773, e fra i nomi da essi riportati figurano anche i governatori che accompagnavano diversi gentiluomini in Accademia. Tenuto conto che un 70% degli iscritti era rappresentato da sudditi sabaudi e che il resto era costituto da gruppi di nazionalità anglosassone, italiana, slava e tedesca, si può azzardare una percentuale di poco inferiore al 10% per gli studenti provenienti dagli stati che gravitavano nell'area dell'Impero.

È peraltro difficile distinguere fra le famiglie che erano presenti in più stati territoriali di cultura tedesca, non solo in quelli legati ai dominî asburgici. I registri torinesi, a differenza delle fonti prodotte da altri istituti, non indicano i paesi d'origine degli studenti. Incrociando i nomi studiati da Brizzi nel catalogo dei convittori stranieri dei collegi dei nobili di Parma, Modena, Bologna e Siena[24] ho potuto riconoscere casi di provenienza dai cantoni svizzeri: un signor Goldin de Teffenau e un signor Phiffer, provenienti entrambi da Lucerna, nel secondo «appartamento» dell'Accademia Reale rispettivamente negli anni 1753-1754 e 1770-1771, e un barone Ignazio di Beroldingen da Thurgau, pure nel secondo «appartamento» nel biennio 1762-1763.

Dato interessante è che in questi casi la presenza a Torino interrompeva tradizioni familiari che avevano portato le generazioni precedenti a prediligere i collegi gesuitici dell'Italia centro-settentrionale. Diversi

[22] Josef (1705-1749), figlio primogenito di Ernst Leopold d'Assia Rheinfels (1684-1749).

[23] ASTo, *Corte*, Cerimoniale, Funzioni diverse, mz. 1 d'add., n. 8.

[24] G.P. Brizzi, *La pratica del viaggio d'istruzione*, cit.

de Teffenau erano stati a Parma da fine Seicento agli anni Quaranta del Settecento; così i Phiffer fino al 1750 e i Beroldingen fino al 1720. Cambiando le scelte dei predecessori, che avevano privilegiato Parma e Siena, negli anni Quaranta giunsero a Torino, nei tre «appartamenti» dell'Accademia, anche alcuni svedesi appartenenti alle famiglie dei baroni d'Ulm, dei baroni Steins e dei baroni Ungelter[25]. Un discorso analogo si può fare per famiglie della Stiria, della Carinzia, di Vienna, della Boemia. I conti Attems o Atthembs, attestati in Stiria e in Carinzia, da fine Seicento si erano rivolti ai collegi di Siena, Parma e Bologna, quindi avevano inviato a Torino nel 1748, nel primo «appartamento» dell'Accademia, per un solo anno d'iscrizione, un loro giovane rampollo; negli anni Settanta sarebbero tornati episodicamente a frequentare il collegio di Modena. I Mayer, viennesi, erano stati frequentatori, a fine Seicento, del collegio senese; inviarono un barone a Torino, nel primo «appartamento», nel biennio 1767-1768. I Salm, anch'essi provenienti da Vienna, e anch'essi rappresentati nel primo «appartamento» dell'Accademia torinese nell'anno 1781 da un loro giovane esponente che portava il titolo di principe ed era accompagnato da un governatore, avevano rivolto le loro preferenze, sempre a fine Seicento, a Parma. Così avevano fatto i Kaiserstein, famiglia che risiedeva a Vienna e in Boemia, che però già nei primi anni di apertura dell'Accademia Reale di Torino aveva annoverato uno studente in Piemonte[26]; due cavalieri Kaiserstein, Enrico e Antonio, presumibilmente fratelli, alloggiarono poi per tre anni, dal 1748 al 1751, nel secondo «appartamento».

Altro elemento di cui tener conto è la continuità delle presenze tedesche: registrate nei diversi «appartamenti» dell'Accademia (a differenza di altri gruppi nazionali stranieri, in particolare gli anglosassoni, che puntavano ai soli corsi del primo «appartamento» o al più, ma assai sporadicamente, a quelli del secondo), più numerose negli anni Quaranta (non a caso gli anni dell'intervento sabaudo a fianco dell'Impero nella guerra di Successione austriaca), ma in genere distribuite uniformemente nei decenni fra gli anni Trenta e Ottanta. Segno di una consuetudine precoce, destinata a rimanere stabile nell'arco di circa un secolo dall'affermazione di Torino come corte di rilievo militare e diplomatico.

Tramiti importanti nell'alimentare da fine Seicento l'arrivo in Piemonte dei gentiluomini tedeschi erano l'affluenza costante di truppe alemanne –

[25] *Ibidem.*

[26] ASTo, *Corte*, Istruzione pubblica, Accademia Militare, *Elenco di accademisti*, mz. 1 non inv.

nuclei professionali divenuti, proprio nell'arco del secolo che ci interessa, un elemento indispensabile all'interno dell'esercito sabaudo[27] –, l'intensificarsi nel corso dello stesso secolo dei contatti diplomatici fra Torino e Vienna e il permanere di forti legami parentali non solo fra le corti, ma anche fra le famiglie dell'alta aristocrazia[28].

Facevo cenno sopra al nome di casati provenienti dal cuore dell'Impero asburgico: dalla cosiddetta vecchia Austria e dalla Boemia. Queste erano certamente aree ben rappresentate in Accademia Reale grazie anche al fatto che importanti comandanti militari originari di quelle regioni, scesi in campo con le truppe dei Savoia, coltivarono contatti non solo episodici con il Piemonte. Fu il caso del principe boemo Johann Georg Christian Lobkowicz, governatore di Milano e capo delle truppe austriache nel Nord Italia durante la guerra di Successione austriaca, dal 1743 al 1745. I suoi due figli cadetti, Philip Joseph (1732-1760) e Leopold (1734-1759), alloggiarono prima nel terzo (dal 1743 al 1746 Philip e dal 1745 al 1746 Leopold) poi nel secondo «appartamento» dell'istituto torinese (entrambi dal 1747 al 1749); Leopold, partecipando in qualità di «accademista» alla vita studentesca dell'ateneo di Torino, fu anche fra gli elettori del rettore, per la Facoltà delle Arti, negli anni 1748 e 1749[29]. Ufficiale impegnato nelle delicate operazioni militari che si svolsero nel Parmigiano e nel Piacentino, Johann Georg Christian Lobkowicz non ebbe timore a inviare i figli in una città alleata, ma ancora sottoposta a possibili attacchi, evidentemente spinto dalla fama dell'Accademia. I due giovani, che erano stati accolti precocemente, rispetto all'età media degli studenti, nel secondo «appartamento» dell'Accademia, avrebbero seguito le orme paterne e sarebbero caduti combattendo contro i prussiani durante la guerra dei Sette anni. Loro *patron* a Torino era stato niente meno che il potente ministro Carlo Francesco Vincenzo Ferrero d'Ormea, che aveva accolto il piccolo Philip Joseph al suo ingresso in Accademia garantendogli l'amicizia e l'appoggio

[27] P. BIANCHI, *Onore e mestiere. Le riforme militari nel Piemonte del Settecento*, Torino 2002, *passim*, in particolare pp. 100-107.

[28] A. MERLOTTI, *I Savoia: una dinastia europea in Italia*, in W. BARBERIS (ed), *I Savoia*, cit., pp. 87-133, in particolare pp. 89-95; P. BIANCHI, *Eugenio di Savoia e l'internazionale aristocratica delle armi. Alcune riflessioni sui piemontesi al servizio dell'Impero. Sec. XVII-XVIII*, in I. NICOLIS - E. PRANDI (edd), *Storia e luoghi di una battaglia. Luzzara e Riva di Suzzara. 15 agosto 1702*, Suzzara (Mantova) 2004, pp. 19-33.

[29] ASTo, *Camerale*, *Acta Regii Archigymnasii Taurinensis*, 3 voll. (1720-1785), in particolare vol. II, pp. 199, 210. Sul ruolo del rettore nell'ateneo torinese cfr. P. BIANCHI, *Fra università e carriere pubbliche. Strategie nella nomina dei rettori dell'ateneo torinese (1721-1782)*, in «Annali della Fondazione Luigi Einaudi», 29, 1995, pp. 287-389.

di un suo giovanissimo nipote che stava frequentando lo stesso istituto[30]. I contatti dei Lobkowicz con Torino e il Piemonte non si interruppero dopo il rientro in patria dei due figli del principe Johann Georg Christian; un nipote di quest'ultimo, Ferdinand (1724-1784), si unì infatti in matrimonio nel 1769 con Gabriella di Savoia Carignano.

Altro caso di una potente famiglia austriaca che stabilì contatti con Torino per via militare e diplomatica fu quello dei Khevenhüller. Nei tre fratelli Joseph, Karl ed Emanuel che si trattennero nel secondo «appartamento» dal 1764 al 1765 credo di poter individuare con buona probabilità tre dei figli del conte Sigismund Friedrich Khevenhüller Metsch, giunto a Torino come plenipotenziario dietro raccomandazione personale dell'imperatore Francesco Stefano di Lorena[31]. Niente di più facile che un inviato scegliesse una delle sedi della propria attività diplomatica per contribuire alla formazione dei propri rampolli; ma i giovani si spingevano nella capitale sabauda anche privi di questo appoggio paterno.

Un langravio appartenente alla dinastia dei Fürstenberg e un principe dello stesso casato, su cui non ho purtroppo elementi per l'identificazione, furono nel primo «appartamento» dell'Accademia rispettivamente nel biennio 1747-1748 e nell'anno 1774, in questo secondo caso insieme con un compagno di viaggio. Anche i Fürstenberg erano stati fra quelle famiglie che a fine Seicento avevano frequentato il collegio gesuitico di Parma e che nel Settecento avevano orientato altrove la scelta dei propri luoghi di formazione. Famiglia sveva originaria della Germania meridionale, la dinastia dei Fürstenberg era una delle migliori espressioni di quella «flessibilità dell'esistenza politica» delle grandi stirpi nobiliari tedesche che nell'«ordinamento europeo» aveva preceduto la nascita dello Stato nazionale[32]: una tipologia nobiliare alquanto differente da quella delle famiglie ministeriali e militari che giungevano in Piemonte da Vienna.

[30] Cfr. ASTo, *Corte*, Negoziazioni, Austria, mz. 16, n. 5, Lettera del marchese d'Ormea al principe Lobkowicz, 20 novembre 1743. Sul ministro Ormea e il contesto in cui operò cfr. A. Merlotti (ed), *Nobiltà e Stato in Piemonte. I Ferrero d'Ormea*, Torino 2003. Il nipote di Ormea era Giuseppe Lascaris di Castellar (1729-1793), figlio di una sorella della moglie e di Giulio Cesare Lascaris di Castellar, già ambasciatore in Francia e Spagna; diventò inviato presso il re d'Inghilterra (1752), ministro nelle Province Unite (1754), inviato straordinario a Napoli (1762), ministro di Stato e primo segretario nella Segreteria degli Esteri (1770-1773).

[31] ASTo, *Corte*, Lettere diverse Real Casa, Lettere principi forestieri, mz. 7, Lettera dell'imperatore, Vienna, 15 novembre 1762.

[32] Cfr. H. Schilling, *Corti e alleanze. La Germania dal 1648 al 1763*, Bologna 1999 (ed. orig. *Höfe und Allianzen. Deutschland: 1648-1763*, Berlin 1989), pp. 229-232.

Fra le aree di provenienza degli iscritti all'istituto torinese va annoverata anche l'Ungheria. Un conte Esterházy, al quale non mi è riuscito di dare un nome di battesimo scorrendo la complessa e ramificata genealogia della stirpe di rango comitale e principesco, alloggiò nel secondo «appartamento» negli anni 1745-1746. Anche gli Esterházy erano stati fra quanti, allo scorcio del Seicento, avevano frequentato di preferenza il collegio gesuitico di Parma[33]. I carteggi della Segreteria degli Esteri sabauda documentano i ringraziamenti per la gradita accoglienza che fu riservata a Torino nel 1753 alla coppia del principe e della principessa Esterházy, della linea principale della famiglia[34]: elemento che fa pensare, ancora una volta, a un contatto stabilito con il Piemonte non solo individualmente né sporadicamente[35]. Altro nobile d'origine ungherese presente nel secondo «appartamento» sempre negli anni Quaranta, dal 1746 al 1748, fu un non altrimenti specificato conte Pálffy; erano gli anni in cui il conte Leopold Pálffy (m. 1773), futuro feldmaresciallo austriaco (1760), era a capo di uno dei reggimenti di fanteria impiegati sui campi italiani[36]. Ancora un casato di salda fama militare che colse le opportunità di formazione e sociabilità offerte dall'ambiente torinese, stringendo fra l'altro legami parentali con un'importante famiglia astigiana, i Malabaila. Marianna Pálffy von Erdöd (1716-1773), unica figlia del conte Johann, maresciallo di Carlo VI, e di Anna Eleonora Esterházy von Galántha, aveva sposato a Vienna, nel 1739, il conte Luigi Gerolamo Malabaila di Canale, ministro sabaudo in Austria, cui portò in dote un ingente patrimonio che si dispiegava dalla Boemia all'Ungheria[37].

I tramiti matrimoniali e diplomatici andavano ben al di là dei rispettivi ambiti di provenienza nazionali: davvero il *Kavalierstour* era lo specchio di un'internazionale aristocratica ramificata e intrecciata. Lo mostra bene

[33] Cfr. G.P. Brizzi, *La pratica del viaggio d'istruzione*, cit.

[34] ASTo, *Corte*, Lettere diverse, Milano, mz. 12, Lettera del conte Pallavicini al segretario Ossorio, Milano, 28 febbraio 1753; Lettere ministri, mz. 234, Lettera da Torino di Ossorio all'inviato sabaudo a Roma conte di Rivera, Torino, 21 febbraio 1753, dove si dichiara che la coppia lasciò Torino il 22 febbraio.

[35] Dettaglio non secondario è che gli Esterházy von Galántha, la stessa famiglia dei noti protettori di Haydn, si imparentarono con i vercellesi Tizzoni di Desana.

[36] Sulle operazioni compiute allora dal conte Leopold Pálffy cfr. ASTo, *Corte*, Lettere ministri, Austria, mz. 75, Lettera del ministro sabaudo a Vienna Malabaila di Canale, Vienna, 5 ottobre 1748.

[37] Cfr. R. Maggio Serra - F. Mazzocca - C. Sisi - C. Spantigati (edd), *Vittorio Alfieri. Aristocratico ribelle*, cit., p. 193.

l'esperienza del principe Francesco Ruspoli (1752-1829), che con un compagno di viaggio, il conte Galeppi, entrò a Torino nel primo «appartamento» nel 1770 trattenendovisi per alcuni mesi fino all'inizio del 1771. Dalle carte dell'archivio familiare si ricostruiscono i rapporti che i Ruspoli strinsero in pochi anni con due dei casati citati sopra, presenti in Accademia Reale: i Khevenhüller e i Pálffy[38]. Centrale, nel cementare questi legami, sarebbe stato il matrimonio di Francesco Ruspoli, nel 1783, con la contessa Leopoldina di Khevenhüller Metsch (1767-1845), figlia di Sigismund Friedrich, già plenipotenziario a Torino. Come i Lobkowicz avevano beneficiato a Torino, negli anni Quaranta, dell'appoggio del grande ministro degli Esteri marchese d'Ormea così Francesco Ruspoli trovò nell'importante segretario di Stato alla Guerra Giambattista Bogino un influente *patron*[39]. A mediare con la corte torinese, da Roma, era stato il cardinal Zelada, che raccolse dettagliate informazioni sulla condotta del giovane fino a quel «piccolo incidente» che indusse il padre, il principe Alessandro Ruspoli, a ritirarlo dall'Accademia[40]. Tappa successiva nella formazione di Francesco Ruspoli sarebbe stato il Collegio teresiano di Vienna, dove il giovane fu accolto dal nunzio pontificio monsignor Visconti[41]. Gli effetti della sapiente mobilitazione allargata delle conoscenze dirette e indirette della famiglia si videro nella carriera del giovane Francesco, che a Vienna ebbe subito accesso a corte. Già principe di Cerveteri, marchese di Riano, conte di Vignanello, fu riconosciuto dal 1779 patrizio romano coscritto, quindi nobile di Viterbo e nobile di Orvieto. Divenuto ciambellano imperiale e cavaliere dell'Ordine del Toson d'oro, fu nominato ambasciatore austriaco a Napoli (1790-1792), consigliere intimo di Francesco II d'Austria (1801), infine commendatore dell'Ordine di Leopoldo II dal 1819.

[38] Archivio di Stato Vaticano, *Archivio Ruspoli Marescotti*, inv. 722, s.v. *Francesco Ruspoli*. Fra i parenti di Francesco Ruspoli allora presenti a Vienna risultano i nomi del cognato Karl Khevenhüller (già allievo dell'Accademia Reale a Torino) e del conte Carlo Pálffy.

[39] Su Bogino si veda quanto scrive Giuseppe Ricuperati in P. Merlin - C. Rosso - G. Symcox - G. Ricuperati, *Il Piemonte sabaudo. Stato e territori in età moderna*, Torino 1994, *passim*, ripubblicato in versione aggiornata in G. Ricuperati, *Lo Stato sabaudo nel Settecento. Dal trionfo delle burocrazie alla crisi d'antico regime*, Torino 2001.

[40] ASTo, *Corte*, Lettere ministri, Roma, mz. 264, in particolare il Registro di lettere segrete di Carlo Emanuele III e del conte Bogino a monsignor Zelada e ad altri. Sui difficili rapporti che ancora per anni caratterizzarono il dialogo tra padre e figlio cfr. Archivio di Stato Vaticano, *Archivio Ruspoli Morescotti*, Minute di lettere (1777-1789), t. 709, fasc. 42.

[41] Cfr. Archivio di Stato Vaticano, *Archivio Ruspoli Morescotti*, Lettera di Alessandro Ruspoli a monsignor Visconti in copia, t. 709, s.d. (ma 1771).

Tornando all'Accademia Reale, vorrei chiudere dedicando ancora qualche riflessione alla presenza di alcuni principi del casato d'Assia-Rheinfels-Rothenburg. Il loro arrivo in Piemonte non aveva dovuto ricorrere a complicate mediazioni aristocratiche, ma era stato garantito dal rapporto diretto, per via dinastica, con la corte di Torino. Già nel 1719, come si è visto, il figlio primogenito di Ernst Leopold, Josef, era stato fra gli aristocratici tedeschi che, viaggiando in incognito, avevano ricevuto ospitalità a Palazzo Reale e nelle principali residenze sabaude potendo usare l'Accademia per le esercitazioni cavalleresche. Dopo la riforma del 1730, l'istituto torinese assicurò un trattamento di favore al fratello di Josef, Konstantin (1716-1778), che studiò a Torino sotto la guida di un governatore, Felice Cordero di Pamparato, dal 1733 al 1736, usufruendo di una pensione personale elargita dal sovrano sabaudo[42]. Fra l'arrivo di Josef e quello di Kostantin erano state celebrate, nel 1724, le nozze del principe ereditario Carlo Emanuele di Savoia con Polissena d'Assia (1706-1735), loro sorella. Scomparsa in giovane età la regina di sangue tedesco, gli Assia, grazie al ruolo rivestito da Kostantin (per il quale in Piemonte era stato mantenuto fra 1735 e 1740 uno «stato», e cioè una sorta di sotto-corte, composto da cinque persone pagate dal re di Sardegna[43]), continuarono a coltivare i contatti con Torino. Unitosi in matrimonio con la principessa Maria Eva di Starhemberg[44], Konstantin pagò al tesoriere dell'Accademia Reale parte delle rette per l'alloggio, nel primo «appartamento», di due dei suoi figli: il primogenito Karl Emanuel (1746-1812), futuro ufficiale nelle truppe imperiali, e l'ultimogenito Ernst (1758-1784), che sarebbe divenuto ufficiale dell'esercito russo. I due fratelli si trattennero in Accademia rispettivamente negli anni 1760-1763 e 1774-1775, ancora aiutati da pensioni graziosamente elargite prima da Carlo Emanuele III poi da Vittorio Amedeo III[45]. Il destino di Ernst, il meno fortunato dei figli di Konstantin, si sarebbe concluso in Crimea, combattendo come volontario contro le popolazioni caucasiche ribelli; è interessante che l'inviato sabaudo in Russia a metà anni Ottanta, Alessio

[42] ASTo, *Corte*, Lettere diverse Real Casa, Lettere principi forestieri, Assia-Rheinfels o Rothenburg, mz. 12.

[43] ASTo, *Casa di Sua Maestà*, Bilanci.

[44] Discendenti dal margravio di Stiria, gli Starhemberg erano alleati di alcune fra le principali famiglie sovrane negli stati territoriali tedeschi. Dal 1719 sedevano e avevano voce nella Dieta imperiale nei banchi dei conti di Franconia.

[45] Cfr. ASTo, *Corte*, Lettere diverse Real Casa, Lettere principi forestieri, Assia-Rheinfels o Rothenburg, mz. 14, Lettera di Konstantin a Carlo Emanuele III, Francoforte, 27 febbraio 1761.

San Martino Provana di Parella, tracciasse il necrologio del principe d'Assia ricordando, fra i momenti più decisivi della sua breve esistenza, proprio il soggiorno in Accademia Reale[46].

4. *Riflessioni conclusive*

La vicenda degli Assia attraversò la storia dell'Accademia Reale prima della crisi dell'antico regime e della trasformazione ottocentesca dell'istituto in scuola di specializzazione militare a reclutamento prettamente nazionale[47]. La famiglia riuscì a contare su un rapporto privilegiato con la corte sabauda rafforzato dal legame matrimoniale della principessa Polissena con Carlo Emanuele III, che non si esaurì dopo la sua morte. Le pensioni che per alcuni decenni i Savoia garantirono per l'educazione del principe Konstantin e dei suoi figli ne sono prova eloquente. In questa prospettiva, l'Accademia costituì per gli Assia una sede davvero complementare a quella del Palazzo Reale di Torino; ma negli anni della frequenza di Karl Emanuel e di Ernst l'istituto torinese era ormai didatticamente strutturato e inserito in forme di sociabilità esterne (salotti, accademie scientifiche, l'ateneo, le scuole militari d'artiglieria e genio) che inevitabilmente avevano cambiato l'approccio tardo-secentesco ai semplici corsi di cavallerizza e arti cavalleresche. Le corti, luogo di conservazione dei rituali dinastici, si erano aperte cioè anche a scelte educative aggiornate coi tempi, via via più rigorose dal punto di vista scientifico e disciplinare, mentre l'alta aristocrazia, pur non abbandonando la consuetudine di avere istruttori e compagni di viaggio personali, sentiva sempre più la spinta verso centri di formazione anche lontani dalle proprie terre d'origine, ma vantaggiosi in quanto utili palestre di politica e di relazioni internazionali.

Gli ambienti curiali, e in particolare quello torinese da fine Seicento a tutto il Settecento, rappresentavano, in questo senso, un importante terreno di comunicazione con le dinamiche amministrative dello Stato.

[46] ASTo, *Corte*, Lettere ministri, Russia, mz. 1, Lettera al ministro Perrone, San Pietroburgo, 10 dicembre 1784.

[47] Sottoposta a ripetute modifiche nel corso del regno carloalbertino, nel 1860, in seguito all'istituzione della Scuola di fanteria di Ivrea e della Scuola di cavalleria di Pinerolo, l'Accademia di Torino sarebbe stata destinata alla preparazione dei soli ufficiali d'artiglieria e genio, continuando a licenziare, a livello italiano, un'*élite* militare di prim'ordine sino almeno alle campagne della Prima guerra mondiale. F.L. ROGIER, *La Reale Accademia Militare di Torino. Note storiche (1816-1870)*, 2 voll., Torino 1916; G. CAFORIO - P. DEL NEGRO (edd), *Ufficiali e società. Interpretazioni e modelli*, Milano 1988.

Fra gli esempi di studenti alemanni citati sopra alcuni erano arrivati in Accademia Reale non solo per tramiti familiari, ma in conseguenza di situazioni politico-militari o grazie a figure chiave negli uffici ministeriali. Le operazioni belliche in cui fu coinvolto lo Stato sabaudo e la crescita del suo peso in campo diplomatico furono, nel pieno Settecento, elementi decisivi per alimentare la popolazione studentesca dell'Accademia Reale, parallelamente al sopravvivere di consolidate reti di relazione aristocratiche. L'Accademia torinese si trovava poi geograficamente non troppo lontana dall'Impero né troppo decentrata rispetto alle tappe del viaggio in Italia, divenute classiche anche per l'aristocrazia tedesca.

Torino, da centro di preparazione cavalleresca in senso barocco, era diventata nel XVIII secolo meta ambita per un addestramento politico in senso moderno. Lo fu certamente per un gruppo nazionale assiduo in Piemonte quale quello anglosassone[48], ma anche, come mi pare di poter evincere dai casi elencati sopra, per gruppi cetuali culturalmente assai più articolati al loro interno quali quelli originari dei territori a vario titolo legati all'Impero.

Certo, per seguire i percorsi individuali e familiari e le carriere prima e dopo il soggiorno in Accademia Reale occorrerebbe poter disporre di una campionatura più ampia e di dati incrociati con i fondi conservati negli archivi austriaci e tedeschi. Viste nell'insieme e nella durata di un secolo le trasformazioni del viaggio d'istruzione sono tuttavia evidenti. Un prisma come quello dell'Accademia torinese, ancorata al passato, gelosa dei privilegi garantiti ai propri frequentatori, ma anche duttile verso esperienze di sociabilità in rapida crescita, risulta quanto mai indicativo per mettere a fuoco tali mutamenti. Il fenomeno del *grand tour*, e nello specifico del *Kavalierstour*, restava fortemente connotato dal cosmopolitismo delle aristocrazie d'antico regime, ma nel corso del Settecento erano emersi anche segni peculiari di differenziazione culturale[49]. In queste complesse alchimie le corti avevano rappresentato un fertile terreno d'incontro e di scambio.

In sostanza, e per concludere, credo che l'analisi in chiave prosopografica dell'affluenza, nel medio-lungo periodo, in un istituto d'origine curiale

[48] P. BIANCHI, *In cerca del moderno*, cit.

[49] H.V. BOWEN, *War and British Society. 1688-1915*, Cambridge 1998; B. DOLAN, *Exploring European Frontiers. British Travellers in the Age of the Enlightenment*, London - New York 2000; K. TURNER, *British Travel Writers in Europe 1750-1800. Authorship, Gender and National Identity*, Oxford 2001; S. CONWAY, *War and National Identity in the Mid-Eighteenth Century British Isles*, in «The English historical review», 116, 2001, 468, pp. 863-893.

e d'antica impronta cavalleresca quale quello torinese possa da un lato arricchire lo studio dei cambiamenti negli orizzonti culturali delle *élites* europee, dall'altro lato, in relazione alla storia dei dominî asburgici, possa offrire spunti per cogliere continuità e rotture in quella che è stata definita una complessa «doppia formazione dello Stato». Le diverse strategie e talvolta le contraddizioni emerse fra le aristocrazie di aree territoriali che furono sottoposte, nel corso dei secoli, a spartizioni e separazioni frequenti all'interno dei confini del Sacro Romano Impero aiutano certamente, più che l'indagine lineare dello sviluppo della burocrazia moderna, a percepire il passaggio da «un'unione monarchica di stati cetuali allo stato unitario confederato»[50].

[50] H. SCHILLING, *Corti e alleanze*, cit., pp. 363 ss., 390 ss.

Italienische Militärs im Dienste des Hauses Habsburg im 17. Jahrhundert

Die Integration ins Habsburgische Staatswesen

von *Robert Rebitsch*

Betrachtet man die neue Literatur zu den Strukturen am Hof, so ist viel die Rede von den Repräsentanten der einzelnen Hofämter, den sogenannten Ministern, dem einflussreichen Amt des Obersthofmeisters am Kaiserhof in Wien, von den Vertretern, den Doyens der mächtigen Adelsfamilien, auch natürlich von den Beichtvätern, den Geistlichen, den Ärzten, Gelehrten und Künstlern, die sich am Hof befanden, sowie von den einfachen Personen und Höflingen, die in der unmittelbaren Umgebung des Königs oder Kaisers ihren Dienst versahen, wie auch von den Mätressen, die in Frankreich wesentlich mehr Aufsehen erregten als in Österreich[1]. Diese Personen standen im Zentrum der Macht, damit ebenfalls im Zentrum der Kommunikation. Das musste allerdings nicht zwangsweise heißen, dass sie auch einflussreich waren und die Politik – in

[1] Zu den Funktionen, Strukturen und zur familiendynastischen Politik an den Höfen von Wien und Versailles vgl. z.B. J. DUINDAM, *Vienna und Versailles. The Courts of Europe's Dynastic Rivals, 1550-1780* (New Studies in European History), Cambridge 2003, hier vor allem S. 223-259. Vgl. dazu auch die ausführliche, mit ergänzenden Anregungen versehene Besprechung von G. KLINGENSTEIN, *Zwei Höfe im Vergleich: Wien und Versailles*, in «Francia», 32, 2005, 2, S. 169-179; weiter zu den Habsburgischen Höfen in der Frühen Neuzeit: V. PRESS, *The Habsburg Court as Center of the Imperial Government*, in «Journal of Modern History», 58 supplement, 1986, S. 23-45; DERS., *The Imperial Court of the Habsburgs: from Maximilian I to Ferdinand III, 1493-1657*, in R.G. ASCH (Hrsg.), *Princes, Patronage and the Nobility. The Court at the Beginning of the Modern Age c. 1450-1650* (Studies of the German Historical Institute London), Oxford 1991, S. 289-312 und einen sehr guten Überblick vermittelt weiter J. DUINDAM, *The Archduchy of Austria and the Kingdoms of Bohemia and Hungary. The Court of the Austrian Habsburgs c. 1500-1750*, in J. ADAMSON (Hrsg.), *The Princely Courts of Europe. Ritual, Politics and Culture under the Ancien Régime 1500-1750*, London 1999, S. 165-187; speziell zum Hof Ferdinands III. und zu den Kommunikationsprozessen ebendort vgl. M.S. HENGERER, *Der Hof Ferdinands III. im Spiegel der zeitgenössischen Gesandtenberichte,* ungedruckte Hausarbeit zur Erlangung des Magistergrades, Münster 1996, sowie DERS., *Kaiserhof und Adel in der Mitte des 17. Jahrhunderts. Eine Mikrogeschichte der Macht in der Vormoderne*, Konstanz 2004.

welcher Weise auch immer – beeinflussen konnten. Entscheidend für die eigene Machtpolitik der Adelsfamilien im Hofstaat, für die Möglichkeit auf die kaiserliche Willensbildung einwirken zu können, war aber ohne Zweifel die Intensität des Kontakts zum Kaiser oder überhaupt die Möglichkeit mit dem Kaiser in Kontakt treten zu können. Die Kommunikation zum Reichsoberhaupt, so hat die moderne Forschung herausgearbeitet[2], lief einerseits eben über diesen persönlichen Kontakt zum Kaiser, wobei eine höhere Stellung in der Hofgesellschaft oder die entsprechende Funktion in der Hofbürokratie bei offiziellen Beratungen natürlich die größeren Kommunikationschancen mit sich brachten. Hier gab es strikt festgelegte Zugangsregeln zu den kaiserlichen Gemächern. Andererseits wurde die Kommunikation zum Kaiser über Kontakte zu jenen Personen aufrechterhalten, gesucht oder hergestellt, die dem Reichsoberhaupt nahe standen, die im Establishment des Hofstaates vertreten waren.

Nun hatte die hohe Generalität der kaiserlichen Armada freilich Zugang zu den wichtigsten kaiserlichen Gemächern, nur eben mit dem Nachteil, dass sie selten am Hof war. Das hatte freilich auf die persönlichen Präferenzen der Aristokratie im Allgemeinen Auswirkungen. Volker Press hat für den Adel des 17. Jahrhundert daher mit Recht konstatiert: «Proximity to the court proved to be more important than military service»[3]. Obgleich die Generäle privilegierte Zugangsrechte in die kaiserlichen Stuben besaßen und auch bei Beratungen für wichtige politische wie militärstrategische Entscheidungen hinzugezogen wurden, mussten sie sich dennoch entweder um gute Kontakte zu Funktionsträgern des Hofstaates bemühen oder selbst eine hohe Funktion am Hof, wie jener des Hofkriegsratspräsidenten, anstreben.

Italien, Italiener und Italienerinnen spielten für das Kaiserhaus eine enorm wichtige Rolle. Neben den im 17. Jahrhundert immer noch vorhandenen und gerade zu dieser Zeit geltend gemachten reichsrechtlichen Bindungen[4]

[2] Dazu vgl. den instruktiven Aufsatz von M. HENGERER, *Adelsintegration und Bestattung*, in «Mitteilungen der Residenzen-Kommission der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen», 10, 2000, S. 21-35, vor allem S. 23 ff.

[3] So V. PRESS, *The Imperial Court of the Habsburgs*, S. 309.

[4] So sprach im Jahre 1628 Kaiser Ferdinand II. im Zuge des Mantuanischen Erbfolgekrieges über das Herzogtum Mantua die Sequestration aus, womit er wiederum Reichsrechte gegenüber dem alten Reichslehen Mantua geltend machte. Zu Reichsitalien im Allgemeinen vgl. die Aufsätze in M. SCHNETTGER - M. VERGA (Hrsg.), *L'impero e l'Italia nella prima età moderna / Das Reich und Italien in der frühen Neuzeit* (Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento. Contributi/Beiträge, 17), Bologna - Berlin 2006.

sorgte die Heirats- und Personalpolitik der Habsburger für mannigfaltigen Wissens- und Kulturaustausch bzw. für Wissens- und Kulturtransfer. Italienische Prinzessinnen wurden nach Wien verheiratet, habsburgische Erzherzoginnen nach Italien, Habsburger regierten späterhin auf dem Apennin und italienische Militärs, Künstler und Handwerker stellten sich in den Dienst des katholischen Erzhauses. Italienische Geistliche, die ebenso politischen Einfluss hatten, sorgten zudem für das Seelenheil der durchwegs frommen Familie. Das Haus Habsburg war bis in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts wohl die mächtigste Dynastie Europas, die nicht nur das Reichsoberhaupt stellte, sondern auch den spanischen König. Man sprach von der Casa de Austria. Italien war zu jener Zeit kein politischer, also im modernen Sinne natürlich kein nationaler, sondern viel mehr ein geographischer Begriff und vor allem ein starker Kulturbegriff. Dennoch galten Personen von der Apenninenhalbinsel, egal ob aus Mailand, Venedig, Florenz, dem Kirchenstaat oder Neapel als Italiener oder auch «Welsche»[5] wie sie im deutschen Sprachraum oft genannt wurden. Gemein war den ItalienerInnen in Österreich und ihren Herren bzw. auch Gatten ihr oftmals unerschütterlicher katholischer Glaube.

Hier soll kurz auf drei italienische Militärs eingegangen werden, die der Casa de Austria dienten, die höchste militärische Karrierestufe im «multinationalen» kaiserlichen Heer erreichten und auch mitsamt ihren Familien erfolgreich ins habsburgische Staatswesen integriert werden konnten: Matthias Gallas/Mattia Galasso (1588-1647)[6], Ottavio Piccolomini (1599-1656)[7]

[5] Eigentlich eine alte germanische Bezeichnung für Kelten. Der Begriff ging im späten Mittelalter und in der Frühen Neuzeit dann auf die Romanen, vornehmlich auf die Italiener über und konnte je nach politischer oder gesellschaftlicher Stimmungslage einen pejorativen Beigeschmack haben, musste es aber nicht. Der Ausdruck «Welschlandt» als Bezeichnung für die italienische Halbinsel findet sich recht häufig in den frühneuzeitlichen Akten.

[6] Zu seiner Person vgl. ausführlich R. REBITSCH, *Matthias Gallas (1588-1647). Generalleutnant des Kaisers zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Eine militärische Biographie* (Geschichte in der Epoche Karls V., 7), Münster 2006; das Familienarchiv und die Feldkanzlei von Generalleutnant Gallas befinden sich in Státní oblastní archiv v Litoměřicích, Pobočka Děčín [Staatliches Regionalarchiv Leitmeritz, Zweigstelle Tetschen (künftig StOAD)].

[7] Zu dem 1645 mit dem Goldenen Vlies ausgezeichneten, durch den König von Spanien zum Herzog von Amalfi und 1650 durch den Kaiser in den erblichen Reichsfürstenstand (mit der böhmischen Herrschaft Nachod) erhobenen Berufssoldaten Ottavio Piccolomini d'Aragona (1599-1656) aus der auf Adoption der Kinder seiner Nichte Antonia Pieri durch Papst Pius II. (Enea Silvio de' Piccolomini) begründeten Linie Piccolomini-Pieri, die (nach der Herrschaft Sticciano zubenannt) 1757 im Mannesstamm erloschen ist, vgl. O. ELSTER, *Piccolomini-Studien*, Leipzig 1911; A.A. STRNAD, *Piccolomini*, in V. REINHARDT (Hrsg.), *Die großen Familien Italiens* (Kröners Taschenausgabe, 485), Stuttgart 1992, S. 425. Weiter vgl. die ausführliche biographische Skizze von T.M. BARKER, *Generalleut-*

und Raimondo Montecuccoli (1609-1680)[8], die hier Ausgewählten, stiegen in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges zu Generälen der kaiserlichen Armada auf und brachten es allesamt zum Generalleutnant des Kaisers. Während Gallas seine Einflussmöglichkeiten über ausgezeichnete Kontakte zu höchsten Funktionsträgern im Kaiserstaat wahrnahm, schaffte es Montecuccoli selbst zu einem einflussreichen Amtsträger der habsburgischen Funktionselite. Piccolomini hingegen stand lange Zeit nicht in der höchsten Gunst des österreichisch-habsburgischen Hofstaats und schaffte den letzten Karrieresprung erst in der absoluten Endphase des Dreißigjährigen Krieges. Alle drei Generäle wurden unter Wallenstein groß, Piccolomini und Montecuccoli dienten nach der Liquidierung des Friedländers unter Generalleutnant Gallas, den besonders Montecuccoli sehr schätzte. Auch Piccolomini dürfte zu Gallas ein immer korrektes Verhältnis gepflogen haben. In der Historiographie wurden diesen drei Personen äußerst

nant Ottavio Fürst Piccolomini. Zur Korrektur eines ungerechten historischen Urteils, in «Österreichische Osthefte», 22, 1980, S. 322-369, sowie zusammenfassend K. Bierther, *Piccolomini, Ottavio (Octavio), Herzog von Amalfi*, in *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 20, 2001, S. 408-410, bzw. J.-P. Findeisen, *Der Dreißigjährige Krieg. Eine Epoche in Lebensbildern*, Graz - Wien - Köln 1998, S. 318-323. Das Familienarchiv der Piccolomini findet man in Státní oblastní archiv v Zámrsku [Staatliches Regionalarchiv Zamrsk].

[8] Zu Raimondo Montecuccoli, einem der bedeutendsten Feldherrn der österreichischen Geschichte, vgl. die bis heute maßgebliche Betrachtung, die jedoch nicht über den Dreißigjährigen Krieg hinausführt: T.M. Barker, *The Military Intellectual and Battle: Raimondo Montecuccoli and the Thirty Years War*, Albany NY 1975, sowie auch die moderne italienische, jedoch keine Primärquellen auswertende Biographie von B. Rossi, *Raimondo Montecuccoli. Un cittadino dell'Europa del Seicento*, Pontecchio Marconi (Bologna) 2002; weiter die Dissertation von H. Kaufmann, *Raimondo Montecuccoli, 1609-1680. Kaiserlicher Feldmarschall, Militärtheoretiker und Staatsmann*, Phil. Dissertation Berlin, 1974; ein kurzer, jedoch sehr gehaltvoller Artikel von K. Peball, *Raimund Fürst Montecuccoli 1609-1680. Gedanken zum Leben und Werk eines großen österreichischen Feldherrn*, in «Österreichische Militärische Zeitschrift», 2, 1964, S. 301-305, ebenso H. Neuhaus, *Montecuccoli*, in *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 18, 1997, S. 44-47; eine ausführliche biographische Skizze zudem von F. Stöller, *Feldmarschall Raimund Graf Montecuccoli (1609-1680)*, in H. Hantsch (Hrsg.), *Gestalter der Geschicke Österreichs* (Studien der Wiener Katholischen Akademie), Innsbruck - Wien - München 1962, S. 171-184; sowie G.E. Rothenberg, *Montecuccoli and the «Military Revolution» of the 17th Century*, in P. Paret (Hrsg.), *Makers of Modern Strategy from Machiavelli to the Nuclear Age*, Princeton NJ 1986, S. 32-63, sowie auch P. Broucek - K. Peball, *Geschichte der österreichischen Militärhistoriographie*, Köln - Weimar - Wien 2000, S. 26-34 und S. 513-517; die militärischen Werke von Montecuccoli ediert bei R. Luraghi (Hrsg.), *Le opere di Raimondo Montecuccoli*, Bd. 1-3 (Ufficio Storico Stato Maggiore dell'esercito), Roma 1988, sowie A. Veltzé (Bearb.), *Ausgewählte Schriften des Raimund Fürsten Montecuccoli. General-Lieutenant und Feldmarschall*, hrsg. von der Direction des K. und K. Kriegs-Archivs, 4 Bde. Wien - Leipzig 1899/1900 mit zusätzlichen Korrespondenzen des Feldherrn.

unterschiedlich beachtet und beurteilt: Gallas galt als «Heerverderber» und Trinker[9], Piccolomini als verschlagener, undurchsichtiger Spieler in der Wallensteinaffäre und Montecuccoli als ausgezeichneter intellektueller Stratege und produktiver Heeresanalytiker.

Mattia Galasso war kein «klassischer» Italiener der damaligen Zeit. Gallas wurde in Trient geboren, also im südlichsten Bistum der Germania Sacra, er war somit Einwohner des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation, freilich mit italienischer Muttersprache. Gallas diente, wie viele seiner Offizierskameraden, von der Pike an. Ihr Handwerk erlernten Söldnerführer vom Schlage Gallas in der Praxis, weniger aus der Theorie, im Einsatz zuerst in den von der Krone Spaniens verpflichteten Truppen, dann in den deutschen katholischen Heeren. Geprägt waren diese Männer von der hohen spanischen Kriegskunst, der führenden, wenn auch zur Zeit der oranisch-nassauischen Heeresreform nicht mehr innovativsten Infanterieschule des beginnenden 17. Jahrhunderts.

Ausschlaggebend für seine Berufswahl dürfte einerseits sein Vater gewesen sein, andererseits muss auch bedacht werden, dass in der Regel der Verdienst eines Söldners ungleich attraktiver war als das Einkommen in anderen Berufszweigen, wenn man nicht gerade den Aufstieg in die höchste Funktionselite der Verwaltung schaffen konnte. Zunächst diente der aus den typisch kleinadeligen Verhältnissen Trients kommende Gallas unter den Madruzzo, der mächtigen fürstbischöflichen Familie Trients, die auch nicht wenige Söldnerführer hervorbrachte[10]. In der Anfangsphase des Dreißigjährigen Krieges ließ er sich bei der von Bayern geführten Katholischen Liga verpflichten und kam 1629 auf Betreiben Albrechts von Wallenstein ins kaiserliche Heer. Dort gelang ihm ein Atem beraubender Aufstieg: Schon im Jahre 1633 wurde er – wiederum auf Empfehlung Wallensteins – zum Generalleutnant befördert. Als der Kaiserhof gegen seinen Generalissimus Wallenstein das Absetzungsverfahren einleitete, musste der Mann aus Trient seine Wahl treffen. Er entschied sich, wie die meisten anderen Generäle auch, für die Seite der Habsburger. Als Generalleutnant war natürlich er und nicht Piccolomini wie in Schillers

[9] Zur Beurteilung von Matthias Gallas in den biographischen Skizzen und zu einer differenzierteren Betrachtung vgl. R. REBITSCH, *Gallas*, S. 8-21 und S. 403-413; zur Neubewertung Piccolominis vgl. T.M. BARKER, *Generalleutnant Ottavio Fürst Piccolomini*, und zu Montecuccoli ebenfalls DERS., *The Military Intellectual and Battle.*

[10] Zur Familie Madruzzo vgl. den mit vielen biographischen Skizzen ausgestatteten Band von L. DAL PRÀ, *I Madruzzo e l'Europa 1539-1658. I principi vescovi di Trento tra Papato e Impero*, Milano - Firenze 1993.

Wallenstein-Trilogie nun der interimistisch eingesetzte Oberbefehlshaber der Armee und hauptverantwortlich für die Ausschaltung des eigenwilligen und politisch undurchschaubar agierenden Herzogs von Friedland[11].

Gallas wie auch Piccolomini profitierten von der Teilnahme an der Exekution des Generalissimus. Durch die mit der Absetzung und Liquidierung des Herzogs von Friedland und seiner Anhänger verbundene neuerliche Konfiskationswelle im Königreich Böhmen, kam es nach den Folgen des Prager Strafgerichts von 1621 wiederum zu einer tief greifenden Umgestaltung der böhmischen Adelslandschaft wie auch der Besitzverhältnisse in den Ländern der Wenzelskrone[12]. In den Jahren 1618 und 1619 erlebte Ferdinand mit dem Prager Fenstersturz und mit seiner Absetzung als König von Böhmen ein Fiasko. Er wollte die Erfahrung einer machtvollen Ständeopposition, die zudem noch militärisch äußerst gefährlich gegen Habsburg agierte, nicht noch einmal machen. Schließlich kostete es den Habsburger über zwei Jahre, um mit der Schlacht am Weißen Berg, 1620, seine Macht in den böhmischen Kronländern wieder herzustellen. Die

[11] Zu dieser Thematik vgl. ausführlich R. REBITSCH, *Matthias Gallas und die Liquidierung Albrechts von Wallenstein*, in «Innsbrucker Historische Studien», 23/24, 2005, S. 325-378.

[12] Zur sozialen Umgestaltung und zu dem damit einhergehenden Besitztransfer in den böhmischen Länder vgl. F. SNIDER, *The Restructuring of the Bohemian Nobility, 1610-1656*, Diss. University of California, Berkeley, 1972; J. POLIŠENSKÝ - F. SNIDER, *Změny ve složení České šlechty v 16. a 17. století* [Die Veränderungen in der Zusammensetzung des böhmischen Adels], in «Československý časopis historický», 20, 1972, S. 515-525; V. BŮŽEK - P. KRÁL - Z. VYBÍRAL, *Der Adel in den böhmischen Ländern 1526-1740. Stand und Tendenzen der Forschung* (Anzeiger der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse 137 [2002]), S. 55-98, sowie V. BŮŽEK - P. MAT'A, *Wandlungen des Adels in Böhmen und Mähren in Zeitalter des «Absolutismus» (1620-1740)*, in R.G. ASCH (Hrsg.), *Der europäische Adel im Ancien Régime. Von der Krise der ständischen Monarchien bis zur Revolution (1600-1789)*, Köln - Weimar - Wien 2001, S. 287-321; wie auch T. BÍLEK, *Dějiny konfiskací v Čechách po r. 1618*, 2 Bde., Prag 1882/1883; F. HRUBÝ, *Odhady konfiskovaných velkostatků marovských, 1622-1624* [Die Bewertung des konfiszierten mährischen Großgrundbesitzes], in «Časopis Matice marovské», 51, 1927, S. 124-149; vor allem zur Enteignung der Wallensteinischen Güter S. GORGE, *Das friedländische Confiscationswesen*, in «Programm des k. k. Staatsgymnasiums in Bielitz 1898/99», Bielitz 1899; S. GORGE, *Zum Besitzwechsel böhmischer Güter im Dreißigjährigen Kriege* (Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, 46), Prag 1908, S. 36-60, sowie DERS., *Beiträge zur Geschichte der Konfiskationen nach Albrecht von Wallenstein und seiner Anhänger*, in *ibidem*, S. 158-176, S. 246-264 und S. 357-375; neuerdings zum Forschungsstand T. KNOZ, *Die Konfiskationen nach 1620 in (erb)länderübergreifender Perspektive. Thesen zu Wirkungen, Aspekten und Prinzipien des Konfiskationsprozesses*, in P. MAT'A - T. WINKELBAUER (Hrsg.), *Die Habsburgermonarchie 1620 bis 1740. Leistungen und Grenzen des Absolutismusparadigmas* (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa, 24), Stuttgart 2006, S. 99-130.

Herrschaften Böhmens wurden nach dem habsburgischen Sieg mit loyalen, katholischen Dynastien besetzt, die großteils lutherisch-utraquistischen, opponierenden Repräsentanten des starken ständischen Dualismus entmachtet und vertrieben. Nach der Ausschaltung Wallensteins kam es zu einer ähnlichen Aktion. Die Enteignungen im Jahre 1634 brachten neuerdings eine den Habsburgern loyale Klientel nach Böhmen, während der militärisch wie politisch unzuverlässig gewordene Adel enteignet wurde. Die Daten der während des Dreißigjährigen Krieges angeordneten Konfiskationen sind dabei allemal beachtenswert[13]: Von den konfiszierten Gütern gingen 53% an den alteingesessenen böhmischen Adel, 4,4% gingen an die Kirche, 1,6% an das Haus Habsburg und 41% an den «neuen» Adel. Diese neuen Adelsgeschlechter, also jener Adel, der nach 1620 das Inkolat, die böhmische Landstandschaft, erlangte, stellte im Jahre 1656 – für dieses Jahr liegen wieder verlässliche Zahlen vor – immerhin 28% des gesamten landständischen Adel Böhmens und hatte ca. 48% der Untertanenhäuser unter sich. Im Übrigen war es seit dem Erlass der «Verneuerten Landesordnung» 1627, der neuen, oktroyierten Verfassung Böhmens, das alleinige Recht des habsburgischen Landesherrn, die böhmische Landstandschaft Ausländern zu verleihen[14]. Das Verhältnis zwischen Landesherr und Herrschaftsträger, zwischen Gönner und Protegé war damit klar definiert.

Da Matthias Gallas im Absetzungsverfahren gegen die «notorischen Reichsrebellen», wie Wallenstein und seine letzten Anhänger vom Kaiserhof reichsrechtlich deklariert wurden[15], auf der Seite des Kaisers blieb und als Generalleutnant eine Schlüsselposition einnahm, wurde er für seine Loyalität reich belohnt. Als einer der drei «Groß-Exekutoren»[16], neben Ottavio Piccolomini und Johann Aldringen, wurde er am 4. Mai und

[13] Diese Daten entnommen aus: T. WINKELBAUER, *Ständefreiheit und Fürstenmacht. Länder und Untertanen des Hauses Habsburg im Konfessionellen Zeitalter*, 1. Tl. 1, in K. WOLFRAM (Hrsg.), *Österreichische Geschichte 1522-1699*, Wien 2003, S. 102.

[14] Zur den für die böhmische Verfassung so einschneidenden Bestimmungen der Verneuerten Landesordnung von 1627, die Böhmen zu einer erblichen Monarchie umgestaltete, vgl. H.-W BERGERHAUSEN, *Die «Verneuerte Landesordung» in Böhmen 1627*, in «Historische Zeitschrift», 2001, 272, S. 327-351, sowie kurz T. WINKELBAUER, *Ständefreiheit und Fürstenmacht*, S. 208-211.

[15] Vgl. dazu C. KAMPMANN, *Reichsrebellion und kaiserliche Acht. Politische Strafjustiz im Dreißigjährigen Krieg und das Verfahren gegen Wallenstein 1634* (Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte, 21), Münster 1993.

[16] So nannte G. MANN, *Wallenstein. Sein Leben erzählt von Golo Mann*, Frankfurt a.M. 1971[4], S. 1157, das Triumvirat gegen den Friedländer.

am 8. August 1634 durch kaiserliche Resolution[17] mit den Herrschaften Friedland/Frýdlant und Reichenberg/Liberec, die auf 503.516 Gulden geschätzt wurden[18], «erb- und eigenthümlich» beschenkt und am 23. Mai 1636 in den alten böhmischen Herrenstand «landtäflich einverleibt», wie es hieß[19]. Weiter wurde dem Generalleutnant durch kaiserliche Resolution vom 20. Juli 1635, in deren Folge die Urkunde am 12. April des Jahres 1636 ausgestellt wurde[20], die auf 391.554 Gulden geschätzten Trčka'sche Herrschaft Smirschitz/Smiřice zur Administration übergeben. Zudem bekam er das Kinsky'sche Haus (Wchynský) auf der Kleinseite in Prag[21].

Bereits am 24. Juli 1634 wurde der Generalleutnant als Landmann des Königreichs Böhmen aufgenommen[22]. Mit der Immatrikulation in die böhmische Landtafel bekamen Matthias Gallas und seine Erben die Landstandschaft in den Ländern der St. Wenzelskrone zugesprochen. Der Generalleutnant war nun einer der größten Grundbesitzer in den Ländern der Wenzelskrone. Gallas selbst konnte aufgrund seiner Feldeinsätze und der andauernden Bedrohung Nordböhmens durch die

[17] *Übergabe und Einführung der Herrschaft Friedlandt und Reichenberg betreffend*, Wien 4. Mai 1634, StOAD, *Familienarchiv Clam-Gallas* (künftig *Fa CG*), Ka. 58: «die unß von unsern großen General Veldthauptmann dem von Friedlandt per commisium für verwürckt anhaimb gefallene und alda in unserem Erbkönigreich Behaimb gelegene beede herrschaften Fridlandt und Reichenberg»; sowie Kopie der kaiserlichen Donation über die Herrschaft Friedland und Reichenberg, Wien 8. August 1634, StOAD, *Fa CG*, Ka. 58. und der Schenkungsbrief vom 8. August 1634 in StOAD, *Fa CG*, Ka. 416.

[18] Vgl. die Schätzungen der Kammergüter Wallensteins im Herzogtum Friedland, in H. Hallwich, *Briefe und Akten zur Geschichte Wallensteins 1630-1634*, IV, Wien 1912, Nr. 2416, S. 769 f.

[19] Erhebung des Matthias Gallas in den alten böhmischen Herrenstand durch Ferdinand II. vom 23. Mai 1636, StOAD, *Fa CG*, Ka. 416 (sowie auch eine Relation an die Landtafel) und Landtafelauszug betreffend der Donation der Herrschaften Friedland und Reichenberg an Matthias Gallas vom 6. Juni 1636 (Abschrift in tschechischer Sprache), sowie StOAD, *Fa CG*, Ka. 416.

[20] Vgl. T. Bílek, *Beiträge zur Geschichte Waldsteins*, S. 204. Diese kaiserliche Schenkung wurde am 12. April 1636 urkundlich ausgestellt, StOAD, *Fa CG*, Ka. 504 und am 16. Juni 1636 in die königlich-böhmische Landtafel eingetragen, StOAD, *Fa CG*, Ka. 416.

[21] Das war allerdings noch nicht das heute so bekannte Palais Clam-Gallas. Das Palais Clam-Gallas in der Husova (Prager Altstadt), eines der bedeutendsten profanen Bauwerke des Prager Hochbarock, wurde von Johann Wenzel Graf von Gallas, einem Enkel von Matthias, in Auftrag gegeben. Den Entwurf für das Palais besorgte Johann Bernhard Fischer von Erlach.

[22] Königliche Prachturkunde Ferdinands III., Hauptquartier Kartäuserkloster Brühl bei Regensburg 24. Juli 1634, StOAD, *Fa CG*, Ka. 503 (mit großem Siegel).

schwedischen Truppen seine Güter allerdings nie richtig nutzen, schon gar nicht bewohnen. Das Schloss Friedland wurde erst nach dem Krieg der prächtige Familiensitz der Nachfahren des Generalleutnants. Die Familie Gallas übersiedelte nach dem Friedensschluss in Westfalen von Trient nach Böhmen. Die Söhne des kaiserlichen Generals waren in den fünfziger Jahren des 17. Jahrhunderts die größten Grundbesitzer in den Kreisen Königgrätz/Hradec Králové und Jungbunzlau/Mladá Boleslav, mit über 1.100 Untertanen[23]. Johann Wenzel Gallas, der Enkel des Generals und in seinen letzten Lebenstagen Vizekönig von Neapel, zählte zur Jahrhundertwende durch dieses Erbe sogar zu den reichsten Männern Europas[24]. Das von Wallenstein zum Sitz des Herzogtums Friedland auserkorene und beträchtlich ausgebaute Gitschin/Jičin, das administrative, kulturelle und politische Herz der friedländischen Herrschaft, bekam der Generalleutnant jedoch nicht zugesprochen. Die ehemalige Residenzstadt Wallensteins ging an den Feldmarschall Rudolf Freiherr von Tiefenbach[25].

Der in Pisa geborene Ottavio Piccolomini[26] hatte ohne Zweifel den bekanntesten Namen dieser drei Generäle. Der wagemutige Soldat, dessen Familie aus Siena stammte, konnte immerhin auf zwei päpstliche Vorfahren, wenn auch nicht aus dem gleichen Zweig des Familienstammbaumes, zurückblicken. Sowohl der hervorragende Humanistenpapst Pius II. (Enea Silvio Piccolomini, 1458-1464) als auch der kurzzeitige Papst Pius III. (Francesco Todeschini Piccolomini, 26 Pontifikatstage im Jahre 1503) waren Piccolomini (aus der sogenannten Linie der Papeschi). Ottavios Aufstieg ist ebenfalls stark mit der Person Wallensteins verknüpft. In den zwanziger Jahren war er Obrist eines Regiments, das der Herzog von Friedland in seine Leibgarde inkorporierte[27]. Er zeichnete sich mehrmals

[23] Vgl. dazu P. Čornej - O. Felcman, *Rozvrstvení feudální třídy v severovýchodních Čechách v letech 1603-1656*, in «Československý časopis historický», 28, 1980, S. 559-589, hier S. 587.

[24] So H. Benedikt, *Gallas, Johann Wenzel*, in *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 6, 1964, S. 45 f.

[25] Vgl. dazu in aller Kürze J. Bahlcke - W. Eberhard - M. Polívka (Hrsg.), *Böhmen und Mähren. Handbuch der Historischen Stätten* (Kröners Taschenbuchausgabe, 329), Stuttgart 1998, S. 233-235, sowie ausführlich zur Residenz Wallensteins J. Janáček, *Jičín als Hauptstadt des Herzogtums Friedland. Zur Frage des Aufschwungs der Stadt im Rahmen der grundherrschaftlichen Domäne im 17. Jahrhundert*, in W. Rausch (Hrsg.), *Die Städte Mitteleuropas im 17. und 18. Jahrhundert*, Linz 1981, S. 107-118.

[26] Vgl. dazu die biographische Skizze von K. Bierther, *Piccolomini*, S. 410, sowie auch O. Elster, *Piccolomini-Studien*, S. 10.

[27] Vgl. O. Elster, *Piccolomini-Studien*, S. 11.

durch besondere Tapferkeit aus, spielte im Absetzungsverfahren gegen den Generalissimus eine ohne Zweifel zentrale, aber auch intrigante Rolle[28] und wurde noch vor der Liquidierung des Herzogs von Friedland zum Feldmarschall ernannt[29]. Piccolomini wurde ebenso wie Gallas für seine Habsburgtreue belohnt. Der Toskaner bekam die böhmische Herrschaft Nachod/Náchod[30]. Das prominente Adelsgeschlecht der Smiřický von Smiřitz baute diese ehemals mächtige Burg zu einem blühenden Renaissance-Schloss um. Nach der Schlacht am Weißen Berg fiel die Herrschaft an die Trčkas von Leipa, die wiederum im Jahre 1634 in der Person Adam Erdmanns von Trčka auf der «falschen» Seite standen, sprich antihabsburgisch waren, und deshalb enteignet wurden. Der standesbewusste Ottavio ließ das Schloss äußerst aufwendig im barocken Stil umgestalten. Die Räume wurden mit italienischen und niederländischen Kunstwerken ausgestattet, Nachod galt als eine repräsentative Fürstenresidenz. Der Italiener, der lange Zeit in den Spanischen Niederlanden seinen Sold erwarb, brachte italienische wie auch flämische Kultur nach Nachod. Für einen bescheidenen Haushalt war er ohnehin nicht bekannt, viel mehr liebte der Sienese den prunkvollen, pompösen Lebensstil, wie seine Porträts, aber auch seine Grabstätte zu verdeutlichen vermögen. Der Generalleutnant ließ sich in der von ihm selbst 1639 gestifteten Servitenkirche in Wien bestatten. Das Piccolomini-Wappen ist heute noch über dem Kircheneingang und im Kirchenschiff beim Schmerzensaltar, unter dem seine Grabstätte liegt, zu finden. Die Piccolomini wurden nach dem Krieg in Nachod heimisch, der Kaiser hatte damit eine weitere äußerst loyale katholische Familie in Böhmen angesiedelt.

Ottavio war jener General, der der gesamten Casa de Austria diente, also den österreichischen wie auch den spanischen Habsburgern. Er brachte daher viel an internationaler Erfahrung ein und war seinem Vorgänger Gallas an politischem Scharfsinn sicher überlegen. Am Wiener Hof, wie aus einigen Korrespondenzen hervorgeht, gehörte er jedoch für einige Zeit nicht gerade zu den populärsten Generälen. Von der spanischen Krone wurde er hingegen hoch geehrt. Nach der Schlacht von Nördlingen (5./6. September 1634) unterstütze Piccolomini den spanischen Kardinal-Infanten

[28] Dazu vor allem H. JEDIN, *Die Relation Ottavio Piccolominis über Wallensteins Schuld und Ende*, in «Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens», 65, 1931, S. 328-357.

[29] Beförderung Ottavio Piccolominis am 1. Februar 1634 zum Feldmarschall, Wien Österreichisches Staatsarchiv, Abteilung Kriegsarchiv, *Alte Feldakten* (künftig KA, *AFA*) 1634 I 31, Ka. 73.

[30] Zur Herrschaft Nachod vgl. J. BAHLCKE - W. EBERHARD - M. POLÍVKA (Hrsg.), *Handbuch*, S. 386 f.

Don Fernando mit einem kaiserlichen Korps in den Niederlanden gegen Frankreich. Sein größter und zugleich bekanntester Erfolg war der Sieg bei Diedenhofen/Thionville (7. Juni 1639) über französische Truppen. Als der junge Erzherzog Leopold Wilhelm, der Bruder des Kaisers Ferdinand III., als neuer Oberbefehlshaber im Jahre 1639 die kaiserliche Armada übernahm und der erfolglose Gallas zurückgezogen wurde, wurde ihm Piccolomini als stellvertretender Offizier und Ratgeber zur Seite gestellt. Zwei Jahre hatte diese Konstellation Erfolg, doch in der zweiten Schlacht von Breitenfeld 1642 endete die Kooperation im Desaster. Der schwedische Feldmarschall Lennart Torstensson fügte der kaiserlichen Armee eine schmachvolle Niederlage zu. Der junge Erzherzog, Bischof von Straßburg und Passau, Halberstadt und Olmütz, zudem Hochmeister des Deutschen Ordens[31], widmete sich daraufhin wiederum seinen Bistümern und Piccolomini übergab das kaiserliche Heer an den neuen und alten Oberbefehlshaber Gallas, um sich als Gouverneur der Flandernarmee wieder in spanische Dienste zu begeben.

Der spanische König Philipp IV. verlieh dem 1638 in den Reichsgrafenstand erhobenen Feldmarschall[32] aufgrund seiner Verdienste die Würde eines Herzogs von Amalfi und zeichnete den General mit dem Orden vom Goldenen Vlies aus. Über fünf Jahre kam der Sienese, dessen zweite Periode in den spanischen Niederlanden weniger erfolgreich war als die erste, nicht für die höchste Funktion in der kaiserlichen Armada in Frage. Auf Gallas folgte zum zweiten Mal Leopold Wilhelm als kaiserlicher Oberbefehlshaber, dann wiederum Gallas, der sich bemerkenswerterweise mehrmals – ob aus diplomatisch kalkulierter Bescheidenheit oder sonstigen Gründen sei dahingestellt – für Ottavio Piccolomini, zu dem er auch nach der Liquidierung des Herzogs von Friedland ein vordergründig konfliktfreies Verhältnis pflog, als Kommandant des Heeres aus-

[31] Ausführlich zu seiner Person vgl. R. Schreiber, *«ein galeria nach meinem humor» Erzherzog Leopold Wilhelm* (Schriften des Kunsthistorischen Museums, 8), Wien 2004, sowie kurz zur Zeit seines Generalats vgl. R. Rebitsch, *Leopold Wilhelm als Oberbefehlshaber der kaiserlichen Armee im Dreißigjährigen Krieg*, in J. Mertens - F. Aumann (Hrsg.), *Krijg en Kunst. Leopold Willem (1614-1662) Habsburger, landvoogd en kunstverzamelaar*, Ausstellungskatalog, Alden Biesen 2003, S. 9-14, wie auch P. Broucek, *Erzherzog Leopold Wilhelm und der Oberbefehl über das kaiserliche Heer im Jahre 1645*, in *Aus drei Jahrhunderten. Beiträge zur österreichischen Heeres- und Kriegsgeschichte von 1645-1938* (Schriften des Heeresgeschichtlichen Museums in Wien), Wien - München 1969, S. 7-38.

[32] Piccolomini wurde am 19. Juni 1638 in den Reichsgrafenstand erhoben. Dazu vgl. K.F. von Frank, *Standeserhebungen und Gnadenakte für das Deutsche Reich und die Österreichischen Erblande bis 1806*, Bd. 4: *O-Sh*, Schloss Senftenegg 1973, S. 79.

sprach[33]. Nach dem Tode des Gallas wurde aber der zweifelsohne tüchtige und erfahrene Militär Peter Graf zu Holzappel, genannt Melander, der jedoch keineswegs die gleiche militärische Reputation besaß wie Piccolomini, zum Oberbefehlshaber bestimmt. Ottavio quittierte seine spanischen Dienste zu jenem Zeitpunkt als der Kriegsoberste des niederrheinisch-westfälischen Reichskreises Melander das Kommando über die kaiserliche Hauptarmada übernahm. Erst als Graf Holzappel in der Schlacht von Zusmarshausen, am 17. Mai 1648, fiel, wurde Piccolomini endlich zum Generalleutnant der kaiserlichen Armee ernannt. Nun hatte der Toskaner allerdings als «Kayserlicher Haupt-Bevollmächtigter» den Auftrag, die Reichsarmada ab- und nicht aufzurüsten[34]. 1650 unterzeichnete er in Nürnberg im Namen des Kaisers den schwedisch-kaiserlichen und den französisch-kaiserlichen Hauptrezess, mit dem der Krieg nun endgültig sein Ende fand[35]. Im selben Jahr erfolgte noch die Erhebung in den Reichsfürstenstand. Der 1651 geschlossenen ehelichen Verbindung des Sienesen mit Benigna Franziska, Tochter des Herzogs Julius Heinrich von Sachsen-Lauenburg-Ratzeburg und der Magdalena von Lobkowitz, entstammten keine Nachkommen. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte der Reichsfürst auf Nachod, in Wien und Prag, er war also keineswegs ständig am Wiener Hof vertreten.

Beide Feldherren verbrachten wenig Zeit am Hof und in der Hofgesellschaft. Gallas war die überwiegende Zeit im Feld, wenn er am Hof zugegen war, dann nur aus gesundheitlichen Gründen, um sich dort zu

[33] Vgl. dazu z.B. Leslie an Piccolomini, Pressburg 8. Oktober 1646, in *Documenta Bohemica bellum tricennale illustrantia* (künftig *DBBT*), Bd. 7: *Der Kampf um den besten Frieden. Quellen zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges zur Zeit der Friedensverhandlungen von Westfalen und der Ratifizierung des Friedens 1643-1649.* Mit einem Vorwort von Miroslav Toegel, Prag 1981, Nr. 900, S. 288, sowie Formarini an Piccolomini, Linz 30. Januar 1646, *ibidem*, Nr. 760, 248.

[34] Zur Abrüstung der Soldheere und den dazugehörigen Verhandlungen vgl. die umfassende Arbeit von A. OSCHMANN, *Der Nürnberger Exekutionstag 1649-1650. Das Ende des Dreißigjährigen Krieges* (Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte, 17), Münster 1991, sowie auch zur kaiserlichen Armee in jenen Tagen P. HOYOS, *Die kaiserliche Armee 1648-1650*, in *Der Dreißigjährige Krieg. Beiträge zu seiner Geschichte* (Schriften des Heeresgeschichtlichen Museums in Wien, 7), Wien 1976, S. 169-232.

[35] Zum langen Abschluss des Dreißigjährigen Krieges vgl. B.R. KROENER, *Der «Zweiunddreißigjährige Krieg» – Kriegsende 1650. Oder: Wie lange dauerte der Dreißigjährige Krieg?*, in B. WEGNER (Hrsg.), *Wie Kriege enden. Wege zum Frieden von der Antike bis zur Gegenwart* (Krieg in der Geschichte, 14), Paderborn - München - Wien - Zürich 2002, S. 67-91.

erholen. Piccolomini verbrachte ebenso die meiste Zeit im Feld, zudem war er für einige Jahre in den spanischen Niederlanden.

Wie aber waren diese beiden Militärs in das höfische Kommunikationsnetz eingebunden? Gallas hatte, wie bereits erwähnt, einflussreiche Gönner und Fürsprecher am Hof. Der Präsident des Hofkriegsrates Heinrich Graf Schlick und Reichsvizekanzler Ferdinand Sigmund Graf Kurz waren deklarierte Anhänger des Generalleutnants. Ebenso galt der erfahrene Staatsmann, der als *anima Caesaris* oder als Alter Ego Kaiser Ferdinands III. bezeichnete Maximilian Graf Trauttmansdorff als Vertrauter des Trienters. So schrieb der schwedische Reichshistoriograph Bogislav Philipp von Chemnitz über die Zukunftsaussichten von Gallas, der 1644 den Feldzug nach Holstein geradewegs in eine Katastrophe führte[36]: «Jedoch hielt man davor, das nicht desto minder, weil Er des Grafen von Trautmanstorff Creatur, Er wol ungebissen bleiben würde».

«Kreatur» das hieß damals soviel wie Günstling im Beziehungsgeflecht der Eliten[37]. Als Kreatur von Trauttmansdorff, so dachte der Deutsche in schwedischen Diensten, hatte Gallas keine Konsequenzen zu befürchten. Chemnitz sollte Recht behalten. Gallas war mit den engsten Beratern des Kaisers im ständigen Briefkontakt, Räte wie Schlick verwendeten sich in Krisensituationen beim Reichsoberhaupt für den Generalleutnant[38].

Piccolomini schien sich der Gunst von Schlick und Kurz nicht erfreut zu haben[39]. Hier geben wiederum die Korrespondenzen der Vertrauten des Sienesen Aufschluss: Walter Graf Leslie, einer der Organisatoren der Tötung Wallensteins in Eger/Cheb und gut informierter Rat am Hof des Kaisers, der Italiener Giovanni Battista Formarini und der kaiser-

[36] Vgl. dazu B.P. von Chemnitz, *Königlichen Schwedischer in Teutschland geführter Kriegs*, Tl. 4,4, Stockholm 1856, S. 168.

[37] Zum Günstlingsverhältnis einer sogenannten Kreatur im Beziehungsgeflecht der Eliten vgl. W. Reinhard, *Freunde und Kreaturen. «Verflechtungen» als Konzept zur Erforschung historischer Führungsgruppen* (Schriften der philosophischen Fachbereiche der Universität Augsburg, 14), München 1979.

[38] Zu den Gönnern und Vertrauten von Gallas vgl. R. Rebitsch, *Gallas*, S. 299-318.

[39] So schrieb Leslie an Piccolomini, Linz 26. Oktober 1645, in DBBT VII. Nr. 697, S. 228: «Wenn er, Piccolomini, dem Kaiser etwas mitteilen wollte, das andere nicht wissen sollen, dürfe er nicht an die kaiserliche Kanzlei schreiben, wo sein Brief dem Grafen Kurz in die Hände fallen muss, sondern an einen Freund bei Hofe, der dann den Kaiser privat vom Inhalt des Schreibens unterrichten würde, so der Vertraute des Toskaners. Kurz saß natürlich als Chef der Reichskanzlei an der Quelle. Es gibt freilich noch mehr Aussagen, die auf das Verhältnis zwischen Kurz, Schlick und Piccolomini anspielen».

liche Oberst Camillo Boccamaggiore waren die Informanten des Generals[40]. Alle drei gehörten freilich keineswegs zur absolut höchsten Funktionselite des Hofstaates. Sie machten dem nach Karriere strebenden General immer wieder Hoffnung auf eine Rückkehr in des Kaisers Diensten, in dem sie ihn wissen ließen, dass es bei Hof einen Kreis gebe, der sich Piccolomini zurück wünsche[41]. Weiter unterrichteten sie den in spanischen Diensten operierenden Feldherrn über die allgemeine Stimmung am Hof sowie in der Armee und auch sehr oft über die Beziehungsverhältnisse der kaiserlichen Hofgesellschaft. Neben vertraulichen und verlässlichen Nachrichten wurden auch nicht immer ganz objektive, weil für einen bestimmten Empfänger verfasste Gerüchte, Beurteilungen, Aussagen, Einschätzungen, Intrigen, Klatsch und Tratsch kolportiert, die jedoch einen nicht unbeträchtlichen Aufschluss über das komplexe Beziehungsgeflecht eines in verschiedene Interessengruppen unterteilten Gesellschaftssystems zu geben vermögen. So waren die beiden Generäle nicht unmittelbar an der Kommunikation am Hof beteiligt, sie waren jedoch meist gut unterrichtet, konnten aber keinen direkten gestalterischen Einfluss vor Ort ausüben.

Raimondo Montecuccoli wurde 1609 auf Schloss Montecucculo im estenischen Herzogtum Modena geboren und entstammte einer angesehen Familie, die erstmals 1060 urkundlich nachweisbar ist, 1450 in den Grafenstand und 1530 von Karl V. in den Reichsgrafenstand erhoben wurde[42]. Raimondo war seit Jugendjahren – gefördert durch seinen Onkel Ernesto, der General in der kaiserlichen Armee war – für die Habsburger militärisch tätig und schlug sich in fast sämtlichen bedeutenden Schlachten des Dreißigjährigen Krieges, wie z.B. in Breitenfeld, Lützen und Nördlingen, wacker. Er lernte auch das Los der schwedischen Gefangenschaft kennen. Zwischenzeitlich war er in Italien im Einsatz, im sogenannten Castro-Krieg auf Seiten des Herzogs Francesco I. von Modena gegen den Kirchenstaat[43]. Dann zog es ihn wieder zurück auf die deutschen Schlachtfelder.

[40] Korrespondenzen von Walter Leslie, Formarini und Oberst Boccamaggior an Ottavio Piccolomini, Familienarchiv Piccolomini, Feldkanzlei Piccolomini und in DBBT VII. *passim.*

[41] So z.B. Leslie an Piccolomini, Linz 2. Dezember 1645, in DBBT VII, Nr. 719, S. 234.

[42] Zu den Lebensdaten von Generalleutnant Montecuccoli vgl. B. ROSSI, *Montecuccoli*, S. 504-570 in drei Sprachen und die sehr präzise biographische Skizze von H. NEUHAUS, *Montecuccoli.*

[43] Zum Castro-Krieg vgl. L. HÖBELT, *Der Kaiser, der Papst die Lega und Castro: Eine Fallstudie zur österreichischen Neutralität*, in «Römische Historische Mitteilungen», 47, 2005, S. 197-226.

1644 wurde er zum Feldmarschallleutnant befördert und diente unter «seinem Patron»[44] Gallas. In der letzten großen Schlacht des Krieges, im Treffen bei Zusmarshausen 1648, war Montecuccoli als stellvertretender Kommandant des kaiserlichen Kontingents an den entscheidenden Verzögerungsgefechten beteiligt[45]. Nach dem Westfälischen Frieden hatte der Bücherliebhaber Jahre der Ruhe, in denen er für seine Studien Zeit fand, daraufhin folgten Reisen nach Italien, Schweden, in die spanischen Niederlande und bis nach London zu Oliver Cromwell. Montecuccoli begleitete im Auftrag des Kaisers die abgedankte schwedische Königin Christina nach Rom[46]. Im ersten Nordischen Krieg kommandierte er ab 1658 die kaiserlichen Auxiliartruppen, siegte 1664 bei St. Gotthard an der Raab gegen eine osmanische Übermacht[47] und befehligte die Kaiserlichen im Reichskrieg gegen Frankreich in den Jahren 1672 bis 1673 sehr erfolgreich sowie abermals 1675, hier jedoch mit weniger Erfolg und zudem schon gesundheitlich stark angeschlagen. 1664, im Jahr der großen Türkenabwehr, wurde er nur einige Tage nach dem fulminanten Erfolg bei St. Gotthard zum Generalleutnant befördert und 1668 vom spanischen König – wie auch Piccolomini – in den elitären Orden vom Goldenen Vlies aufgenommen. Diese hohe Auszeichnung, die bis zum Erlöschen der spanischen Habsburger vom spanischen König verliehen wurde, wurde Gallas nie zuteil[48]. Ebenfalls 1668 wurde der intellektuelle General zum Präsidenten des Hofkriegsrates ernannt. Seit dem 23. Mai 1669 durfte der Modenese den Titel «Hoch- und Wohlgeboren» einhergehend mit einer Wappenbesserung führen[49]. Nachdem er im Jahre 1678 den spanischen Fürstentitel «von Melfi» erhielt, gestattete ihm das Reichsoberhaupt das Führen eines Reichsfürstentitels. Allerdings

[44] Zum Verhältnis zwischen Gallas und Montecuccoli vgl. R. REBITSCH, *Gallas*, S. 12 f. und S. 412 f., sowie B. ROSSI, *Montecuccoli*, S. 190.

[45] Zu dieser Schlacht vgl. E. HÖFER, *Das Ende des Dreißigjährigen Krieges. Strategie und Kriegsbild*, Köln - Weimar - Wien 1997, S. 175-196.

[46] Dazu vgl. B. ROSSI, *Montecuccoli*, S. 203-239.

[47] Dazu vgl. vor allem G. WAGNER, *Das Türkenjahr 1664. Eine europäische Bewährung. Raimund Montecuccoli, die Schlacht von St. Gotthard-Mogersdorf und der Friede von Eisenburg* (Burgenländische Forschungen, 48), Eisenstadt 1964.

[48] Gallas hingegen, obgleich mit spanischen Truppen Sieger von Nördlingen und vom spanischen König mit dem süditalienischen Herzogtum Lucera bedacht, wurde nicht mit dem Toison d'or ausgezeichnet.

[49] Dazu K.F. VON FRANK, *Standeserhebungen und Gnadenakte für das Deutsche Reich und die Österreichischen Erblande bis 1806*, Bd. 3: *K-N*, Schloss Senftenegg 1972, S. 256.

konnte der formelle Prozess zur Erhebung in den Reichsfürstenstand vor seinem Tod in Linz nicht mehr abgeschlossen werden[50]. Seine letzte Ruhestätte fand der Feldherr in der Jesuitenkirche in Wien. Von den drei hier vorgestellten Oberbefehlshabern der kaiserlichen Armee ließen sich zwei in der imperialen Residenzstadt begraben, nur Gallas wurde nach dem Wunsch seiner Frau Dorothea Anna Maria, einer geborenen Lodron, in seiner Heimatstadt Trient zur Ruhe gesetzt[51]. Die Frau des Trienters, die selbst aus dem Gebiet des Fürstbistums stammte, folgte hier schlicht und einfach der Familientradition. Freilich symbolisierte auch die Verortung der Grabstätte, diese bleibende Memoria einer Familie, die Verbundenheit mit Hof und Herrscherdynastie[52]. Anders als Gallas, der sich nur als Schwerkranker am Hof des Reichsoberhaupts erholte, waren Piccolomini und mehr noch Montecuccoli viel in der Residenzstadt der Habsburger zugegen.

Als talentierter Heerführer stieg Montecuccoli unaufhaltsam in der Karriereleiter auf, mit seinem Bemühen um ein stehendes kaiserliches Heer wurde der Italiener zudem zum bedeutenden Heeresorganisator. Das «Soldatsein» war für Montecuccoli ein Beruf und keine zeitweilige Beschäftigung, die Organisationsform sollte daher das stehende und immer einsatzbereite Heer und nicht ein zweckgebunden anzuwerbendes Söldnerheer für den Einsatzfall sein[53]. Dieser Prozess der Verstaatlichung, der in den österreichischen Erbländern schon seit dem Dienstantritt des Generalkriegskommissars Ernst von Traun ernsthaft betrieben wurde[54], war Montecuccolis Credo. Der zwar im Zeitalter des Söldnertums sozia-

[50] Dazu vgl. F. STÖLLER, *Feldmarschall Raimund Graf Montecuccoli*, S. 182; B. ROSSI, *Montecuccoli*, S. 351 f., sowie K. PEBALL, *Montecuccoli*, in P. BROUCEK - K. PEBALL, *Militärhistoriographie*, S. 514 f.

[51] Dazu vgl. R. REBITSCH, *Gallas*, S. 366-372.

[52] Vgl. dazu die ausführliche Studie von M. HENGERER, *Zur symbolischen Dimension eines sozialen Phänomens: Adelsgräber in der Residenz (Wien im 17. Jahrhundert)*, in A. WEIGL (Hrsg.), *Wien im Dreißigjährigen Krieg. Bevölkerung – Gesellschaft – Kultur – Konfession* (Kulturstudien. Bibliothek der Kulturgeschichte, 32), Wien - Köln - Weimar 2001, S. 250-352.

[53] Dazu vgl. J. ZIMMERMANN, *Militärverwaltung und Heeresaufbringung in Österreich bis 1806* (Handbuch der deutschen Militärgeschichte), Bd. I,3: *1648-1939*, Frankfurt a.M. 1965, S. 62.

[54] Zu Ernst von Traun, der im Jahre 1643 die Agenden des Generalkriegskommissars übernommen hat und 1647 mit der Leitung des Generalkriegskommissariats betraut wurde vgl. P. HOYOS, *Ernst von Traun. Generalkriegskommissär und die Abdankung der Kaiserlichen Armee nach dem Dreißigjährigen Krieg*, phil. Dissertation, Wien, 1971.

lisierte und militärisch groß gewordene Soldat kann somit geradezu als «Prototyp» des neuen kaiserlichen Offiziers beschrieben werden[55]. Der Feldherr und Heeresreformer, der ebenfalls als weit gereister Diplomat einen guten Ruf genoss, war jedoch nicht nur erfahrener Praktiker, sondern betätigte sich auch äußerst erfolgreich als Militärschriftsteller. Als Analytiker des Kriegsgeschehens und Militärwesens brachte es der Italiener, dessen Werke viel gelesen wurden und freilich auch in der Praxis Anwendung erfuhren, zu europaweitem Ruf.

Raimondo Montecuccoli war in seiner Funktion als Hofkriegsratspräsident, als Chef der militärischen Zentralbehörde[56], und natürlich auch aufgrund der durchgehend ruhigeren politischen und militärischen Lage nach dem 1. Nordischen Krieg wesentlich öfter am Hof des Kaisers präsent als seine beiden Vorgänger Gallas und Piccolomini. Dementsprechend war der Modenese auch intensiver in die Kommunikation des Hofes eingebunden. Die «numero due dell'Impero», wie ihn sein Biograph Rossi sieht[57], war Montecuccoli bestenfalls in militärischen Belangen, nicht aber auf dem politischen Sektor, denn hier gab es versierte Staatsmänner wie den als äußerst ehrgeizig geltenden, nach dem Kardinalat strebenden Johann Weikhard Fürst von Auersperg[58] oder dessen Rivalen und Nachfolger Wenzel Eusebius Fürst von Lobkowitz[59], die allerdings beide aufgrund ihrer profranzösischen Außenpolitik in Ungnade entlassen wurden. Mon-

[55] So T. WINKELBAUER, *Ständefreiheit und Fürstenmacht I*, S. 416.

[56] Zu dieser Behörde, die keine hohen Entscheidungskompetenzen oder gar Kommandofunktionen hatte, sondern eine administrative Zentralstelle war, vgl. vor allem O. REGELE, *Der österreichische Hofkriegsrat 1556-1848* (Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs, Ergänzungsbd. I/1), Wien 1949.

[57] Dazu vgl. B. ROSSI, *Montecuccoli*, S. 301-319. Rossi nennt das Kapitel XV in seiner Biographie über den Generalleutnant, in dem es um die Zeit nach der Schlacht von St. Gotthard geht, «Numero due dell'Impero».

[58] Zu Auersperg, der als Erstminister unter Leopold I. großen Einfluss auf dessen Politik ausübte, bis er im Jahre 1669 gestürzt wurde, vgl. G. MECENSEFFY, *Im Dienste dreier Habsburger. Leben und Wirken des Fürsten Johann Weikhard Auersperg (1615-1677)*, in «Archiv für Österreichische Geschichte», 114, 1938, S. 297-509 (und Sonderdruck der Akademie der Wissenschaften in Wien, Philosophisch-historische Klasse, Wien - Leipzig 1938).

[59] Zu Reichsfürst Lobkowitz, der nach dem Sturz von Auersperg der «erste Mann im Staate» war und ebenfalls das Amt des Hofkriegsratspräsidenten innehatte, vgl. A. WOLF, *Fürst Wenzel Lobkowitz, erster geheimer Rat Kaiser Leopolds I. (1609-1677). Sein Leben und Wirken*, Wien 1869 und konzise zusammenfassend H. SCHMIDT, *Wenzel Eusebius Fürst von Lobkowitz*, in *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 14, 1985, S. 732 f. Der böhmische Adelige galt als klug, redegewandt, aber arrogant. Lobkowitz war in jungen Jahren, während des Dreißigjährigen Krieges, ein Vertrauter von Matthias Gallas.

tecuccoli stand im Übrigen in offener Gegnerschaft zu Lobkowitz, der in seinen jungen Jahren ebenfalls enge Kontakte zu Gallas unterhielt.

Wie wurde dieser Italiener, der die beiden vorher genannten Offizierskameraden zweifellos an Bedeutung weit übertrifft, in den österreichischen Erblanden ansässig?

Montecuccoli profitierte nicht von Loyalitätsbezeugungen gegenüber den Habsburgern in der Art von Gallas oder Piccolomini, die praktisch über Nacht mit wertvollen Ländereien entlohnt wurden. Der Modenese bekam lediglich das Recht, die schon im Besitz der Familie Montecuccoli befindliche Herrschaft Hohenegg als Fideikommiss einzurichten[60].

Das Fideikommiss war eine auf rechtlicher Stiftung beruhende Bindung des Familiengutes. Der Zweck eines Familienfideikommisses war adeliges Familienvermögen ungeteilt und unveräußerlich in der Hand eines Familienmitglieds zu halten, womit die Sicherung der sozialen Stellung und der vermögensrechtlichen Grundlage für die Familie über Generationen hinweg gewährleistet werden sollte[61]. Raimondo wurde 1643 von seiner Tante Barbara Gräfin Montecuccoli-Concin, die aus dem Fürstbistum Trient stammte, mit der Herrschaft Hohenegg testamentarisch bedacht. Die Herrschaft wurde im Laufe der Zeit ständig erweitert und am 2. April 1675 erteilte Kaiser Leopold I. seinem Generalleutnant die Genehmigung zur Errichtung des Montecuccolischen Herrschafts-Fideikommisses. So entstand ein äußerst ansehnlicher Herrschaftsbereich, der über viele Generationen hinweg Familienbesitz der Montecuccoli blieb.

Noch einige Bemerkungen zur sozialen Integration der italienischen Militärs in der habsburgischen Armee, die freilich vorwiegend aus deutsch sprechenden Mannschaften bestand, jedoch ein stark internationales Offizierskorps aufwies: Die kaiserliche Armee hatte zweifelsohne – wie auch für Soldaten anderer Provenienz – eine hohe Attraktivität für Italiener[62]. Neben Gallas, Piccolomini und Montecuccoli gab es noch

[60] Zur niederösterreichischen Herrschaft Hohenegg, die im Jahre 1629 von Gräfin Barbara Montecuccoli-Concin, Gattin von Hieronymus (Girolamo) Montecuccoli, erworben wurde, vgl. P. LEISCHING, *Hohenegg. Das Werden des Montecuccolischen Herrschafts-Fideikommisses in Niederösterreich*, in «Innsbrucker Historische Studien», 10/11, 1988, S. 77-88.

[61] Zur rechtlichen Struktur des Fideikommisses vgl. A. ERLER, *Familienfideikommiß*, in *Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte*, Bd. 1, 1971, Sp. 1071-1073.

[62] Kurz dazu J. ZIMMERMANN, *Militärverwaltung*, S. 128-130 und ausführlich N. VON PRERADOVICH, *Die politisch-militärische Elite in «Österreich» 1526-1918*, in «Saeculum», 15, 1964, S. 393-420.

weitere hochrangige, bekannte und weniger bekannte Generäle mit italienischem Stammbaum im kaiserlichen Heer, wie Rambaldo Collalto, Rudolfo Colloredo-Waldsee, Federico Savelli, Francesco del Caretto di Grana, Rudolfo Giovanni di Marrazino und nicht zu vergessen die aus prominentem Fürstenhaus stammenden italienischen Condottieri Mattias de' Medici oder Annibale Gonzaga[63].

Wie wurden diese italienisch sprechenden Offiziere im kaiserlichen Korps und im kaiserlichen Hofstaat aufgenommen? Es gibt, wenn auch nicht unbedingt gehäuft, so doch Hinweise, dass die sogenannten «Welschen» sich nicht immer uneingeschränkter Beliebtheit erfreuten.

Von Ressentiments gegen Ausländer – vor allem gegen die Generalität romanischer Herkunft – im Kommando des kaiserlichen Heeres berichtete zum Beispiel der bayerische Kanzler und Gesandte am Wiener Hof Bartholomäus Richel im Jahre 1634[64]: «Eß gehe bei den kaiserischen alleß in confusione, und seind die Welsche [Italiener] gar verhasst bei der armada». Ein Umstand, der besonders Ottavio Piccolomini zu belasten schien, wie uns seine Biographen wissen lassen[65]. Bei Gallas kann man ein Gefühl der Ablehnung durch die Deutschen nicht konstatieren, ebenso wenig bei Montecuccoli, obgleich man beim Modenesen noch viel an Forschungsarbeit zu leisen hat. Man darf in diesem Zusammenhang nicht

[63] Zu den italienischen Militärs im Dienste des Hauses Habsburg vgl. J.P. NIEDERKORN, *Generali italiani al servizio dell'Impero nei secoli XVI e XVII*, in «Atti e memorie della Accademia nazionale di scienze, lettere ed arti di Modena», VII, 1989-1990, S. 369-377; sowie zu den Obristen und Generälen aus dem Hause Medici vgl. C. SODINI, *L'Ercole Tirreno. Guerra e dinastia medicea nella prima metà del '600* (Biblioteca dell'«Archivum Romanicum», Serie I: Storia, Letteratura, Paleografia), Firenze 2001.

[64] Das Problem des italienischen Offizierskorps und der deutschen Mannschaften meldete auch der venezianische Gesandte am Wiener Hof an die Serenissima: Antonio Antelmi an Serenissima, Wien 22. April 1634, Österreichisches Staatsarchiv, Abteilung Haus-, Hof- und Staatsarchiv, *Dispacci Germania* 78, fol. 58-62 (Abschrift); zudem vgl. die Notizen Richels, 10. September 1634, in *Briefe und Akten zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. Neue Folge: Die Politik Maximilians I. von Bayern und seiner Verbündeten 1618-1651*, hrsg. von der HISTORISCHEN KOMMISSION BEI DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFT, Bd. 2/9: *Juni 1634 - Mai 1635*, Bearb. von K. BIERTHER, München 1986, Nr. 105, S. 233; auch V. LOEWE, *Die Organisation und Verwaltung der Wallensteinschen Heere*, Dissertation Freiburg i.Br., 1895, S. 87.

[65] Dazu vgl. kurz C. VON HÖFLER, *Beiträge zur Katastrophe des Herzogs von Friedland. Aus den Correspondenzen des Grafen Gallas*, in «Österreichische Revue», I, 1867, S. 78-100, hier S. 95-98; H. JEDIN, *Relation*, S. 334; K. BIERTHER, *Piccolomini*, S. 410 und T.M. BARKER, *Piccolomini*, S. 346-350; sowie Piccolomini an Schlick, Pilsen 22. März 1634, in DBBT V. Nr. 806, S. 265.

vergessen, dass die dritte Frau Kaiser Ferdinands III., Eleonore, die er im Jahre 1651 ehelichte, eine Prinzessin aus dem Hause Gonzaga war, die viel zur Stärkung der ohnehin schon sehr intensiv vertretenen italienischen Kultur am Wiener Hof beitrug. Obgleich eine direkte Einflussnahme ihrerseits auf die österreichische Politik selten nachweisbar ist, so darf ihre «indirekte Rolle, die sie auf politischer und religiöser, aber auch auf künstlerischer Bühne spielte, dennoch nicht unterschätzt werden»[66]. Montecuccolis Frau, Margarethe, Tochter des Fürsten Maximilian von Dietrichstein und der Anna Maria Prinzessin von Liechtenstein, das sollte nicht unerwähnt bleiben, war eine Hofdame der Kaiserin Eleonore[67]. Wie aber auch immer der individuelle Einfluss einzelner Personen auf Politik und Gunstverhältnisse im Beziehungsgeflecht der Eliten ausgesehen haben mag, eines steht fest, die italienische Kultur – Musik, Architektur, Handwerk –, aber auch die italienische Sprache waren «in» am Hof. So war das Italienische nach dem Deutschen die zweite Sprache in den Korrespondenzen des Heeres und der habsburgischen Amtsträger.

Die funktionelle Integration der italienischen Militärs ins habsburgische Staatswesen, die hier zusammenfassend nochmals betrachtet werden soll, ist hingegen zweifelsohne leichter zu definieren.

1. *Funktion in der kaiserlichen Reichsarmada.* Gallas, Piccolomini und Montecuccoli traten während des Dreißigjährigen Krieges in die kaiserliche Armee ein und brachten es als Generalleutnant zum stellvertretenden Oberbefehlshaber der kaiserlichen Armada. Sie waren für die operative Kriegführung im Feld verantwortlich und bekamen ihre Befehle direkt aus Wien. Als Generalleutnant waren sie nur dem Kaiser verantwortlich, es sei denn, es gab einen Generalissimus wie Albrecht von Wallenstein oder Erzherzog Leopold Wilhelm, die über einen gewissen Zeitraum hinweg die unmittelbaren Vorgesetzten von Gallas waren. Selbst im Zeitalter des freien Söldnertums hatte man als Feldherr natürlich umfassende Pflichten gegenüber seinem Kriegsherrn, dem Reichsoberhaupt, und auf höchstmögliche Autonomie pochende Kriegsunternehmer wie

[66] So K. FIEDLER, *Mäzenatentum und Politik am Wiener Hof. Das Beispiel der Kaiserin Eleonora Gonzaga-Nevers*, in «Innsbrucker Historische Studien», 12/13, 1990, S. 41-68, hier S. 68 und kurz zur Kaiserin Eleonore (1630-1686), Tochter Carlos II. von Mantua und dritte Frau Kaiser Ferdinands III., G. HEILINGSETZER, *Eleonore*, in B. HAMANN (Hrsg.), *Die Habsburger. Ein biographisches Lexikon*, Wien 1988, S. 79.

[67] K. KELLER, *Hofdamen. Amtsträgerinnen im Wiener Hofstaat des 17. Jahrhunderts*, Wien - Köln - Weimar 2005, S. 272.

Wallenstein waren diese drei Generalleutnante ohnehin nicht mehr[68]. Sie hatten weder die gleichen Ambitionen noch die ökonomische Potenz des Herzogs von Friedland. Ganz im Gegenteil: Montecuccoli leistete nach dem Dreißigjährigen Krieg einen erheblichen Beitrag zum Übergang vom Söldnerheer zum stehenden Heer, zum Prozess der Verstaatlichung der Armee im Machtbereich der Habsburger. Der Modenese prägte somit die habsburgische Armee ganz beträchtlich.

Der militärische Aufstieg brachte zudem nicht nur die Funktion des operativen Heerführers mit sich, sondern ging auch Hand in Hand mit dem sozialen und wirtschaftlichen Aufstieg.

2. *Herrschaftsträger in den habsburgischen Erbländern.* Mit der Vergabe großer Landgüter in den Erbländern sicherten sich die habsburgischen Kaiser eine loyale Adelsschicht, die wiederum wirtschaftlich enorm von den Donationen bzw. von der Rechtssicherheit in Form eines Fideikommisses profitierte. Friedland und Reichenberg wurden für die Gallas die Basis des ökonomischen Familienwohlstands, Nachod für die Piccolomini. Montecuccoli sicherte sich mit der Genehmigung des Fideikommisses durch Leopold I. das Nutzungsrecht der Herrschaft Hohenegg und Osterburg. Auch Nachod wurde noch zu Zeiten Ottavios zu einem Familienfideikommiss erklärt[69]. Der Landesfürst, also in diesem Fall die habsburgischen Kaiser, schuf durch diese Maßnahmen eine loyale und eine von ihm auf landesherrlicher Rechtsbasis abhängige Adelsschicht[70].

[68] Zum Kriegsunternehmertum vgl. die ausführliche Studie von F. REDLICH, *The German Military Enterpriser and his Work Force. A study in European Economic and Social History*, 2 Bde. (Beihefte zur Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 47/48), Wiesbaden 1964/1965, sowie J. KUNISCH, *Wallenstein als Kriegsunternehmer. Auf dem Wege zum absolutistischen Steuerstaat*, in U. SCHULTZ (Hrsg.), *Mit dem Zehnten fing es an. Kleine Kulturgeschichte der Steuer*, München 1986, S. 153-161, und zur Heeresstruktur im Übergang vom Söldnerheer zum stehenden Heer, das auch von Montecuccoli in Österreich forciert wurde, B. SICKEN, *Der Dreißigjährige Krieg als Wendepunkt: Kriegführung und Heeresstruktur im Übergang zum miles perpetuus*, in H. DUCHHARDT (Hrsg.), *Der Westfälische Friede. Diplomatie – politische Zäsur – kulturelles Umfeld – Rezeptionsgeschichte* (HZ Beihefte, 26), München 1998, S. 581-598 zudem ausführlich zur weiteren Entwicklung J. ZIMMERMANN, *Militärverwaltung*.

[69] Dazu O. ELSTER, *Piccolomini-Studien*, S. 13.

[70] Dazu kurz H.C. EHALT, *Ausdrucksformen absolutistischer Herrschaft. Der Wiener Hof im 17. und 18. Jahrhundert* (Sozial- und wirtschaftshistorische Studien, Bd. 14), Wien 1980, S. 29-32.

3. *Erhebung in den Reichsadel.* Nur das Reichsoberhaupt konnte die Erhebung in den Reichsadel bewirken, dies gehörte zu den wenigen Reservatrechten des Kaisers. So brachte es der aus dem landsässigen Niederadel Trients stammende Gallas in kaiserlichen Diensten nicht nur zum Generalleutnant, sondern auch zum Reichsgrafen. Piccolomini, der auf einen glänzenden und prominenten Familienstammbaum zurückblicken konnte, wurde 1650 zum Reichsfürsten kreiert. Die Montecuccoli befanden sich bereits seit Karl V. im Reichsgrafenstand, Raimondo durfte sich wenigsten in den letzten Lebensjahren als «Quasi-Reichsfürst» fühlen.

Diese drei Komponenten – hohe Chargen in der Reichsarmada, Lehnsträger in den habsburgischen Erblanden und der Aufstieg in den Reichsadel – sorgten für eine nachhaltige Integration ins Staatswesen der Habsburger. Dass dahinter, wie der Wiener Militärhistoriker Michael Hochedlinger jüngst angedeutet hat, eine gezielte Personalpolitik der Habsburger gestanden haben könnte, nämlich landfremde Söldner dem einheimischen Landadel in den hohen Militärchargen aufgrund des niedrigeren Konfliktpotentials im landesherrlichen Verhältnis zueinander und der höheren Loyalitätsbezeugung gegenüber dem Herrscherhaus vorzuziehen, ist durchaus nicht von der Hand zu weisen[71]. Neben der rechtlichen Bindung der Funktions- und Herrschaftsträger darf dabei freilich nicht der psychologische Aspekt vergessen werden. Die jeweiligen Familienoberhäupter wussten, wem sie den Aufstieg zu verdanken hatten. Gefühle wie Dankbarkeit, langfristige Verbundenheit zum Herrscherhaus, auch die moralische Verpflichtung gegenüber der Herrscherdynastie dürfen dabei keineswegs unterschätzt werden.

[71] Vgl. M. Hochedlinger, *Der gewaffnete Doppeladler. Ständische Landesdefension, Stehendes Heer und «Staatsverdichtung» in der frühneuzeitlichen Habsburgermonarchie*, in P. Mat'a - T. Winkelbauer (Hrsg.), *Habsburgermonarchie*, S. 217-250, hier S. 235.

Ingegneri militari italiani, austriaci e belgi in Lombardia nel XVIII secolo

di *Alessandra Dattero*

Tra i diversi ordini cetuali e professionali che dedicarono la propria vita attiva al servizio degli Asburgo d'Austria nel Settecento una categoria significativa fu quella dei militari. L'esercito, in seguito alla riorganizzazione messa in atto dopo le guerre di successione della prima metà del secolo, divenne un fattore essenziale del rafforzamento del dominio degli Asburgo, grazie alla sua trasformazione da un esercito di tipo feudale in un esercito professionale al servizio del sovrano. Così, da una congerie di contingenti, parte reclutati dall'imperatore e parte inviati dai ceti territoriali e guidati da colonnelli-proprietari, secondo il modello organizzativo costituitosi durante la guerra dei Trent'anni, l'esercito asburgico si trasformò in un'importante istituzione che contribuì a catalizzare un crescente attaccamento alla dinastia e l'emergere di un senso dello Stato presso diversi gruppi sociali.

L'argomento del mio contributo riguarda una componente specifica dell'esercito asburgico: gli ingegneri militari. Essi furono coinvolti nel XVIII secolo in un processo di specializzazione dei corpi tecnici, che avrebbe rivestito un'importanza non confinata soltanto a questo settore particolare, ma che ebbe ricadute significative sulle altre armi dell'esercito, sul modo stesso di intendere la professione militare e anche per certi versi sui rapporti fra le province dell'Impero.

Le riforme dell'organizzazione militare attuate nel corso del XVIII secolo in molti stati europei ebbero generalmente avvio con una riorganizzazione dei corpi tecnici, attuata mediante la fondazione di accademie per promuovere la formazione scientifica dei militari e la loro confluenza al termine degli studi nei relativi corpi specializzati di nuova costituzione. Si assistette cioè, come ha mostrato Piero Del Negro, al passaggio dal mestiere delle armi alla professione militare, cioè al passaggio da un mestiere caratterizzato da un insieme tradizionale di pratiche trasmesse soprattutto mediante l'apprendistato sul campo a una professione fondata su un corpo più o meno coerente di conoscenze tecnico-scientifiche impartite da istituzioni specializzate, che tendevano a imporsi come luogo formativo impre-

scindibile. Ad essere interessate a questo processo furono inizialmente le armi tecniche, cioè i settori dell'artiglieria e delle fortificazioni, per i quali la preparazione professionale tendeva a imporsi come presupposto per l'inclusione nei corpi specializzati. Tale processo in seguito avrebbe influenzato anche la formazione dell'ufficialità delle altre armi[1].

Nei dominî asburgici le riforme relative alla formazione e alla specializzazione dei corpi tecnici ebbero ricadute su alcuni aspetti della vita politica e sociale, in relazione anche al carattere plurinazionale dell'esercito. Nelle brigate di ingegneri fondate nel Settecento confluivano esperti di provenienza nazionale eterogenea, formatisi sempre più spesso in accademie statali, inviati nei diversi dominî e inquadrati in un corpo specializzato unitario, cui fu imposto progressivamente di adottare criteri uniformi nella propria attività; quindi un effetto indiretto di tali innovazioni risiedette in una maggiore integrazione fra gli uomini e le pratiche militari in uso presso i diversi dominî asburgici, e nella formazione di personale tecnico proveniente dai diversi territori appartenenti alla monarchia, che tendeva a identificarsi nel servizio al sovrano.

La riorganizzazione del corpo del genio fu avviata da Carlo VI e perfezionata a più riprese nel corso del XVIII secolo. Nel 1717 l'imperatore, su consiglio del principe Eugenio, istituì due accademie, con sede rispettivamente a Vienna e Bruxelles, nelle quali dovevano formarsi ingegneri militari esperti di assedi e fortificazioni. A Bruxelles fin dall'anno seguente fu formata una brigata del genio, in cui venivano inquadrati gli ingegneri militari usciti dall'accademia. Solo a partire dal 1747, quando volgeva al termine la guerra di Successione austriaca, questo corpo specializzato fu riorganizzato complessivamente in seno all'esercito asburgico mediante la fondazione del corpo del genio, su iniziativa di Carlo di Lorena, fratello dell'imperatore Francesco Stefano, l'artefice di più ampie riforme militari[2].

[1] P. DEL NEGRO, *Le scuole militari e tecniche*, in G.P. BRIZZI - J. VERGER (edd), *Le università dell'Europa. Dal rinnovamento scientifico all'età dei lumi*, Milano 1992, pp. 129-145. Oltre a un'importante evoluzione tecnica per alcuni settori dell'esercito, la diffusione dei saperi e della formazione professionale contribuirono alla promozione di criteri meritocratici di selezione e avanzamento del personale militare, a fianco dei tradizionali criteri di esclusivismo cetuale, e quindi a favorire un superamento delle coordinate di fondo della società d'antico regime: V. FERRONE, *I meccanismi di formazione delle élites sabaude. Reclutamento e selezione nelle scuole militari del Piemonte del Settecento*, in P. ALATRI (ed), *L'Europa tra Illuminismo e Restaurazione. Scritti in onore di Furio Diaz*, Roma 1993 pp. 157-200.

[2] Per le riforme militari asburgiche rinvio a C. DONATI, *L'organizzazione militare della monarchia austriaca nel secolo XVIII e i suoi rapporti con i territori e le popolazioni italia-*

Il corpo del genio era organizzato in quattro brigate, ciascuna con una propria competenza territoriale per Germania, Ungheria, Italia, Belgio, e fu affidato alla guida del colonnello Ferdinand de Bohn, che aveva servito a lungo nei Paesi Bassi austriaci e che venne nominato pro-direttore alle fortificazioni, mentre la direzione generale restava riservata al duca Carlo di Lorena. Le quattro brigate, tedesca, ungherese, italiana e belga, erano composte ciascuna da 23 ingegneri, e in tutto contavano 92 addetti che, uniti al personale amministrativo, giungevano a un organico completo di 98 unità[3].

Con la fondazione delle quattro brigate degli ingegneri si perseguiva l'intento di armonizzare l'organizzazione di un settore dell'esercito che era chiamato ad agire contemporaneamente su scala locale, con la manutenzione e l'edificazione delle piazzeforti, e internazionale, con la mobilitazione degli ingegneri nelle campagne militari in tempo di guerra. I migliori ingegneri dislocati nelle piazzeforti in caso di guerra potevano essere inviati in servizio nell'esercito campale. Si stabiliva quindi un certo legame tra ingegneria d'assedio e riordino delle piazzeforti, mentre anche la dipendenza delle quattro brigate da un'unica direzione generale sortiva l'effetto di una graduale uniformazione dei sistemi vigenti nei diversi dominî austriaci in tema di fortificazioni. Così nel settore del genio si cominciava ad attuare una tendenza che negli stessi anni si sarebbe manifestata in altri ambiti organizzativi dell'esercito, ad esempio per caserme, stipendi, casse militari. Emergeva cioè un progetto accentratore di più vasta portata, attuato con l'unificazione degli aspetti organizzativi, non solo per quanto riguardava l'esercito campale, con la parificazione di gradi, stipendi, trattamenti, ma anche per le strutture di alloggio, trasporto e fortificazione organizzate su scala locale. L'affermazione di questa tendenza nei dominî austriaci doveva fare i conti sia con l'eredità del passato, sia con le difficoltà insorte in seguito agli eventi militari in cui furono coinvolti gli Asburgo nel corso del XVIII secolo.

ne. Prime ricerche, in B. MAZOHL-WALLNIG - M. MERIGGI (edd), *Österreichisches Italien - Italienisches Österreich? Interkulturelle Gemeinsamkeiten und nationale Differenzen vom 18. Jahrhundert bis zum Ende des ersten Weltkrieges*, Wien 1999, pp. 297-329 e alla bibliografia ivi citata.

[3] H. BLASEK - F. RIEGER, *Beiträge der K. u K. Genie Waffe*, Wien, 1898, I, pp. 11-29, qui p. 227 figura un prospetto dei componenti delle brigate; F. GATTI, *Geschichte der K. u K. Ingenieur- und K. u K. Genie-Akademie, 1717-1869*, Wien, 1901; K. VON SCHRÖDER, *Beiträge zur Geschichte der k. k. österreichischen Génie-Corps von seiner Errichtung bis zum Jahre 1763*, in «Mitteilungen des k. k. Génie-Comité», 1868, 13, pp. 66-67. Per la brigata belga cfr. E. ROOMS, *Renouveau de l'architecture militaire dans les Pays-Bas autrichiens*, in H. HEPPNER - W. SCHMALE (edd), *Festung und Innovation*, Bochum 2005, pp. 105-144.

Esaminiamo ora il caso specifico della Lombardia austriaca per verificare in che modo trovò attuazione il nuovo ordinamento e quali ricadute ebbero queste riforme militari. La brigata italiana degli ingegneri ebbe sede a Milano, e nella seconda metà del secolo si occupò prevalentemente dei restauri e della riorganizzazione del sistema di piazzeforti milanese e mantovano. Gli ingegneri della brigata dovettero affrontare una serie di problemi legati al sistema di piazzeforti ereditato dall'età spagnola, che andava ripensato e adattato ai cambiamenti sia di ordine geo-politico che dipendenti dalle trasformazioni dell'organizzazione militare che la monarchia austriaca aveva promosso. L'organizzazione militare lombarda era stata fino a quel momento prevalentemente imperniata sulle città: ogni città che intendeva definirsi tale era dotata di un circondario di mura che la separava dal contado, con una cittadella che costituiva il fulcro delle forze militari. Milano, Como, Cremona, Lodi, Pavia seguivano questo modello di difesa. A queste città fortificate si aggiungevano altri fortilizi posti in località confinarie o in posizioni strategicamente importanti, come Lecco, Trezzo, Pizzighettone e il forte di Fuentes. La manutenzione di queste piazzeforti in età spagnola era affidata all'ufficio delle munizioni, una sezione del magistrato ordinario, i cui ingegneri si occupavano di seguire gli appalti per le riparazioni e gli altri lavori necessari. In una fase successiva era stata creata la carica di sovrintendente generale alle fortificazioni, carica annessa a quella di generale dell'artiglieria, assegnata di norma a un patrizio milanese[4]. Erano per lo più ancora ingegneri di formazione civile, cioè promossi alla professione attraverso esami d'ammissione ai collegi cittadini, a occuparsi di stipulare i contratti per la manutenzione delle strutture militari. Ingegneri, quindi, che provenivano dal tradizionale sistema cittadino di selezione secondo criteri di esclusivismo cetuale, senza una efficace verifica della formazione e della preparazione professionale[5].

[4] Sull'attività del soprintendente generale alle fortificazioni cfr. Archivio di Stato di Milano (d'ora in poi ASMi), *Registri delle cancellerie dello stato*, XXXIII.

[5] Sull'organizzazione delle professioni nello Stato di Milano si vedano E. BRAMBILLA, *Il «sistema letterario» di Milano. Professioni nobili e professioni borghesi dall'età spagnola alle riforme teresiane*, in A. DE MADDALENA - E. ROTELLI - G. BARBARISI (edd), *Economia, istituzioni, cultura in Lombardia nell'età di Maria Teresa*, Bologna 1982, III, pp. 79-160; G. BIGATTI, *La matrice di una nuova cultura tecnica. Storie di ingegneri (1750-1848)*, in L. BLANCO (ed), *Amministrazione, formazione e professione: gli ingegneri in Italia tra Sette e Ottocento* (Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento. Quaderni, 52), Bologna 2000, pp. 31-89. Anche nei dominî ereditari austriaci a occuparsi delle fortificazioni erano spesso ingegneri civili, talvolta posti sotto il comando di un ingegnere militare, sovente di provenienza straniera; nel Cinquecento e Seicento predominavano gli italiani: H. BLASEK - F. RIEGER, *Beiträge*, cit., pp. 5 ss.

Durante le guerre di Successione spagnola e polacca giunsero in Italia, al seguito delle truppe imperiali, ingegneri militari inquadrati nell'esercito, che rimasero in servizio nello Stato di Milano anche al termine della guerra. Nel 1736 risultavano infatti attivi nei ducati di Milano e Mantova alcuni ingegneri militari di diversa provenienza, inquadrati nell'esercito del principe Eugenio. Vi erano il colonnello Monti, il colonnello Nicola Peroni[6], il capitano, poi sergente maggiore e infine tenente colonnello degli ingegneri, Cristoforo Peltier[7], il tenente, poi capitano e infine sergente maggiore degli ingegneri, Ignaz Koch[8], Domenico Blasco, Angelo Blasco, i capitani Du Pont, Cremerius, Neühaus, i tenenti Rochmiller, Anton Ketten, Mussio, il conduttore Pierre Beaumont[9]. L'organizzazione della brigata italiana nel 1748 come parte del più ampio corpo del genio militare asburgico sanciva una svolta definitiva, già preparata nei precedenti anni di guerra, sottraendo il settore delle mura e delle fortificazioni alla direzione degli organi locali, cioè degli ingegneri camerali dell'ufficio delle munizioni e del sovrintendente alle fortificazioni, e trasferendolo a un corpo specializzato dell'esercito imperial-regio. Così, da quel momento, la manutenzione degli edifici militari fu sottratta alla contrattazione con gli organi locali interpreti degli interessi del patriziato lombardo, e fu attribuita a ingegneri militari appartenenti a un corpo del genio alle dirette dipendenze del duca di Lorena.

Ma chi erano questi ingegneri militari inquadrati nella brigata italiana? A un esame del personale appartenente alla brigata italiana emerge una loro origine nazionale assai composita. Prendiamo in considerazione innanzitutto il grado più alto, cioè i colonnelli ingegneri che si succedettero al comando della brigata. In questo ruolo troviamo in più occasioni colonnelli originari dei Paesi Bassi austriaci. Il primo fu Ernesto Tello, che guidò la brigata dalla sua istituzione nel 1748 fino al 1763. Formatosi all'accademia di Bruxelles, Tello era capitano nella brigata belga già negli anni Venti, e anche dopo il suo insediamento a Milano era stato chiamato

[6] Nicola Peroni fu in servizio come colonnello degli ingegneri a Milano tra il 1719 e il 1725, anno in cui fu destinato in «Germania»: ASMi, *Militare*, p.a., 282.

[7] Cristoforo Peltier aveva servito nella guerra in Sicilia, e risulta attivo a Milano tra il 1722 e il 1733: ASMi, *Militare*, p.a., 282.

[8] ASMi, *Militare*, p.a., 263, Vari atti che ne attestano l'attività a Milano tra il 1724 e il 1737.

[9] ASMi, *Militare*, p.a., 16, Richiesta di un alloggio da parte del comandante Khevenhüller a Olivazzi per i tenenti ingegneri Rochmiller, Ketten e Cremerius; Kriegsarchiv Wien, *Alte Feldakten*, 485, tabella delle truppe cesaree acquartierate a Milano, Mantova, Parma e Piacenza nel 1737.

a servire nella guerra dei Sette anni[10]. Alla sua morte vi fu un periodo di vacanza della carica, e diresse i lavori alle piazzeforti il luogotenente colonnello ingegnere Domenico Blasco, di origine siciliana, che serviva nella brigata italiana fin dalla sua formazione[11]. Anche Domenico Blasco quindi apparteneva a un gruppo di ufficiali asburgici di provenienza nazionale eterogenea, distintisi nel servizio al sovrano durante le guerre della prima metà del secolo, accomunati dalle capacità tecniche e dalla fedeltà agli Asburgo d'Austria, che contribuirono ad avviare il complesso processo riformatore delle istituzioni settecentesche. Già durante la luogotenenza di Blasco, fin dal 1764, era stato chiamato a dirigere la brigata italiana un altro belga, Jacques Robert Spallard, che però giunse a Milano solo il 2 luglio 1766. Anche lo Spallard era in età avanzata, giacché era stato insieme a Ernesto Tello nella brigata belga fin dall'epoca della sua formazione. Promosso colonnello nel 1747 e *Generalmajor* per il servizio prestato nella guerra dei Sette anni, a Milano fu spesso malato e nel 1769 morì[12]. Fin dal 1767, per le sue continue assenze, gli era stato affiancato il maggiore Tobias Hauser, formatosi all'accademia del genio di Vienna, che aveva prestato servizio in Ungheria[13]. Dopo la morte di Spallard, a ricoprire la sua carica fu chiamato il tenente colonnello Nicolò Baschiera,

[10] H. BLASEK - F. RIEGER, *Beiträge*, cit., p. 18.

[11] Domenico Blasco era in servizio in Sicilia negli anni 1719-1721 come luogotenente ingegnere cartografo subordinato al generale Samuel Schmettau: E. HOFSTÄTTER, *Beiträge zur Geschichte der österreichischen Landesaufnahmen*, Wien 1989, I, p. 34. Egli è personaggio noto soprattutto perché era padre di Teresa Blasco, la donna che sposò esare Beccaria con un matrimonio duramente osteggiato dalla famiglia di quest'ultimo per il divario di condizione sociale. Un altro suo figlio, Michele Blasco, era amico dei Verri e di Cesare Beccaria, fu tra i membri dell'Accademia dei Pugni e collaboratore del Caffè: *Cesare Beccaria tra Milano e l'Europa*, Milano 1990, pp. 595-599. Anche lo zio di Domenico Blasco, Michelangelo, era stato un ingegnere della brigata italiana, giubilato nel 1748.

[12] Sulle sue origini e la carriera cfr. H. BLASEK - F. RIEGER, *Beiträge*, cit., pp. 18, 227. Si ha notizia della nomina dello Spallard, *ibidem*, p. 41 e in una nota del plenipotenziario Firmian ai due commissari dello Stato e di guerra: ASMi, *Militare*, p.a., 298, Minuta del 23 giugno 1764; il suo decesso avvenuto il 4 settembre 1769 dopo un periodo di malattia e diverse assenze da Milano, fu annunciato dalla moglie a Firmian (ASMi, *Militare*, p.a. 298, Lettera della signora Donon Spallard a Firmian, 7 settembre 1769).

[13] ASMi, *Militare*, p.a., 298, Lettera di Kaunitz a Firmian, 9 aprile 1767. Tuttavia questa doppia direzione non parve dare buoni risultati. Scriveva infatti il plenipotenziario: «non parlando questo benemerito generale altro linguaggio che il francese, ed il maggiore Hauser il solo tedesco, difficilmente s'intendono delle massime fra loro, non mai per difetto di volontà, ma per una combinazione di circostanze alla quale né vostra altezza né io possiamo rimediare»: ASMi, *Militare*, p.a., 14, Lettera di Firmian a Kaunitz, 9 aprile 1768.

forse di origine romana, che era in servizio a Mantova da diversi anni, e sul quale mi soffermerò più avanti.

Nei gradi inferiori della brigata italiana troviamo pure un cospicuo numero di ingegneri di varia provenienza, fra i quali dominano i belgi[14]: il tenente colonnello Jaqueneau, il maggiore Johann Rebain, il tenente Franz Terraillon, poi passato alla brigata dei Paesi Bassi come capitano, il sottotenente Reverend, il conduttore Adamo Mazurides, trasferitosi anch'egli nei Paesi Bassi[15]. La presenza di belgi fra gli ingegneri attivi in Italia in realtà è documentata fin dagli anni della guerra di Successione spagnola, quando erano giunti al seguito dell'esercito imperiale. In quel periodo, ad esempio, troviamo il tenente degli ingegneri Giovanni Gabriele Voet, che era entrato nell'esercito imperiale come soldato e aveva poi percorso vari gradi della carriera militare, divenendo alfiere, tenente ingegnere e poi capitano di cavalleria. Nel 1707 era giunto in Italia con l'esercito del principe Eugenio, da cui aveva ottenuto la patente di capitano ingegnere *ad interim*, e qui rimase in servizio per il resto della sua vita attiva. Dopo aver lavorato alle fortificazioni di Tortona e Pavia, nel 1720 ebbe la patente di capitano ingegnere imperiale e fu destinato alla provincia di Comacchio, in quanto «soggetto d'esperienza», per procedere a riparazioni al porto di Magnavacca (oggi Porto Garibaldi) e allo scarico dei canali maestri, e per redigere una mappa dei siti confinari controversi con Bologna e Ferrara. Nel 1725, dopo la restituzione di Comacchio al dominio papale, Voet fu destinato nello Stato di Milano come capitano ingegnere, fu nominato tenente colonnello dell'artiglieria nazionale, e fu poi a Serravalle e a Tortona per occuparsi dei lavori di restauro delle

[14] Sugli scambi fra Lombardia e Paesi Bassi austriaci si può far riferimento ai risultati di un recente convegno internazionale raccolti negli atti da B. BERNARD (ed), *Lombardie et Pays-Bas Autrichiens. Regard Croisés sur les Habsbourg et leurs reformes au XVIIIe siècle* (Études sur le 18° siècle, 36), Bruxelles 2008; cfr. anche precedenti studi del gruppo di lavoro belga su questo tema: B. BERNARD, *Bruxellois à Vienne, viennois à Bruxelles* (Études sur le 18° siècle, 32), Bruxelles 2004; M. ROLAND - H. HASQUIN (edd), *Unité et diversité de l'empire des Absbourg à la fin du XVIIIe siècle*, Bruxelles 1988; per un recente lavoro comparativo su Ungheria, Lombardia e Belgio si veda A. SZÁNTAY, *Regionalpolitik im alten Europa. Die Verwaltungsreformen Josephs II. in Ungarn, in der Lombardei und den Österreichischen Niederlanden, 1785-1790*, Budapest 2005.

[15] ASMi, *Militare*, p.a., 16, Traduzione della lettera del governatore Harrach al capo commissario Hoffmann, 1° settembre 1748, con allegato un elenco dei componenti della brigata italiana del 31 agosto 1748. I conduttori costituivano il grado più basso della brigata ed erano una sorta di apprendisti poco pagati. Terraillon e Mazurides nel 1754 risultavano trasferiti nei Paesi Bassi: ASMi, *Militare* p.a., 16, Lista annessa al rescritto del Consiglio aulico di guerra, 1 gennaio 1754.

piazzeforti. Nel 1733 partecipò alla difesa del castello di Milano come capitano ingegnere e capo minatore; il 1° novembre 1747 fu giubilato[16]. Gabriele Voet quindi aveva trascorso la sua vita professionale al servizio del sovrano sui campi di battaglia, nelle piazzeforti e in territori contesi, e, grazie alle competenze tecniche acquisite, aveva percorso vari gradi della carriera, dalla condizione di soldato semplice fino alla carica di capitano degli ingegneri.

Altri ingegneri che servirono in Lombardia erano di origine germanica: il tenente colonnello Schwendemann; il maggiore Ignaz Koch; il capitano Anton Ketten, il cui figlio Georg avrebbe seguito la carriera del padre entrando a studiare all'accademia degli ingegneri di Vienna[17]; il tenente Krabs; Ferdinand Fähnrich conduttore nella piazzaforte di Mantova nel 1755, poi tenente maggiore e infine capitano, inviato all'armata nel 1779[18]; Tobias Hauser, maggiore degli ingegneri in Ungheria, trasferito a Milano nel 1767 per assistere lo Spallard malato[19]. Infine nella brigata italiana figurano altri, come Franz Anton Riedl[20], Ludwig Breidt, Schwandner, König, il cui nome suona germanico, ma di cui non mi è stato possibile verificare la nazionalità.

Non mancava il personale di origine autoctona. Gli italiani inclusi nella brigata erano, come i loro colleghi, ingegneri già in servizio nell'armata d'Italia durante le guerre di successione, e furono in seguito inquadrati nel nuovo corpo specializzato. Essi avevano provenienza eterogenea dai diversi stati italiani, e quindi non si possono propriamente ritenere appartenenti

[16] ASMi, *Militare*, p.a., 309, Lettera del governatore al commissario dello Stato di Milano, 28 maggio 1722; Supplica del capitano Voet al governatore, s.d. [1727]; Supplica di Benigno Voet, suo figlio, al plenipotenziario, s.d.

[17] F. Gatti, *Geschichte*, cit., I, p. 321.

[18] Ferdinand Fähnrich era conduttore a Mantova nel 1755: ASMi, *Militare*, p.a., 16, Ringraziamenti di Baschiera al plenipotenziario per aver inviato a Mantova il conduttore Fähnrich e il primo tenente Dättel, 8 giugno 1755. Collaborò con Baschiera nella redazione dei disegni per realizzare la chiusa di Governolo: G. Suitner Nicolini, *Un progetto settecentesco per la chiusa e per il sostegno di Governolo*, in A. Belluzzi, *Mantova nel Settecento. Un ducato ai confini dell'Impero*, Catalogo della mostra, Mantova aprile-giugno 1983, Milano 1983, pp. 80-91. Divenne infine capitano ingegnere dell'armata: H. Blasek - F. Rieger, *Beiträge*, pp. 235 e 276.

[19] ASMi, *Militare*, p.a., 263, Minuta di Firmian ad Antonio Litta, commissario dello Stato, 16 giugno 1767. Tobias Hauser aveva studiato all'Ingenieur Akademie di Vienna ed era stato incluso nel corpo degli ingegneri cadetti: H. Blasek - F. Rieger, *Beiträge*, cit., p. 38.

[20] Franz Anton Riedl fu ammesso all'accademia degli ingegneri di Vienna il 17 febbraio 1718 e inviato a Milano nel 1719: F. Gatti, *Geschichte*, cit., I, p. 92.

alla stessa nazione. Vi erano i tenenti colonnelli Domenico e Michel'Angelo Blasco di origine siciliana, di cui si è già detto, e il capitano Giorgio Antonio Cristani di Rallo, trentino, che frequentò nel 1719 l'Ingenieur Akademie di Vienna e nel 1748 entrò nella brigata italiana in qualità di capitano degli ingegneri[21]; nella brigata italiana figuravano infine i tenenti Faigelli e Musio, i sottotenenti Agudio e Rodolfo La Croce, il capitano Nicolò Baschiera, forse di origine romana, il conduttore Giuseppe Cavagna[22].

La brigata era quindi, quanto a origine nazionale, piuttosto composita, e si può dire che rispecchiasse, accentuandola molto, l'eterogeneità dell'esercito imperiale; qui interveniva in particolare la variante di una sovrarappresentazione della componente belga, forse dipendente dalla precoce organizzazione locale dell'accademia e del corpo del genio e dal fatto che Carlo di Lorena, direttore del corpo del genio, risiedeva a Bruxelles come governatore[23]. Per la nomina degli ingegneri militari la formazione sul campo di battaglia e, nella seconda metà del secolo, il titolo professionale acquisito all'accademia, oltre ai meriti di servizio, si dimostrarono criteri più importanti di selezione rispetto all'origine cetuale e nazionale. Da un lato questi impieghi avevano assunto una connotazione più nettamente militare, e per questo motivo si presentavano come un servizio reso al sovrano nell'esercito imperial-regio svincolato in una certa misura dalle maglie del particolarismo dello Stato regionale-cittadino, dall'altro il livello intermedio di queste professioni tecniche le rendeva meno ambite dalle famiglie più eminenti, e quindi contribuiva a sottrarle alla provvista di posti che, per alcune cariche militari stanziali, si tendeva a riservare ai patriziati cittadini. Questo insieme di concause contribuì a creare un corpo specializzato plurinazionale sempre più regolamentato da ordinamenti unitari in tutto l'Impero asburgico.

Soffermiamoci ora sull'organizzazione del corpo e sull'attività svolta dagli ingegneri della brigata italiana. Nel 1754, quindi pochi anni dopo la sua

[21] *Ibidem*, I, p. 93. I Cristani di Rallo appartenevano alla nobiltà rurale delle valli trentine; il fratello di Giorgio Antonio, Girolamo Nicolò, chiese a Carlo VI nel 1725 la conferma della nobiltà col titolo di cavaliere, e fu cancelliere dell'arcivescovo di Salisburgo Leopoldo Firmian. La figlia Leopoldina sposò Nicolò Antonio Pilati, da cui nacque Carlantonio: E. GARMS-CORNIDES, *Dalla regolata devozione al miglioramento dell'economia rustica. Il canonico Gianandrea Cristani tra Salisburgo e la Val di Non*, in «Atti della Accademia Roveretana degli Agiati», 249, 1999, pp. 235-279.

[22] Giuseppe Cavagna fu ammesso all'accademia degli ingegneri di Vienna il 23 febbraio 1739: F. GATTI, *Geschichte*, cit., I, p. 99.

[23] M. GALAND, *Charles de Lorraine, gouverneur général des Pays-Bas autrichiens (1744-1780)*, Bruxelles 1988.

formazione, il ministro plenipotenziario Beltrame Cristani ne lamentava l'esigua consistenza, la scarsa operosità e protestava per il conseguente cattivo stato in cui versavano le fortificazioni, cui nessuno aveva più posto mano dopo le devastazioni subite durante le guerre di successione. Scriveva Cristani a Sylva Tarouca, presidente del Consiglio d'Italia, nel 1754: «la brigata degli ingegneri esiste in Italia solamente per scritto, mentre gran parte della medesima è bensì pagata in Italia, ma serve in altre province ... In tal guisa la brigata d'Italia è inutile, e la cassa d'Italia non serve che a sollievo delle casse delle province dove è impiegata una parte degli ingegneri». Egli proponeva quindi o di sospendere il soldo a coloro che non erano effettivamente in servizio o di renderli operativi in Italia[24]. Da questa e da altre lettere dello stesso tenore si evince che la maggior parte degli ingegneri dipendenti dalla brigata d'Italia figurava solo sulla carta: molti di essi erano stati destinati in Italia, ma solo nel senso che erano a carico della cassa d'Italia, mentre in realtà erano stati comandati in altri dominî della monarchia, soprattutto nei Paesi Bassi austriaci da cui provenivano e anche in Ungheria. Nei Paesi Bassi del resto risiedeva anche Carlo di Lorena, direttore del corpo del genio, che ricopriva la carica di governatore. Quindi l'accademia belga in realtà funzionava come luogo formativo da cui inviare i giovani al termine degli studi anche in altre province della monarchia. Per quanto riguarda Milano però ben presto questa destinazione si era rivelata solo fittizia, e funzionale a manovre di cassa, o comunque per motivi diversi molti ingegneri forestieri spesso riuscivano a farsi destinare in patria, mentre a Milano restava solo l'onere delle loro paghe. A questi spostamenti si aggiungeva un altro tipo di trasferimento, che si verificava quando, a causa delle contingenze generate dalla situazione politica internazionale, si rendeva necessario inviare molti ingegneri di stanza nelle province sui fronti di guerra. Allora da tutti i dominî venivano richiamati gli ingegneri ritenuti capaci di servire in campagna e si lasciavano i più anziani a seguire i lavori già avviati. Così durante la guerra dei Sette anni la maggior parte degli ingegneri ancora presenti in Lombardia, a partire da Ernesto Tello, il capo della brigata, furono inviati a servire sui campi di battaglia[25].

[24] ASMi, *Militare,* p.a., 16, 18 giugno 1754. Anche Joseph von Harrach, presidente del Consiglio aulico di guerra, lamentava la «bisherige Inaction bey reparieren und fortificieren deren im Staat von Mayland belegenene Vesten Plätzen». Infatti non erano state redatte relazioni sulle piazzeforti, «ausser jener von Mantua, welcher Baschiera eingeschickt hat»: Kriegsarchiv Wien, *Hofkriegsrath Rubriken,* 333, 1754, 13 dicembre 1754.

[25] Nel 1762 il colonnello Domenico Blasco, vicecomandante della brigata d'Italia, nel giustificarsi per un rimborso spese ritenuto esorbitante, faceva presente che «in tutte le piazze non vi sono che quattro ingegneri, l'ultimo de' quali poco o nulla serve», e

Ma torniamo alle proteste di Cristani, cui Maria Teresa rispose in prima battuta con uno stanziamento straordinario di 100.000 fiorini per il riattamento di tutte le fortezze lombarde, affidandone la direzione allo stesso plenipotenziario Cristani. In questa occasione fu concesso dalla sovrana alla Lombardia austriaca un sistema diverso da quello vigente nelle altre province austriache. Gli ingegneri della brigata d'Italia per la presentazione dei loro progetti annuali di manutenzione o edificazione delle piazzeforti non sarebbero più dipesi direttamente dal pro-direttore generale del genio, Ferdinand de Bohn, ma dal ministro plenipotenziario Cristani. Questi avrebbe ricevuto i progetti, li avrebbe trasmessi al pro-direttore Ferdinand de Bohn, che li avrebbe inviati al Consiglio aulico di guerra per l'approvazione. Sempre il plenipotenziario avrebbe curato la realizzazione delle opere approvate e la tenuta della cassa. In sostanza, a differenza del metodo attuato nelle altre province, in Lombardia fu riconosciuto al governo del plenipotenziario un ruolo direttivo e intermediario rispetto agli organi militari viennesi in tema di piazzeforti. Si pensava forse in questo modo di tacitare le proteste del Cristani, assegnando la direzione dei progetti al plenipotenziario stesso, che in questo modo avrebbe avuto l'opportunità di seguire direttamente i lavori, sollecitando personalmente sia gli ingegneri, sia la pro-direzione del genio a promuovere i restauri al pari di quanto veniva fatto negli altri dominî austriaci[26]. Con il finanziamento straordinario ottenuto da Cristani si inaugurò anche una nuova prassi nella manutenzione delle piazzeforti: non si sarebbe più proceduto effettuando i lavori «in economia», affidandone cioè la cura ai soli ingegneri, ma attraverso appalti di manutenzione a società specializzate, che proprio in quegli anni stavano emergendo e che in alcuni casi avrebbero assunto grandi dimensioni proprio grazie all'esperienza degli appalti per le piazzeforti[27]. In questo periodo fu avviato un fitto carteggio fra Cristani e de Bohn circa l'opportunità di restaurare tutte le piazzeforti lombarde: il primo era fautore di un riattamento generale, mentre il secondo era dell'opinione che solo tre o quattro fortezze meritassero di mantenere un

lamentava che dall'Italia, così come dall'Ungheria, erano stato richiamati «li più bravi ingegneri per farli servire all'armata». Restavano in Lombardia infatti, oltre a lui, solo il capitano Giorgio Antonio Cristani di Rallo, e altri due ingegneri, Agudio e Krabs, che erano anziani e già giubilati: ASMi, *Militare*, p.a., 14, Relazione di Domenico Blasco al plenipotenziario, 25 marzo 1762.

[26] Anche Ferdinand de Bohn ammetteva che vi era stato un maggiore impegno nei restauri delle piazzeforti di altri dominî austriaci: ASMi, *Militare*, p.a., Lettera di de Bohn a Cristani, 5 luglio 1755.

[27] S. Bobbi, *La Milano dei Fé. Appalti e opere pubbliche nel Settecento*, Soveria Manneli (Catanzaro) 2006.

effettivo ruolo militare, mentre le altre avrebbero potuto essere dismesse e destinate ad altro uso[28].

Beltrame Cristani, per far fronte alle nuove incombenze relative all'amministrazione militare della Lombardia, a partire dal 1755 riunì una commissione mista economico-militare, da lui presieduta. La commissione si riuniva una volta al mese e vi sedevano, oltre al plenipotenziario, il comandante militare (Ferdinand Karl Aspremont-Lynden, poi Giambattista Serbelloni, infine Karl Leopold Stain), il commissario dello Stato (il marchese Antonio Litta e poi il figlio Pompeo), il capo commissario di guerra Anton Spech, il questore marchese Girolamo Castiglioni, il colonnello e alcuni ingegneri militari affiancati da ingegneri civili secondo necessità, il segretario di guerra, un ragionato. Ad essa furono demandati non solo la cura delle riparazioni alle piazzeforti, ma anche tutti gli altri affari militari che restavano di pertinenza del plenipotenziario per le truppe di stanza in Lombardia, cioè quelli relativi agli appalti per la manutenzione di caserme, per i trasporti, per le sussistenze, nonché per ospedali, spezierie, marce, insomma per tutti gli aspetti amministrativi e di supporto che dovevano far capo al governo provinciale[29]. Una commissione analoga fu istituita dal plenipotenziario a Mantova, città che dall'11 agosto 1753 era stata designata con un dispaccio sovrano come «piazza d'arme per i nostri stati d'Italia». Era composta dal plenipotenziario Cristani come vicegovernatore, il comandante militare della città, barone Carlo Cavalieri, il presidente camerale Giulio Viva, il questore conte Malaguti, il capo commissario Hoffman, il questore Barbieri sovrintendente agli alloggi, l'avvocato fiscale Francesco Antonio Tamburini, il tenente colonnello dell'artiglieria conte Tartagna, il capitano ingegnere Nicolò Baschiera, il prefetto generale alle acque Azzalini[30].

Nel 1760 a Ferdinand de Bohn successe nel comando del corpo del genio il conte Ferdinand Amadäus Harrsch, che compì un ulteriore passo verso la costituzione di un corpo unitario degli ingegneri militari dei dominî austriaci: furono unificate le brigate tedesca, ungherese e italiana, mentre

[28] Su questo tema rinvio a A. DATTERO, *Piazzeforti, eserciti e città durante l'età moderna. Il caso della Lombardia Austriaca nel XVIII secolo*, in L. ANTONIELLI - C. DONATI (edd), *Al di là della storia militare. Una ricognizione sulle fonti*, Atti del convegno, Soveria Mannelli (Catanzaro) 2004, pp. 127-151.

[29] ASMi, *Militare*, p.a., cart. 14, Verbali degli appuntamenti della commissione militare mista dal 7 luglio 1755 al 17 febbraio 1770.

[30] ASMi, *Militare*, p.a., cart. 14, Verbali di alcuni appuntamenti della commissione militare mista di Mantova del 1752.

quella belga continuò a rimanere separata. Tre anni dopo, nel 1763, il soldo degli ingegneri fu posto a carico della cassa di guerra e non più di quella delle province[31]. Anche questa decisione andava nella direzione di una considerazione degli ingegneri militari come componenti di un corpo appartenente all'esercito, e quindi retribuito insieme alle altre armi, e non dalle province in cui era in attività. La tendenza che si andava affermando a partire dai decenni che seguirono alla guerra di Successione austriaca era rivolta al rinnovamento di un esercito plurinazionale, che si voleva più rispondente «ai nostri usi di Germania», come spesso si legge nei dispacci. Un esercito cioè che doveva essere ispirato a criteri il più possibile uniformi di organizzazione anche a livello territoriale, presupposto necessario per promuoverne l'efficienza, senza dimenticare il problema del *Glück der Soldaten*, declinazione in campo militare del tema della «pubblica felicità». Questa nuova prospettiva a lungo andare sortiva l'effetto di promuovere una maggiore identificazione dei militari nel servizio al sovrano.

L'unificazione delle brigate però non sortì alcuna conseguenza riguardo al numero degli ingegneri comandati in Italia. Come abbiamo accennato, le contingenze della guerra dei Sette anni avevano determinato la necessità di inviare la maggior parte degli ingegneri validi ai campi di battaglia. Nel 1763 figuravano in servizio in Italia solo i due tenenti colonnelli Domenico Blasco e Nicolò Baschiera, il sottotenente Giuseppe Walter, e i giubilati capitano Cristani di Rallo, tenente maggiore Crabs e sottotenente Agudio. Mancavano per completare la brigata un colonnello, un tenente colonnello, cinque capitani, sei tenenti maggiori, sei sottotenenti, cinque conduttori. Così, se le paghe della brigata al completo ammontavano a 1.699 fiorini e 30 carantani, inviati con cambiali di mese in mese a Vienna dalla cassa d'Italia, l'importo effettivamente erogato per gli stipendi in Italia era solo di 453 fiorini, con un avanzo di ben 1.246 fiorini e 30 carantani incamerati dalla cassa di guerra[32]. Anche al termine della guerra dei Sette anni gli effettivi della brigata non furono accresciuti. Nonostante le pressioni del plenipotenziario, dal Consiglio aulico di guerra si ripetevano risposte negative: in una nota del 1768 per far fronte a un'ulteriore richiesta di personale si consigliava di avvalersi di ingegneri civili in appoggio a quelli militari, perché dalla direzione del genio non era possibile inviarne altri[33].

[31] H. Blasek - F. Rieger, *Beiträge*, cit., pp. 35-42.

[32] ASMi, *Militare*, p.a., 225, Tabelle allegate alla nota del capo commissario Spech al plenipotenziario, 31 ottobre 1763.

[33] Baschiera si dichiarava contrario a questa ipotesi, poiché gli ingegneri civili «esorbiranno con le diete e spese forzose», e consigliava «che si prendessero de' giovani del

La commissione militare mista in questi anni procedette di conseguenza e ingaggiò l'ingegnere Giuseppe Ricchini, appartenente alla nota famiglia di ingegneri milanesi impegnati nel civile e nel militare, e figlio di Francesco Maria Ricchini, un ingegnere camerale che aveva servito nei restauri delle fortificazioni nei primi decenni del secolo[34]. Giuseppe Ricchini fu ammesso alle sedute della commissione militare mista, assumendo quindi un ruolo direttivo e non solo subordinato. Oltre che del Ricchini la commissione continuò ad avvalersi del lavoro di diversi ingegneri cittadini, che erano chiamati a svolgere sopralluoghi alle piazzeforti su commissione volta per volta[35]. Restava quindi imperfetto il passaggio all'amministrazione militare di una branca che, almeno negli intenti, si era voluto riservare all'esercito, come avveniva in altri paesi europei. A Milano, del resto, lo stesso regolamento attribuiva al plenipotenziario, un'autorità tutt'altro che militare, la supervisione sui lavori alle piazzeforti. Qui l'autorità locale del plenipotenziario si era dimostrata importante per garantire una ripresa dei lavori e un impegno costante nella manutenzione ordinaria, portata avanti appunto, in assenza di molti ingegneri militari, ricorrendo ai civili. Tuttavia il restauro generalizzato di tutte le piazzeforti attuato negli anni Cinquanta rispecchiava un modello strategico più tradizionale, quello di età spagnola, imperniato prevalentemente sulla difesa delle città, piuttosto che su una considerazione più unitaria della regione da difendere. Cristani, che aveva sostenuto questa prassi, rifletteva obiettivi di tipo architettonico conservativo spesso legati a interessi locali, più che alla ricerca dell'efficienza militare che stava maggiormente a cuore alle autorità viennesi.

A partire dal 1770 alla pro-direzione del genio fu nominato il feldmaresciallo Carlo Pellegrini, di origine veronese, che riordinò l'Ingenieur Akademie e divenne la massima autorità del genio e delle fortificazioni

paese, quali sapessero bene l'aritmetica, disegnare e scrivere e che a questi si assegnasse un mediocre soldo mensuale atto al loro mantenimento, unitamente alla speranza d'impiegarli in posti stabili quando se ne rendessero meritevoli»: ASMi, *Militare*, p.a., 225, Lettera di Baschiera a Firmian, 1° settembre 1768.

[34] Sull'attività dei Ricchini cfr. P. MEZZANOTTE, *L'architettura milanese dalla fine della signoria sforzesca alla metà del Seicento*, in *Storia di Milano*, Milano 1957, X, pp. 561-646, in particolare pp. 635-636.

[35] Nel 1761 ad esempio furono fatti collaudi al castello di Cremona ad opera di Nicolò Dusi e di Giovanni Battista Costa, ingegneri collegiati della città; a Pavia si fece ricorso all'ingegnere collegiato Domenico Birago: ASMi, *Militare*, p.a., cart. 14, Verbale di riunione della commissione militare mista, 20 marzo 1761.

asburgiche[36]. Per sua iniziativa anche la brigata dei Paesi Bassi fu fusa con le altre, puntando a costituire un corpo del genio realmente unificato. Cominciava in quegli anni a farsi sentire la presenza del coreggente Giuseppe II, cui Maria Teresa lasciava maggiore autonomia d'iniziativa negli affari militari. In relazione all'adozione, a partire da 1766, del nuovo sistema dei distretti militari, furono definiti distretti di fortificazione da cui dipendevano le singole fortezze. Già in questa fase nella Lombardia austriaca fu molto ridimensionato il numero delle piazzeforti: solo Milano, Mantova, Pizzighettone e il forte di Fuentes erano ritenute utili, mentre Pavia, Cremona, Lodi e Como dovevano essere smilitarizzate. Infine nel 1782 Giuseppe II stabilì per tutti i dominî ereditari quali piazzeforti erano militarmente utili e quali dovevano essere abbandonate. Nella Lombardia austriaca solo Milano e Mantova mantennero un ruolo militare[37]. Agli ingegneri della brigata fu demandato il compito di adattare il sistema lombardo ai nuovi ordini, cioè da un lato si occuparono della dismissione del patrimonio immobile militare definito inutile, dall'altro, all'opposto, collaborarono a progettare la poderosa militarizzazione della città di Mantova. Assurta al ruolo di piazza militare d'Italia nel 1753, nella seconda metà del secolo Mantova fu al centro di lavori di ampia portata, che la trasformarono da città-capitale di uno Stato in una sorta di città-caserma, prefigurando l'importanza strategica che avrebbe assunto nell'Ottocento. Ville, palazzi signorili e conventi furono adattati in funzione delle necessità militari. Anche vecchi complessi gonzagheschi divenuti di proprietà camerale furono convertiti a usi bellici: la villa extraurbana della Favorita fu destinata ad alloggio e deposito dell'artiglieria, la villa di Marmirolo divenne magazzino delle polveri, il palazzo Te fu assegnato alle esercitazioni dell'artiglieria. Alle opere di vera e propria fortificazione si collegarono quelle di sistemazione idraulica, che univano scopi difensivi e civili[38].

[36] H. BLASEK - F. RIEGER, *Beiträge*, cit., p. 43; L.V. BOZETTO, *Gli ingegneri dell'Imperatore e l'architettura delle fortificazioni dal XVI al XIX secolo*, in L.V. BOZETTO, *Verona. La cinta magistrale asburgica. Architetti militari e città fortificate dell'Impero in epoca moderna*, Verona 1993, pp. 14-111; su Pellegrini si veda E. HILLBRAND, *Ein venezianer reformiert Österreichs Geniewesen*, in M. VIGANÒ (ed), *Architetti e ingegneri militari italiani all'estero dal XV al XVIII secolo*, Roma 1994, I, pp. 231-237.

[37] A. DATTERO, *Piazzeforti, eserciti e città*, cit. Per una visione d'insieme cfr. ora H. HEPPNER, *Festung und Innovation im 18. Jahrhundert. Eine Einleitung*, in H. HEPPNER - W. SCHMALE (edd), *Festung und Innovation*, Bochum 2005, pp. 11-15.

[38] G. IACOMETTI, *Le soppressioni e le trasformazioni dei conventi mantovani alla fine del XVIII secolo*, in A. BELLUZZI, *Mantova nel Settecento*, cit., pp. 56-71; D. FERRARI, *Mantova nel Settecento: «la porta d'Italia» per l'augusta casa d'Austria*, in H. HEPPNER - W. SCHMALE (edd), *Festung und Innovation*, cit., pp. 53-72; C. BONORA, *Le difese militari*,

Nell'ultima parte di questo intervento vorrei soffermarmi su una personalità interessante, attiva appunto a Mantova, che fu a lungo uno stretto collaboratore del conte di Firmian in materia di ingegneria militare, cioè l'ingegnere Nicolò Baschiera. Nulla sappiamo di certo sulle sue origini, forse romane, e sulla sua formazione[39]. Come affermò lui stesso in una supplica per ottenere la promozione a ufficiale dello Stato Maggiore, era entrato nell'esercito imperiale come ingegnere il 14 aprile 1734, aveva partecipato alle campagne sul Reno in qualità di tenente ingegnere, e al principio del 1736 venne comandato in Italia per servire in Toscana. Qui redasse carte e piani, e il 12 ottobre 1738 fu promosso capitano. Partito dalla Toscana al principio del 1742, si riunì all'armata nel Parmigiano, e poi fu inviato alternativamente a Pizzighettone, Guastalla e Parma. Infine, dal 1747, quando la guerra volgeva al termine, fu assegnato a Mantova. Nove anni dopo, nel 1756, fu nominato maggiore degli ingegneri[40], e nel 1763 tenente colonnello. Nel 1779 divenne colonnello e fu posto a capo della brigata d'Italia[41].

Fin dagli anni Cinquanta Nicolò Baschiera aveva collaborato alla conclusione del progetto di Ferdinand de Bohn per la fortificazione della città e della cittadella di Mantova, presentando un piano approvato dal Consiglio aulico di guerra e poi modificato da Spallard e da Pellegrini. Baschiera, insieme ai comandanti della direzione locale del genio, fu uno degli artefici della grande trasformazione della città di Mantova. La città era diventata una vera e propria testa di ponte delle truppe imperiali verso i dominî italiani, ruolo che avrebbe mantenuto durante la Restaurazione, divenendo uno dei cardini del famoso Quadrilatero[42]. Durante il servizio a Mantova, per le sue capacità, Baschiera si conquistò presto la completa fiducia di Firmian, che lo consultava per le questioni più delicate e si uniformava ai suoi pareri. Nel 1755 e poi ancora nel

in G. RUMI - G. MEZZANOTTE - A. COVA (edd), *Mantova e il suo territorio*, Milano 1999, pp. 215-217.

[39] L'origine romana è riportata in K.G. SAUR, *Allgemeines Künstlerlexikon. Die bildenden Künstler aller Zeiten und Völker*, VII, München - Leipzig 1993, p. 347.

[40] ASMi, *Militare*, p.a., 225, Supplica di Nicolò Baschiera al plenipotenziario, s.d. [1755]; Rescritto del Consiglio aulico di guerra al duca di Modena con la nomina di Baschiera maggiore degli ingegneri, 28 novembre 1756.

[41] H. BLASEK - F. RIEGER, *Beiträge*, cit., p. 277.

[42] L.V. BOZZETTO, *Introduzione*, in D. FERRARI, *La città fortificata. Mantova nelle mappe ottocentesche del Kriegsarchiv di Vienna*, Modena 2000, pp. XIII-XXV; C. BONORA, *Le difese militari*, cit.

1770, ad esempio, senza curarsi delle precedenze gerarchiche di grado, i plenipotenziari Cristani e Firmian chiesero a lui come disporre del personale della brigata e seguirono appieno i suoi consigli, benché egli non avesse quel ruolo direttivo che avrebbe assunto solo nel 1779. Lo stesso Baschiera chiedeva di non divulgare la cosa, «per liberarmi dalla gelosia che potrebbero prendere contro di me gli signori ufficiali ingegneri dello stato maggiore che sono in Italia, con pensare che toccassi io dei progetti per la dislocazione degli altri ufficiali della brigata senza la di loro partecipazione»[43].

Baschiera nella sua lunga carriera come ingegnere militare non si occupò solo di piazzeforti, ma fu impiegato nella redazione di carte e mappe in più occasioni, ad esempio in Toscana, durante la guerra di Successione polacca, e a Goito, per la definizione di una nuova e più breve strada postale che collegasse Mantova a Modena[44]. Soprattutto fu uno stimato esperto di idraulica, e quindi un ingegnere ancor più adatto al territorio mantovano, dove le questioni militari erano indissolubilmente legate alle sistemazioni idrauliche. Partecipò alla giunta delle acque di Mantova e si occupò dei progetti per la chiusa di Governolo a partire dal 1754, dopo la morte dell'ingegnere progettista Azzalini[45]. Nel 1764 collaborò all'attuazione del trattato di Ostiglia per definire i confini tra i territori Mantovano e Veronese, occupandosi di redigere una relazione tecnica insieme a matematici e ingegneri lombardi e veneti per dirimere le controversie circa l'uso delle acque del fiume Tartaro[46]. Proprio come esperto di idraulica, nel 1768 entrò a far parte dell'Accademia Virgiliana per la classe di matematica. Nel 1761 vinse il concorso per il progetto della facciata del duomo di Mantova, mostrando quindi competenza anche nell'architettura civile[47]. Nello stesso anno Maria Teresa comunicò al plenipotenziario la sua piena approvazione per la conduzione dei lavori alle fortificazioni mantovane ad opera di Baschiera[48].

[43] ASMi, *Militare*, p.a., 16, Carteggio tra Baschiera e Beltrame Cristani nel maggio 1755; Minuta di Firmian a Kaunitz col progetto di Baschiera, 31 luglio 1770.

[44] ASMi, *Militare*, p.a., 225, Supplica di Baschiera alla sovrana, s.d., collocabile nel 1769; Relazione di Baschiera a Firmian, 5 agosto 1773.

[45] G. SUITNER NICOLINI, *Un progetto settecentesco*, cit., pp. 80-91.

[46] ASMi, *Confini*, p.a., 358.

[47] *Mantova. La storia, le lettere, le arti*, III: E. MARANI (ed), *Le arti. Dalla metà del secolo XVI ai nostri giorni*, 2 tomi, Mantova 1965, 2, p. 245.

[48] Archivio di Stato di Mantova, *Archivio Gonzaga*, 3614, Regio dispaccio, 17 agosto 1761.

Baschiera, per la sua formazione versatile, fu una personalità rappresentativa di quel gruppo di ingegneri militari di formazione culturale ampia, che grazie ai molti interessi coltivati incarnavano il nuovo modello di ingegnere, esperto di fortificazioni, ma anche di cartografia, di idraulica, e di tutte le scienze necessarie a elaborare progetti per la trasformazione del territorio in funzione del ripensamento dell'organizzazione militare delle città e dell'intera provincia lombarda. Significativa è una lettera che alla sua morte, nel 1780, il principe di Kaunitz scrisse a Firmian, in cui faceva riferimento all'esperienza di Baschiera in fatto di cartografia, alla sensibilità e alla prudenza da lui manifestate nel dirimere le controversie per i confini, e ai progetti di sistemazione idraulica cui aveva collaborato: «Se il militare ha perduto un valente ingegnere, non è certo minore la perdita che noi facciamo, attesa la prudenza che soleva egli usare in tutti i casi di conflitti di giurisdizione e per la non comune esperienza nelle cose idrostatiche che ha fatto conoscere in tante occasioni, specialmente nel Mantovano». Inoltre, poiché Baschiera aveva anche una ricca biblioteca, che annoverava opere di idrostatica, idrometrica e idraulica, il cancelliere proponeva di cercare di farne acquisto. Il progetto dovette andare in porto, giacché la biblioteca di Baschiera fu incorporata al fondo Pertusati fatto acquisire da Firmian e versato in Brera, e oggi esiste un fondo bibliotecario intitolato a Nicolò Baschiera alla Biblioteca Nazionale Braidense di Milano, comprendente ottantadue volumi relativi a fortificazioni, matematica, arte e campagne militari[49].

In conclusione, Baschiera fu uno dei più significativi rappresentanti della nuova generazione di ingegneri militari inquadrati nel corpo del genio, cui fu demandato l'adattamento del sistema di piazzeforti ereditate dal passato e poste a difesa delle città a nuovi modi di concepire il territorio. Un territorio che si considerava unitariamente, in quanto territorio dello Stato, superando le tradizionali contrapposizioni tra città e contadi, che gli ingegneri erano chiamati a trattare come un oggetto da conoscere e da modificare attraverso saperi diversi, per predisporre un efficiente apparato militare che integrasse efficacemente l'intera area geo-politica posta entro i confini.

[49] G. SEREGNI, *La cultura milanese nel Settecento*, in *Storia di Milano*, cit., XII, pp. 569-642, cfr. in particolare pp. 625-626; G. BARETTA, *Tra i fondi della Biblioteca Braidense*, Milano 1993, p. 37; cfr. ora anche, dello stesso autore, *Il fondo Nicolò Baschiera*, Milano 2003.

Die musikalischen Früchte dynastischer und diplomatischer Beziehungen der Habsburger zu Italien von Kaiser Matthias bis zu Karl VI.

von *Herbert Seifert*

Dass die kaiserlichen Hofmusiker im 17. und frühen 18. Jahrhundert zu einem Großteil aus Italien kamen, ist bekannt[1]. Warum das so war und wie es dazu kam, soll an einigen Fallbeispielen aufgezeigt werden.

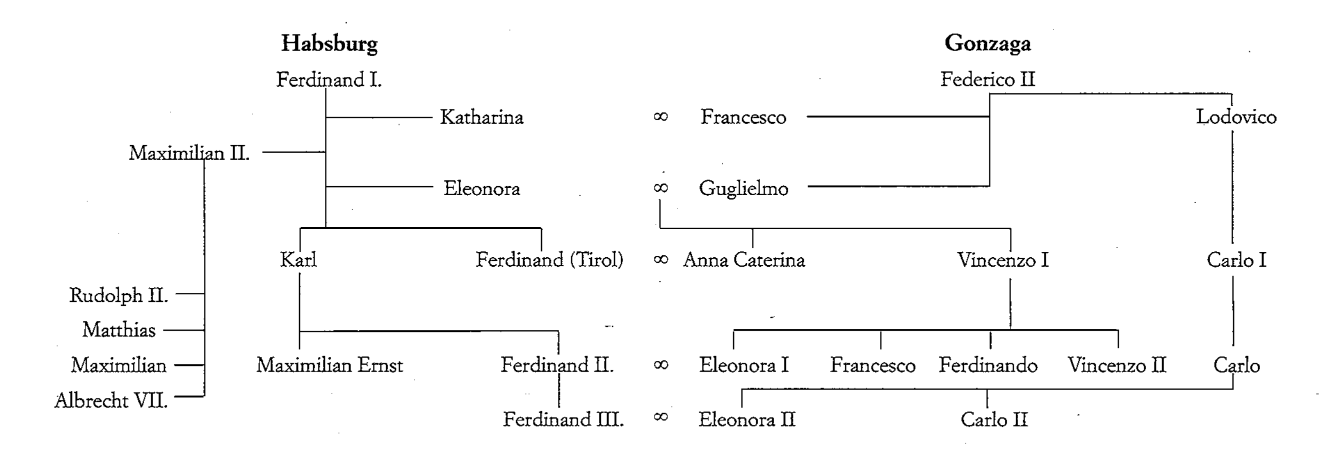
In den Jahrzehnten von etwa 1550 bis 1650 standen Verbindungen mit italienischen Kleinstaaten im Vordergrund der habsburgischen Heiratspolitik: Bündnisse mit Mantua, Florenz und Ferrara wurden dadurch gefestigt, dass Erzherzoginnen mit den dortigen Fürsten verheiratet wurden und dann dort residierten bzw. dass männliche Mitglieder der Familie Habsburg sich ihre Frauen von dort wählten und nach Österreich holten[2]. Die vielfältigen Heiratsverbindungen etwa mit den Gonzaga und später Gonzaga-Nevers von Mantua bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts sind aus der nachstehenden Tabelle ersichtlich.

1612 nahm mit Kaiserin Anna eine Tochter einer Gonzaga-Prinzessin den Thron ein, 1622-1655 war Eleonora I. Gonzaga als Kaiserin und dann Witwe am Hof, 1652-1686 Eleonora II. Gonzaga-Nevers, sodass also siebeneinhalb Jahrzehnte lang eine enge Bindung an Mantua bestand, die auch danach nicht abriss und sich unter anderem auch in der Beschäftigung zahlreicher Sänger und Instrumentalisten dieses Herzogtums in Wien niederschlug. Daneben muss die enge Verbindung zwischen Innsbruck und der Toskana berücksichtigt werden, die sich durch die Heirat von zwei Regenten mit Medici-Prinzessinnen ergaben, und schließlich die politischen Beziehungen zwischen den der katholischen Konfession und speziell den Jesuiten ergebenen Habsburger-Kaisern und Rom, sodass also im 17. Jahrhundert starke Bande zwischen den österreichischen Höfen

[1] Siehe auch den Beitrag von Elisabeth Garms-Cornides in diesem Band.

[2] K. Vocelka, *Habsburgische Hochzeiten 1550-1600: kulturgeschichtliche Studien zum manieristischen Repräsentationsfest* (Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs, 65), Wien 1976.

Abb. 1. *Heiratsverbindungen Habsburg ∞ Gonzaga*



und Nord- und Mittelitalien bestanden, die sich auch in der Kulturpolitik niederschlugen und zahlreiche italienische Musiker zu Reisen in den Norden animieren konnten.

Quasi als Vorbereitung zum Einzug der modernen italienischen Musik nach Wien kann man die graduelle Italianisierung der Hofkapelle von Erzherzog Karl II. (reg. 1564-1590) in Graz ansehen. Seine Schwester Johanna heiratete im Jahr 1565 Francesco de' Medici, was diese Entwicklung begünstigte. Noch stärker nahm sein Sohn Ferdinand (reg. 1596-1637) seit der Einrichtung seiner Hofmusik 1596 Italiener auf, die auch die neuesten Strömungen aus ihrer Heimat mitbrachten. Dabei spielten sicherlich die Ausbildung Ferdinands bei den Jesuiten in Ingolstadt und seine rigoros gegenreformatorischen Bestrebungen eine gewisse Rolle: Italien war eben nicht von der Reformation «infiziert»; Bedienstete von dort galten als zuverlässige Katholiken. Die Cavalierstour Ferdinands nach Italien, die er 1598 unternahm und während der er Zeuge von musikalischen und dramatischen Aufführungen der damals ganz modernen Art wurde, trug sicherlich auch wesentlich zur Begünstigung dieser Stilrichtungen bei[3]. Sein Hofkapellmeister Pietro Antonio Bianco (ca. 1540-1611) aus Venedig wurde – wie auch andere Kapellmitglieder – des Öfteren in seine Heimat geschickt, um dort Musiker – und zwar immer mehr Instrumentalisten – zu engagieren und Instrumente und Musikalien zu kaufen. Der Stil, den solche in Venedig ausgebildeten Komponisten vertraten, war zunächst der ältere vielchörige von Giovanni Gabrieli. Im Jahr 1615 aber erschien in Venedig, der Hochburg des Musikverlagswesens, das dem Erzherzog Ferdinand gewidmete Sammelwerk *Parnassus musicus Ferdinandeus,* mit geistlichen Kompositionen mehrerer, zum Teil in Graz bediensteter Autoren für ein bis fünf Stingstimmen und Basso continuo, also im neuen geringstimmigen, von Generalbassinstrumenten begleiteten Stil.

Nach dem Tod Kaiser Rudolphs II. 1612 wurde sein Bruder Erzherzog Matthias zum Kaiser des Heiligen Römischen Reichs gekrönt. Unter den Gratulanten, die ihm kurz vor der Rückverlegung der kaiserlichen Residenz nach Wien ihre Aufwartung noch in Prag machten, war auch ein Cousin der Kaiserin, der 18jährige Prinz Vincenzo Gonzaga, Bruder des Herzogs Francesco von Mantua. Er kam Anfang Oktober an, begleitet von einem Startenor dieser Zeit, Francesco Rasi (1574-1621), Sänger, Dichter und Komponist. Dieser war schon 1597 mit dem päpstlichen

[3] T. ANTONICEK, *Italienische Musikerlebnisse Ferdinands II. 1598*, in «Anzeiger der phil.-hist. Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften», 104, 1967, S. 91-111.

Nuntius in Deutschland und am polnischen Königshof in Warschau gewesen, wo er für den erkrankten kirchlichen Würdenträger vor König und Senat eine Rede gehalten hatte. Anschließend war er an den ungarischen Kriegsschauplatz gereist, und auf der Rückreise hatte er sich in Wien ein Bein gebrochen und sich dort länger aufhalten müssen; hier hatte ihn Herzog Vincenzo I. Gonzaga kennen gelernt, in dessen Dienst er im folgenden Jahr getreten war und den er zusammen mit Monteverdi 1599 über Innsbruck in den flandrischen Kurort Spa und nach Brüssel an den Hof des Habsburgers Erzherzog Albrecht begleitet hatte. Seit 1600 hatte er in allen Opernaufführungen des folgenden Jahrzehnts Hauptrollen gesungen, darunter auch 1607 in Mantua die Titelrolle in Claudio Monteverdis genialem Opernerstling *L'Orfeo.* Als nun Rasi in Prag erkrankte und länger als Don Vincenzo bleiben musste, lud ihn der Botschafter der Toskana am Kaiserhof, Monsignore Giuliano de'Medici, ein, in seinem Haus zu wohnen, obwohl der Musiker zwei Jahre zuvor dem Todesurteil wegen Mordes nur durch seine Flucht aus der Toskana entkommen war. Bevor er Ende Oktober seine beschwerliche und durch weitere Erkrankung verlängerte Heimreise antrat, ließ ihn der Kaiser zu sich rufen und sich von ihm vorsingen, wahrscheinlich italienische Monodien nach dem neuesten italienischen Gusto und Glanzstücke aus den neuen Opern. Rasi überreichte dem Monarchen offenbar auch ein Exemplar seiner 1608 gedruckten Kompositionen *Vaghezze di musica per una voce sola* in diesem Stil. Zum Zeichen seiner Zufriedenheit mit der Darbietung belohnte ihn Matthias unter anderem mit dem üblichen Geschenk, einer wertvollen Halskette und einer Medaille mit dem kaiserlichen Bildnis.

Im Dezember widmete Rasi dem Fürsterzbischof von Salzburg, Marcus Sitticus von Hohenems, bei seiner Durchreise in dessen Residenz eine handschriftliche Sammlung eigener Monodien: *Musiche da camera e chiesa.* Es ist sehr wahrscheinlich, dass er der Anreger einer Reihe von italienischen Opernaufführungen war, die Marcus Sitticus in Salzburg zwischen 1614 und 1619 veranstaltete und die 14 Monate nach seinem Aufenthalt ausgerechnet mit einem *Orfeo* begann, wohl dem von Monteverdi[4].

Auch das im Karneval 1617 in Prag vor Kaiser Matthias vom Adel getanzte und von seinen Sängern und Instrumentalisten musizierte Ballett mit ita-

[4] H. SEIFERT, *Beiträge zur Frühgeschichte der Monodie in Österreich* in «Studien zur Musikwissenschaft», 31, 1980, S. 7-33, hier S. 7-9; H. SEIFERT, *Vorwort*, in DERS. (Hrsg.), *F. Rasi, Musiche da camera e da chiesa*; C. ORLANDI, *Arie a tre, due et a voce sola* (Denkmäler der Musik in Salzburg, 7), Salzburg 1995, S. VIII; W. KIRKENDALE, *The Court Musicians in Florence during the Principate of the Medici*, Firenze 1993, S. 556-603.

lienischer musikdramatischer Einleitung[5] könnte eine späte Nachwirkung der vielleicht ersten Begegnung des Kaisers mit der neuartigen italienischen Musik sein, die von Rasi 1612 vermittelt worden war. Als Autor dieses offenbar ersten musikdramatischen Werks am Kaiserhof können wir den Grafen Giovanni Vincenzo d'Arco aus dem Herrschaftsgebiet des Hochstifts Trient namhaft machen. Der Graf war schon am Hof Rudolfs II. gewesen, in den Ämtern eines Truchsess und Mundschenks und mehrmals als Gesandter in Italien. 1608 hatte er Prag verlassen und Lucrezia della Torre/Thurn geheiratet. In zweiter Ehe war er mit Isabella Gonzaga verheiratet, die vermutlich einer der Sekundogenituren der herzoglichen Familie angehörte. 1614 hatte er ein Drittel der Herrschaft Arco übernommen und in dieser Zeit auch den Grundstein zur Chiesa Collegiata in Arco gelegt[6]. Der von ihm verfasste Text der italienisch gesungenen Umrahmung des Balletts von 1617 bestand aus Sologesängen – auch dialogisierend und wohl vor allem rezitativischer Art –, Ensembles und Chören und verlangte Instrumentalstücke (Sinfonie und Tänze) und ein veränderbares Bühnenbild mit Wolken- und Flugmaschinen. Im Zentrum der Darbietung stellten die adeligen Tänzer, darunter Graf d'Arco selbst, die Initialen des Kaiserpaars Anna und Matthias dar. Von den begleitenden Instrumenten werden Cembalo, Viola und Chitarrone genannt. Hier haben wir also schon ein Musikdrama nach Art von Claudio Monteverdis *Ballo delle Ingrate* von 1608 vor uns[7] – wohl wesentlich durch die dynastische Verbindung zu den Gonzaga angeregt –, und zwar zu einer Zeit, als italienische Höfe außer Florenz und Mantua derartige Unterhaltungen noch nicht rezipiert hatten.

Der kaiserliche Obersthofmeister, Hans Ulrich von Eggenberg, wurde im Herbst 1621 von Kaiser Ferdinand II. nach Mantua gesandt, um bei

[5] H. SEIFERT, *Das erste Musikdrama des Kaiserhofs*, in E.T. HILSCHER (Hrsg.), *Österreichische Musik. Musik in Österreich. Beiträge zur Musikgeschichte Mitteleuropas, Theophil Antonicek zum 60. Geburtstag* (Wiener Veröffentlichungen zur Musikwissenschaft, 34), Tutzing 1998, S. 99-111.

[6] P. MAT'A, *Das Phasma Dionysiacum Pragense und die Anfänge des Faschings am Kaiserhof*, in B. MARSCHALL (Hrsg.), *Theater am Hof und für das Volk: Beiträge zur vergleichenden Theater- und Kulturgeschichte. Festschrift für Otto G. Schindler zum 60. Geburtstag* (Maske und Kothurn, 48), Wien u.a. 2002, S. 67-80, hier S. 71-73.

[7] H. SEIFERT, *Frühes italienisches Musikdrama nördlich der Alpen: Salzburg, Prag, Wien, Regensburg und Innsbruck*, in M. ENGELHARDT (Hrsg.), *«in Teutschland noch gantz ohnbekandt». Monteverdi-Rezeption und frühes Musiktheater im deutschsprachigen Raum*, Frankfurt a.M. 1996, S. 29-44; DERS., *Das erste Musikdrama des Kaiserhofs*; DERS., *Das erste Libretto des Kaiserhofs*, in «Studien zur Musikwissenschaft», 46, 1998, S. 35-75; P. MAT'A, *Das Phasma Dionysiacum Pragense*.

Herzog Ferdinando Gonzaga um die Hand von dessen Schwester Eleonora anzuhalten, und vertrat bei der am 21. November in Mantua vollzogenen Trauung *per procurationem*, die natürlich nicht ohne Festlichkeiten vor sich ging, den Kaiser[8]. Schon im Februar hatte Claudio Monteverdi in Venedig von der Herzogin Caterina einen Kompositionsauftrag bekommen; im September schickte er an den herzoglichen Sekretär Ercole Marliani einen Teil der Intermezzi, um die es sich dabei handelte, und im November die Licenza dazu. Danach bot er der Herzogin zusätzlich eine *Missa solemnis* an und zeigte ihr darüber hinaus seine Bereitschaft an, die Musik auch zu leiten. Das Drama war Ercole Marlianis *Le tre Costanti*, das dann im Jänner 1622 anlässlich der genannten Hochzeit für die Braut in Mantua aufgeführt wurde[9]. Diese Feste zur Hochzeit und zur Verabschiedung der Braut in Mantua hatten zweifellos Vorbildcharakter für den Kaiserhof, war doch Mantua auf musikdramatischem Gebiet seit dem ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts führend.

Am 2. Februar 1622 traf die Braut in Innsbruck ein, wohin ihr der Bräutigam entgegengereist war, begleitet von einem Teil seiner Hofmusik: dem Kapellmeister Giovanni Priuli, 22 Sängern, 14 Instrumentalisten und 18 Kapellknaben, außerdem 13 Trompetern[10]. Dabei war nur ein Organist[11]. Ob dieser Giovanni Valentini war, ist eher fraglich, denn am 19. Februar 1622 datierte dieser in Venedig die Dedikation seiner bei Vincenti erschienenen *Musiche a doi voci* an Herzog Ferdinando Gonzaga mit Bezug auf diese Hochzeit. Wohl könnte der Hoforganist, wie Steven Saunders[12] annimmt, bald nach der Festlichkeit von Innsbruck nach Venedig gereist sein, doch dürfte die Wahrscheinlichkeit eher dafür sprechen, dass einer der beiden anderen Hoforganisten den Kaiser nach Innsbruck begleitet hatte und Valentini für seine auch politisch nützliche Publikationstätigkeit freigestellt war. Jedenfalls kehrte er unmittelbar anschließend nach Wien zurück, denn von dort schrieb er schon am 5. März an den Herzog und

8 Er erhielt dafür vom Herzog die Markgrafschaft Livorno und eine Diamantenkette, vom Kaiser die böhmische Herrschaft Krumau und die Reichsfürstenwürde. Siehe O.G. SCHINDLER, *Von Mantua nach Ödenburg. Die ungarische Krönung Eleonoras I. Gonzaga (1622) und die erste Oper am Kaiserhof*, in «biblos», 46, 1997, 2, S. 259-293, hier S. 271 f.

9 P. FABBRI, *Monteverdi*, Torino 1985, S. 241-244.

10 W. SENN, *Musik und Theater am Hof zu Innsbruck*, Innsbruck 1954, S. 221 f.

11 S. SAUNDERS, *Sacred Music at the Hapsburg Court of Ferdinand II (1615-1637): The Latin Vocal Music of Giovanni Priuli and Giovanni Valentini*, Dissertation Pittsburgh PA, 1990, S. 58.

12 *Ibidem*, S. 264.

die Herzogin von Mantua, wobei er sich für die wegen Krankheit des Herzogs und Säumnis des Druckers verspätete, aber nun doch erfolgte Übersendung des Widmungswerks entschuldigte[13].

Schon im Juli 1622 ist bei der Krönung von Eleonora Gonzaga zur Königin von Ungarn in Ödenburg als Abschluss der dortigen, von angeblich 60.000 Zuschauern[14] besuchten Feierlichkeiten eine «commedia ... in musica» belegt, also nach dem Sprachgebrauch der Zeit[15] sehr wahrscheinlich eine Oper, bei der ein weiterer angesehener Tenor aus Mantua, D. Francesco Campagnolo (1584 Mantua - 1630 Innsbruck), sicherlich als Sänger und opernerfahrener Berater und Organisator mitwirkte, zur großen Zufriedenheit des Kaisers. Er war der Prototyp des reisenden Gesangsvirtuosen: 1604 wurde er vom Herzog Vincenzo I. von Mantua angestellt, 1607 und 1612 war er in Rom, 1609 bis 1610 reiste er in die Niederlande und weiter bis nach London, und auf der Rückreise war er an den Höfen von Lothringen und München zu Gast. 1611 sang er zusammen mit Rasi in Casale Monferrato in Giulio Cesare Monteverdis Oper *Il Rapimento di Proserpina*. Auch 1612 sollten die beiden zusammen bei der Accademia degli Intrepidi in Ferrara und in Santi Orlandis Oper *Galatea* in Mantua auftreten[16].

1616 war Campagnolo zunächst in Bologna bei einer Aufführung von Jacopo Peris *Euridice*, Ende des Jahres aber wieder jenseits der Alpen beim Salzburger Fürsterzbischof Marcus Sitticus, der ihn für den Karneval vom Herzog Ferdinando Gonzaga ausleihen wollte; gleichzeitig war der Sänger auch vom Herzog von Bayern zu dessen Festen eingeladen worden. Im Mai 1617 taucht er in Verona auf, wo er in die Accademia Filarmonica aufgenommen wurde, wenige Tage später aber wieder in Salzburg, um sich auf der Flucht vor seinen Gläubigern in die Dienste

[13] Mantova, Archivio di Stato, Archivio Gonzaga, busta 493; der Brief an den Herzog ist bei A. Bertolotti, *Musici alla corte dei Gonzaga in Mantova dal secolo XV al XVIII*, Milano 1890, S. 99, abgedruckt.

[14] G. Carrai, *Giovanni Pieroni: uno scenografo fiorentino per l'incoronazione praghese di Eleonora Gonzaga (1627)*, in U. Artioli - C. Grazioli (Hrsg.), *I Gonzaga e l'Impero. Itinerari dello spettacolo*, Firenze 2005, S. 161-174, hier S. 164.

[15] Siehe dazu H. Seifert, *Gattungsbezeichnungen früher Musikdramen in Österreich*, in B. Marschall (Hrsg.), *Theater am Hof*, S. 167-177.

[16] Siehe H. Parisi, *Ducal Patronage of Music in Mantua, 1587-1627: An Archival Study*, Dissertation Urbana IL, 1989, S. 422-428; P. Besutti, *I rapporti musicali tra Mantova e Vienna*, in M. Engelhardt (Hrsg.), *«in Teutschland noch gantz ohnbekandt»*, S. 45-62, hier S. 48-51.

des Souveräns zu begeben, was den Herzog von Mantua sehr erboste; ein selbstbewusster Brief seines ehemaligen Sängers, der den Stellungswechsel ohne Erlaubnis vollzogen hatte und nun darauf hinwies, dass er bei Marcus Sitticus viel besser behandelt werde als in den 23 Jahren in Mantua, goss Öl ins Feuer. Im Sommer 1619, also noch vor dem Tod des Salzburger Fürsterzbischofs im Oktober, kehrte Campagnolo nach Mantua zurück, wo seine Schulden offenbar von seiner Pension bezahlt worden waren und der Herzog ihn wieder in Gnaden aufgenommen hatte, was Rückschlüsse auf seinen Marktwert zulässt[17].

Unmittelbar nach der Oper in Ödenburg 1622 scheint er, reich belohnt, wieder nach Mantua gereist zu sein[18]. Im folgenden Jahr sollte er übrigens den Kaiser und seinen Hofkapellmeister Giovanni Priuli beim Ankauf von Streichinstrumenten beraten, die vom Herzog von Mantua in Cremona bestellt wurden[19]; ob er diese Beratung von Regensburg, wo das Kaiserpaar damals war, oder von Italien aus durchführte, geht aus dem Brief Eleonora Gonzagas nicht hervor. Im August 1624 sang er jedenfalls in der Villa Imperiale bei Florenz vor der Großherzogin der Toskana, der Habsburger Erzherzogin Maria Magdalena, anlässlich des Besuchs ihres Bruders Erzherzog Karl Musik von Jacopo Peri. Mindestens bis 1627 scheint der Tenor in Mantuaner Diensten gestanden zu sein. Sein bald darauf erfolgter Dienstwechsel zum Regenten von Tirol, dem Erzherzog Leopold V., bei dem er im September 1629 eine *Comoedi* mit Ballett vorbereitete und dessen Beiträge zu den Festlichkeiten anlässlich der Wiener Hochzeit des Thronfolgers Ferdinand III. er organisieren sollte[20], steht wohl in Zusammenhang mit dem Mantuanischen Erbfolgekrieg in diesen Jahren, der auch etliche seiner Kapellkollegen in den Norden trieb. Er hatte zum Zeitpunkt seines im Oktober 1630 in Innsbruck erfolgten Todes Leopold lange Zeit bei der Veranstaltung und Produktion von Konzerten und musikalischen Unterhaltungen zur vollen Zufriedenheit gedient, wie dieser schrieb. Nach Giovanni Battista Donis Zeugnis war er ein ausgezeichneter, geradezu dafür geborener Opernsänger

[17] H. Seifert, *Beiträge zur Frühgeschichte der Monodie,* S. 14-26.

[18] E. Venturini, *Le collezioni Gonzaga: Il carteggio tra la Corte Cesarea e Mantova (1559-1636),* Milano 2002, S. 668, Nr. 1299, sowie S. 670, Nr. 1305.

[19] *Ibidem*, S. 680, Nr. 1330; S. 711, Nr. 1427; S. 713, Nr. 1432; S. 715, Nr. 1439, sowie S. 716, Nr. 1440. Diese Briefe belegen, dass die Cremoneser Streichinstrumente erst 1628 mit den Brüdern Horazio und Giovanni Battista Rubini als Geschenk des Herzogs Carlo I. Gonzaga-Nevers beim Kaiser in Prag ankamen (siehe unten).

[20] H. Seifert, *Beiträge zur Frühgeschichte der Monodie*, S. 27 f.

gewesen[21]. Er hatte weiter an dem zwischen Mantua, Salzburg und den Habsburgerhöfen von Wien und Innsbruck bestehenden Netzwerk gewirkt.

Aber es waren sogar drei Tenöre aus Mantua, die an den Kaiserhof reisten. Der jüngste war der um 1589 dort geborene und mindestens 1605-1615 an der Mantuaner Hofmusik bedienstete Bernardino Pasquino Grassi († nach 1656), der im Oktober 1615 zusammen mit dem Kastraten Giovanni Gualberto Magli, der 1607 als Knabe in Monteverdis *Orfeo* gesungen hatte, aber in Diensten der Medici stand, an den Hof des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg ging. Dieser verpflichtete sich, beide Sänger nicht gemeinsam mit dem Chor, sondern nur solistisch einzusetzen[22]. Im folgenden Sommer erhielt Grassi die Erlaubnis zu einer Reise in seine Heimat und war im August 1616 zunächst beim Bischof von Bamberg und im September in München, wo er dem Herzog von Bayern vorsang. Dort erfuhr er, dass er in Brandenburg (oder in Mantua?) wegen Verkleinerung der Hofmusik entlassen worden war. Er setzte deshalb seine Heimreise nicht fort, sondern ging nach Köln an den Hof des dortigen Kurfürsten und Erzbischofs, Ferdinand von Bayern, mit dem er im August 1617 an den Salzburger Hof reiste. Um 1620 dürfte er dann in habsburgische Dienste getreten sein, wahrscheinlich beim Erzherzog Albrecht VII., dem Frommen, in Brüssel. Von dessen Witwe Isabella erbat ihn Erzherzog Leopold V. zehn Jahre später als Ersatz für den verstorbenen Campagnolo nach Innsbruck, und in Wien sang er dann 1631 als einen der Beiträge Leopolds zu den Hochzeitsfeiern Ferdinands III. mit der Infantin Maria eine *Canzone Orfeo* als Einleitung zu einem Ballett der Erzherzogin Claudia mit ihren Hofdamen. Danach kehrte er nach Brüssel zurück, wo er gleich die Musik der Karwoche zu leiten hatte. Von spätestens 1637 bis zu seinem Tod 1657 war er dann als Sänger in der kaiserlichen Hofkapelle in Wien[23]. Auch von hier aus unternahm er Reisen, und zwar 1642 nach Italien und 1650 in seine Heimat Mantua. Von dort wird ihn auch Eleonora I. Gonzaga, die Frau und dann Witwe Kaiser Ferdinands II., noch gekannt haben, die ihn 1631 und von 1637 bis zu ihrem Tod 1655 in Wien gehört haben muss.

Die Frage nach dem stilistischen «Gepäck» dieser drei Tenöre – und es ist bezeichnend, dass die führenden Sänger zu dieser Zeit noch nicht

[21] *Trattato della musica scenica*, capitolo XLVI, in G.B. Doni, *Lyra barberina*, Firenze 1763, S. 135.

[22] C. Sachs, *Musik und Oper am kurbrandenburgischen Hof*, Berlin 1910, S. 48 f., 214 f.

[23] H. Seifert, *Beiträge zur Frühgeschichte der Monodie*, S. 32.

Kastraten waren, sondern eben hohe natürliche Männerstimmen hatten – ist leicht zu beantworten:

1) Rasi, Schüler Giulio Caccinis, war der führende Opernsänger seiner Zeit, aber auch Komponist von Monodien und außerdem selbst Dichter und Librettist. Er nahm für sich in Anspruch, den Stil der Florentiner Monodisten nach Mantua gebracht zu haben[24], überreichte Kaiser Matthias in Prag offenbar sein Druckwerk mit Monodien und dem Erzbischof von Salzburg eine *ad hoc* handschriftlich zusammengestellte Sammlung mit eigenen geistlichen und weltlichen Soli und Duetten und initiierte wohl auch die Salzburger Aufführungen der Oper *Orfeo*, wobei er außerdem auch bei den organisatorischen Vorbereitungen für deren szenische Seite half.

2) Campagnolo, Schüler Monteverdis, ist zwar nicht als Komponist nachweisbar, aber ebenfalls als bedeutender Opernsänger und war allem Anschein nach als Übermittler italienischer und vor allem Mantuaner Opernpraxis und Gesangstechnik tätig, und das in Brüssel, London, Lothringen, Salzburg, München, Wien und Innsbruck. Auch er war wie Rasi als Organisator aktiv.

3) Grassi trug seine Mantuaner Erfahrungen mit Monodie nach Berlin, Bamberg, München, Köln, Brüssel und Wien, wo sie die Tochter bzw. Schwester seiner einstigen Dienstgeber, Eleonora Gonzaga, wohl zu würdigen wusste.

Diese Kaiserin veranstaltete kaum vier Wochen nach der Ödenburger Oper in ihrem Sommerpalais Favorita ein Ballett von acht ihrer Hofdamen. Eleonora hatte diese Tanzdarbietung, bei der die Buchstaben des Namens «Ferinando» dargestellt wurden, selbst entworfen und mit den Ausführenden einstudiert[25]. Danach stellten die Musiker «certe inuenzioni di poesia del signor Conte Sforza di Porzia» vor. Giovanni Sforza Graf Porcia (*1576) war zu dieser Zeit Hauptmann der Grafschaft Görz und Gradisca und schon als kaiserlicher Gesandter in Italien und Spanien gewesen; seine Schwester Anna Giulia diente der Kaiserin als Obersthofmeisterin[26]. Der Graf war auch der Textdichter zweier Madrigale und

[24] W. KIRKENDALE, *The Court Musicians in Florence*, S. 556, 599.

[25] A. SOMMER-MATHIS, *Die Tänzer am Wiener Hofe im Spiegel der Obersthofmeisteramtsakten und Hofparteienprotokolle bis 1740* (Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs, Ergänzungsb. 11), Wien 1992, S. 8 f.

[26] O.G. SCHINDLER, *Viaggi teatrali tra l'inquisizione e il Sacco. Comici dell'arte di Mantova alle corti degli Asburgo d'Austria*, in U. ARTIOLI - C. GRAZIOLI (Hrsg.), *I Gonzaga*, S. 107-160, hier S. 128 f.

eines dramatischen moralischen *Dialogo*, die der jüdische Komponist Allegro Porto vertont und im Jänner desselben Jahrs 1622 in Venedig in seinem ersten Madrigalbuch veröffentlicht hatte, das er Porcia von Triest aus widmete[27]. Die «piccola inuencione in musica con un baleto», wie sie die Kaiserin selbst in einem Brief nannte, ähnelte wahrscheinlich nicht nur in dieser Bezeichnung, sondern auch im Charakter der Prager Darbietung von 1617[28]. Ein halbes Jahr später, am Faschingssonntag 1623, ließ der Kaiser während eines Aufenthalts in Regensburg durch Eleonora ein weiteres Ballett aufführen, das wieder mit einer «inuentione» verbunden war[29]. Es folgten weitere musikdramatische Aufführungen in Wien, etwa 1624 für den polnischen Prinzen Władysław eine *comoedia Italica* mit dem eindeutigen Zusatz «musicaliter agitur et decantatur»[30], und 1625 eine *Comoedie*, bei der die Hof-Musici «in Versen in Wällischer Sprache» agiert haben[31]. 1627 schließlich haben wir etwas genauere Berichte von einer vier Stunden langen Aufführung einer wohl dreiaktigen Pastoraloper durch Hofmusiker und -musikerinnen mit zwei Intermedien in Prag; ihr Titel war *La Transformatione di Calisto*, das Libretto hatte Don Cesare Gonzaga, Prinz von Guastalla, verfasst[32], die Bühnenbilder und -maschinen Giovanni Pieroni aus Florenz, der schon 1622 aus dem Dienst beim Großherzog vom Kaiser nach Wien berufen worden war,

[27] E. VOGEL - A. EINSTEIN - F. LESURE - C. SARTORI, *Bibliografia della musica italiana vocale profana pubblicata dal 1500 al 1700*, 2, Pomezia 1977, S. 1383, Nr. 2256. Der Dialog verlangt vier Rollen und zwei Chöre. Einen der Madrigaltexte hatte schon der kaiserliche Organist Giovanni Valentini in seinen *Musiche concertate con voci, et istromenti*, Venedig 1619, vertont; *ibidem* S. 1736, Nr. 2784.

[28] Federico Gonzaga äußerte sich am 24. August 1622 in einem Brief aus Wien nach Mantua an Ercole Marliani etwas unklar, doch deutlich wenig begeistert, dass diese «invenzioni» noch schlechter gewesen seien als die ähnlichen kurz vorher in Ödenburg, und wunderte sich darüber, dass «questi tedeschi le assaltano al cielo»; wenn sie Marlianis *Le tre Costanti* bei den Mantuaner Hochzeitsfeiern gesehen hätten, wären sie von diesen Leistungen nicht so angetan gewesen. Siehe den Text des Briefs bei E. VENTURINI, *Le collezioni Gonzaga,* S. 671 f., Nr. 1308.

[29] H. SEIFERT, *Die Oper am Wiener Kaiserhof im 17. Jahrhundert* (Wiener Veröffentlichungen zur Musikwissenschaft, 25), Tutzing 2005, S. 589.

[30] O.G. SCHINDLER, *'Sonst ist es lustig allhie'. Italienische Theater am Habsburgerhof zwischen Weißem Berg und Sacco di Mantova*, in A. WEIGL (Hrsg.), *Wien im Dreißigjährigen Krieg. Bevölkerung – Gesellschaft – Kultur – Konfession*, Wien u.a. 2001, S. 565-654, hier S. 586 f.

[31] H. SEIFERT, *Die «Comoedie» der «Hof-Musici» 1625: Die erste Oper in Wien?*, in «Studien zur Musikwissenschaft», 42, 1993, S. 77-88.

[32] H. SEIFERT, *Gattungsbezeichnungen*, S. 171 f.

ihm 1623 nach Regensburg folgte und dann in Prag tätig war[33]; er konnte also auch schon für die drei genannten Aufführungen von 1622 und 1623 allfällige Bühnen und Kulissen entworfen haben.

Der Mantuaner Hofkapellmeister D. Francesco Dognazzi sandte 1622 Kompositionen an Kaiserin Eleonora und hielt sich 1627 mit D. Cesare Gonzaga und dann auch 1631 nachweislich am Kaiserhof auf; schon seit etwa 1603 hatte er als Sänger in Mantua unter Monteverdis Leitung gedient. Im April 1628 kamen auch die Brüder Rubini an den wegen der Krönungen von 1627 noch in Prag residierenden Kaiserhof und brachten endlich die schon 1622 beim Herzog von Mantua bestellten Cremoneser Streichinstrumente mit (siehe oben). Die vorher seit mindestens 1597 bei den Herzögen von Mantua als Violinisten bediensteten, also jahrelang mit Monteverdi und unter seiner Leitung tätigen Brüder – beide auch Komponisten – Horatio († 1644) und Giovanni Battista († 1643) Rubini aus Casale Monferrato waren wegen einer diesem drohenden Gefängnisstrafe vor Carlo I. Gonzaga-Nevers zur Kaiserin geflohen. Giovanni Battistas Frau Lucia († 1638), eine Sängerin, trat ebenfalls in kaiserliche Dienste[34]; Giovanni Battista Andreini schrieb 1629 in Wien die Titelrolle seines Dramas *La Maddalena* für sie[35].

Margherita Basile Cattaneo (1595/1600-nach 1640), eine Schwester der legendären Adriana Basile, war selbst eine berühmte Sängerin. Sie stammte aus Neapel und trat in Rom, Florenz und Bologna auf, bevor sie 1615 bis mindestens 1627 und 1632 in Diensten der Herzöge von Mantua nachweisbar ist. Sie kam wegen der Vorbereitung zu den Hochzeitsfesten König Ferdinands III. spätestens 1630 nach Wien; im Mai dieses Jahres war sie mit ihrem Mann Ettore Cattaneo Dadi im kaiserlichen Hofstaat beim Kurfürstentag in Regensburg. Sehr wahrscheinlich hat sie mehrere Rollen bei den Hochzeitsfeierlichkeiten Ende Februar bis Mitte März 1631 in Wien gesungen, wohl eine der vier Göttinnen in dem Ballett vom 27. Februar und in der Oper *La Caccia felice* mit Text von Cesare Gonzaga, Herzog von Guastalla, am 9. März die weibliche Hauptrolle Rosalba oder eine der übrigen Frauenrollen. Sie wurde dann bis Ende August 1637 als Kammermusikerin besoldet. Anschließend ging sie mit der Erzherzogin Cäcilia Renata nach deren Hochzeit mit dem König Władysław IV. von Polen nach Warschau und sang dort am 23. September die Titelrollen in

[33] G. Carrai, *Giovanni Pieroni*, S. 161-174.

[34] E. Venturini, *Le collezioni Gonzaga*, S. 716 f., Nr. 1442 und 1444.

[35] H. Seifert, *Die Oper*, S. 29 f.

der geistlichen Oper *La Santa Cecilia* und in dem Ballett *L'Africa supplicante* im folgenden Karneval – dabei wird sie ausdrücklich als Sängerin der Königin Cäcilia Renata bezeichnet –; möglicherweise auch am 12. Februar in *Il Ratto d'Elena*. Wahrscheinlich wirkte sie auch noch im Mai und Juni 1638 an den Aufführungen von *Narciso trasformato* mit. 1639, offenbar nach ihrer Rückkehr, suchte sie am Wiener Hof um Fortsetzung ihrer Bezahlung oder eine Gnadenzahlung an. Als Begründung führte sie an, dass sie nur wegen der Hochzeit des nunmehrigen Kaisers aus Italien gekommen sei und neun Jahre gedient habe. 1641 erhielt sie dann tatsächlich eine Gnadengabe von 3000 Gulden[36], was auch ihre letzte Spur ist.

Diese Signora Margherita hatte Anfang 1631 zusammen mit Francesco Dognazzi, den drei Rubinis und einem jungen Organisten aus Verona die musica piccola di camera des Kaisers gebildet[37]. Das Ehepaar Rubini war nun ebenfalls im Gefolge der Erzherzogin nach Polen[38]. Der Sängerin Lucia bewilligte Kaiser Ferdinand III. am 10. Dezember 1637 eine Belohnung von 1000 Reichstalern[39]. Sie muss aber bald danach gestorben sein, denn ihr Witwer erhielt auf sein Ansuchen im Dezember 1638 die Zusage, von dieser Summe monatlich 10 Gulden zur Finanzierung des Studiums seines Sohnes Francesco Michele ausgezahlt zu bekommen[40].

Insgesamt waren es mindestens zehn Musiker – Sänger und Instrumentalisten –, die aus Mantua zu Ferdinand II. oder nach seinem Tod zu seiner Witwe Eleonora I. kamen. Außer den genannten zählen dazu noch die folgenden: Der Geiger und Komponist, auch Franziskanermönch Giovanni Battista Buonamente (? Mantua - 1642 Assisi) wirkte zwischen 1622 und 1629 in Wien, bevor er nach Bergamo, Parma und schließlich Assisi ging[41]. Ebenfalls Violinist und bedeutender Komponist war Carlo

[36] J. STEINHEUER, *Margherita Basile Cataneo*, in *Die Musik in Geschichte und Gegenwart*, Personenteil 2, Kassel 1999², Sp. 439 f.; A. SZWEYKOWSKA - Z.M. SZWEYKOWSKI, *Włosi w kapeli królewskiej polskich Wazów*, Kraków 1997, S. 97-99; H. KNAUS, *Die Musiker im Archivbestand des kaiserlichen Obersthofmeisteramtes (1637-1705)*, Bd. 1, Wien 1967, S. 43.

[37] H. SEIFERT, *Die Oper*, S. 608 f.

[38] H. KNAUS, *Die Musiker*, S. 90.

[39] P. NETTL, *Zur Geschichte der kaiserlichen Hofmusikkapelle von 1636-1680*, in «Studien zur Musikwissenschaft», 16, 1929, S. 73.

[40] H. KNAUS, *Die Musiker*, S. 38, 98.

[41] Ch. STADELMANN, *Giovanni Battista Buonamente*, in *Die Musik in Geschichte und Gegenwart*, Personenteil 3, Kassel 2000², Sp. 1268 f.; P. ALLSOP, *Cavalier Giovanni Battista Buonamente: Franciscan violinist*, Aldershot etc. 2004.

Farina, der um 1600 in Mantua geboren wurde und offenbar ein unstetes Wanderleben führte: Er war zwischen 1625 und 1628 Konzertmeister am sächsischen Hof in Dresden unter der Leitung des berühmten Heinrich Schütz; in den Jahren 1631 und 1632 finden wir ihn als Geiger in der Kapelle der Kirche Madonna della Steccata in Parma, und 1636/37 fand er eine Anstellung als städtischer Musiker in Danzig. Sein im Juli 1639 verfasstes Testament weist ihn dann als Musiker der Kaiserin Witwe Eleonora in Wien aus, der er mindestens vier Monate lang gedient hatte; kurz darauf starb er, wohl in Wien. Seine fünf in Dresden während der dortigen Tätigkeit gedruckten Sammlungen mit Violinmusik zeichnen sich durch Verbindung italienischer und nordeuropäischer Züge, durch den hohen Stand der Violintechnik und den Einsatz ungewöhnlicher Spieltechniken (im bekannten *Capriccio stravagante*) aus[42].

Der Sänger Benedetto Andreasi aus Mantua[43] sang schon Anfang Jänner 1637 anlässlich der Krönung Ferdinands III. in einer Introduttione al balletto in Regensburg[44], war 1641/42 als Musiker des Erzherzogs Leopold Wilhelm am Collegium Germanicum in Rom[45], von mindestens 1649 bis 1655 dann aber bei dessen Stiefmutter Eleonora Gonzaga in Wien bedienstet. 1652 erhielt er von Kaiser Ferdinand III. eine goldene Kette als Belohnung, vier Jahre später aber, nach dem Tod Eleonoras, war er ohne Anstellung und suchte beim Kaiserhof um eine Geldaushilfe an, die er 1657 auch erhielt, worauf sich seine Spur verliert[46]. Der Tenor D. Carlo Seliprandi schließlich ist der letzte aus Mantua stammende Musiker, der im Dienst der Kaiserin Witwe Eleonora I. stand; das lässt sich allerdings nur aus einem Brief der Kaiserin Witwe Eleonora (Gonzaga) II. erschließen, die am 12. April 1671 nach Mantua schrieb, er habe mehr als 20 Jahre in der Musik des Wiener Hofs gedient, den größten Teil davon in ihrer Kapelle. Mit ihrer Erlaubnis kehre er nun in seine Heimat Mantua zurück, um zu gesunden und seine Angelegenheiten zur regeln.

[42] J. STEINHEUER, *Carlo Farina*, in *Die Musik in Geschichte und Gegenwart*, Personenteil 6, Kassel 2001^2, Sp. 720-724.

[43] Wien, Hofkammerarchiv, Hofquartierbuch 53, fol. 376v, 1657 April 20: «Andreasi Benedetto Mantuano».

[44] Wien, Hofkammerarchiv, *Familienakten* A-55.

[45] Th.D. CULLEY, *Jesuits and Music*, I: *A Study of the Musicians Connected with the German College in Rome During the 17th Century and Their Activities in Northern Europe*, Roma - St. Louis MO 1970, S. 223.

[46] H. SEIFERT, *Die Musiker der beiden Kaiserinnen Eleonora Gonzaga*, in M. ANGERER u.a. (Hrsg.), *Festschrift Othmar Wessely zum 60. Geburtstag*, Tutzing 1982, S. 527-554, hier S. 533.

Da die Hofmusik dieser Kaiserin Witwe erst seit 1657 bestand, ist es sehr wahrscheinlich, dass der Mantuaner von etwa 1650 bis 1655 in der Kapelle ihrer Vorgängerin, Eleonora I. von Mantua, beschäftigt gewesen war. Er war schon im Mai 1664 krankheitshalber pensioniert worden und erhielt seine Pension auch nach dem Tod Eleonoras II. 1687 bis 1700 als Canonicus weiter; in diesem Jahr scheint er verstorben zu sein[47]. Sicherlich verwandt mit ihm waren die Ehefrauen von zwei weiteren Sängern im Dienst Eleonoras II., die von Antonio Draghi, Livia Cristina Seliprandi (um 1644 Mantua - 1710 Wien) und die von Raffaele Caccialupi, Vittoria Seliprandi (um 1644 Mantua - 1676 Wien).

Wie die erste Kaiserin Eleonora Gonzaga ohne Zweifel eine bestimmende Rolle bei der Verpflanzung der modernen italienischen Festkultur mit Balletten und Opern hatte, auch Musiker aus Mantua holen ließ und Ferdinand II. auch von ihrem Bruder, dem musikalischen Herzog Ferdinando, Werke seiner Komposition erbat, so förderte auch die dritte Frau Kaiser Ferdinands III., die zweite Eleonora Gonzaga, seit 1651 die verstärkte Rezeption von Musik aus Italien und das Engagement von Italienern. Beide hatten in der Zeit ihrer Witwenschaft, also seit 1637 die erste und seit 1657 die zweite, eigene Hofmusiker[48], die ihre geistlichen und weltlichen Aufführungen trugen und auch zur Verstärkung der kaiserlichen Hofkapelle herangezogen wurden. Die zweite Kaiserin Eleonora trug, zusammen mit ihrem Stiefsohn Kaiser Leopold I., wesentlich zur Etablierung regelmäßiger Aufführungen von Oper, Oratorium und Sepolcro am Wiener Hof bei. Doch auch Erzherzog Leopold Wilhelm, Bruder Ferdinands III., Bischof mehrerer Bistümer und Hoch- und Deutschmeister des Deutschen Ordens, hatte zahlreiche Musiker in seinen Diensten, darunter mit Hilfe seiner diplomatischen Beziehungen zum Heiligen Stuhl und zur römischen Geistlichkeit Musiker solche aus Rom, vor allem vom Collegium Germanicum, und sandte andere – wie z.B. seinen Organisten Johann Caspar Kerll – zum Studium dorthin. Auch Leopold I. und Eleonora II. nutzten diese Beziehungen; sie schreibt etwa im Dezember 1661: «... ó introduto certe oratorie in musica uenutomi da Roma ...», und der kaiserliche Botschafter am päpstlichen Hof sandte Leopold, der auch Musik aus dieser geistlichen Hochburg verlangte, zu dieser Zeit drei Sänger aus Rom[49].

[47] *Ibidem*, S. 549 f.

[48] S.H. Seifert, *Die Musiker der beiden Kaiserinnen.*

[49] H. Seifert, *The Beginnings of Sacred Dramatic Musical Works at the Imperial Court of Vienna: Sacred and Moral Opera, Oratorio and Sepolcro*, in P. Besutti (Hrsg.), *L'ora-*

Natürlich gab es auch noch im späteren 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts enge musikalische Beziehungen zwischen den Höfen von Mantua und Wien[50]. Der Florentiner Altist Francesco Ballerini (vor 1660-1734 Wien) war seit 1675 Musiker des Großherzogs der Toskana, wechselte jedoch bald zum Herzog von Mantua Ferdinando Carlo über. Von den 1680er Jahren bis ins erste Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts ist Ballerini mehrmals in Venedig an S. Marco und in Opern nachweisbar. 1688 wurde er in die Accademia Filarmonica von Bologna aufgenommen und sang zwei Jahre später in Piacenza in den Festopern zur Hochzeit von Odoardo Farnese mit Dorothea Sophia von Neuburg-Pfalz in Parma, einer Schwester der Kaiserin, sowie 1691 in Bologna. Von 1695 bis 1705 war er am Kaiserhof in Wien bedienstet, von dem er bis 1707 eine Pension bezog, bevor er bis 1710 wieder als Kammermusiker bezahlt wurde. In diesem Jahr erhielt er ein kaiserliches Privileg zur öffentlichen Aufführung von Opern, von dem er aber keinen Gebrauch machen konnte, doch im Folgejahr wurde bei Hof ein Musikdrama mit einem von ihm verfassten Libretto aufgeführt. Inzwischen hatte die Kaiserin Eleonore Magdalena Theresia ihrem Bruder, dem Kurfürsten Johann Wilhelm, für drei in dessen Residenz Düsseldorf im Jahr 1697aufgeführte Opern den Sänger zur Verfügung gestellt und hatte er 1700 in Berlin sowie 1700 und 1708 in Florenz gesungen und 1709 in Dresden eine Opernaufführung geleitet, wo dann 1717 ein Intermezzo mit Text von ihm gesungen wurde. Er war Mitglied der spanischen Corporis Christi-Bruderschaft an der Kirche St. Michael in Wien und wurde 1734 in deren Gruft beigesetzt.

Ein weiteres, ganz ähnlich gelagertes Beispiel für solche reisenden Gesangsstars ist der berühmte Sopranist Domenico Cecchi (um 1650/55 Cortona - 1717/18 Cortona oder Wien), nach seiner Heimatstadt «il Cortona» genannt. Er war schon mindestens 1678-1680 in Diensten der Kaiserin Witwe Eleonora in Wien und Prag[51] und trat auch in Venedig auf, bevor er 1685 in die Dresdner Hofkapelle aufgenommen wurde.

torio musicale italiano e i suoi contesti (secc. XVII-XVIII), Firenze 2002, S. 489-511, hier S. 504 ff.

[50] Vgl. zum Folgenden H. Seifert, *Nordwärts reisende Gesangsvirtuosen aus Italien und ihr stilistisches «Gepäck» im Seicento*, in C. Meyer (Hrsg.), *Le musicien et ses voyages. Pratiques, réseaux et représentation*, Berlin 2003, S. 333-347.

[51] Wien, Hofkammerarchiv, Hofquartierbücher 72, Protokoll vom 9. Dezember 1678, und 73, Protokoll vom 31. Jänner 1679; A. Romagnoli, *Galline, «specolazioni» e pene d'amore. 'La patienza di Socrate con due mogli' di Minato e Draghi (1680)*, in E. Sala - D. Daolmi (Hrsg.), *«Quel novo Cario, quel divin Orfeo». Antonio Draghi da Rimini a Vienna*, Lucca 2000, S. 171-223, hier S. 206.

Seit 1687 war er wie sein genannter Kollege Ballerini Virtuose des Herzogs von Mantua und wurde im gleichen Jahr wie dieser, 1688, Mitglied der Bologneser Accademia Filarmonica. Auch für seine Mitwirkung in Institutionen Venedigs gilt das gleiche wie für Ballerini; außerdem trat er auf nahezu allen Bühnen Italiens auf (Bologna, Modena, Genua, Mailand, Parma, Piacenza, Rom, Ferrara, Florenz, Pratolino, Reggio, Neapel, Casale Monferrato, Turin und Pratolino), auch 1690 in der genannten Oper zur Hochzeit einer Schwester der Kaiserin in Parma. 1697 war er nochmals – diesmal nur als Gast – am Wiener Hof, wo er die männlichen Hauptrollen in zwei Opern von Antonio Draghi verkörperte. Schließlich war er nach weiteren Reisen bis zum Tod Kaiser Josephs I. 1711 Musiklehrer der Erzherzoginnen in Wien, wo er vielleicht auch gestorben ist.

Ein weiterer Gesangsvirtuose von Ferdinando Carlo Gonzaga mit vergleichbaren Reiserouten war der Soprankastrat Valeriano Pellegrini aus Verona (um 1663 - 1746 Rom), ein Priester, der 1689-1696 an der päpstlichen Kapelle in Rom gewesen war, bevor er 1698/99 in Wiener Opern gastierte. 1700 und 1701 sang er in Mantua, Genua und Piacenza, 1702 in München, und mindestens 1708-1716 war er in Düsseldorf beim Bruder der dritten Frau Kaiser Leopolds I., Kurfürst Johann Wilhelm, bedienstet; dennoch wurde er 1709/10 bei Auftritten in Venedig als virtuoso Kaiser Josephs I. bezeichnet, was sich aber nicht durch Wiener Quellen verifizieren lässt. 1712/13 sang er sogar in London in Opern von Händel. Als er im Alter von 83 Jahren, 1746, in Rom starb, wo er sich schon lange Jahre aufgehalten hatte, war er allerdings verarmt.

Der Venezianer Marc'Antonio Ziani (um 1653-1715 Wien) war von 1686 bis 1691 bei Herzog Ferdinando Carlo in Mantua als Theaterkapellmeister und Leiter der Musik an der Hofkirche Santa Barbara bedienstet. Der Herzog empfahl ihn daraufhin 1700 dem Kaiser für den Posten des verstorbenen Kapellmeisters Antonio Draghi[52]; Leopold I. nahm ihn als Vizekapellmeister auf. Zu Beginn der Regentschaft von Karl VI. 1712 avancierte er auf den inzwischen vakanten Kapellmeisterposten. Er war schon seit den 1670er Jahren in Venedig als fruchtbarer Opernkomponist hervorgetreten und setzte diese Tätigkeit für den Kaiserhof eineinhalb Jahrzehnte lang, bis zu seinem Tod 1715, fort.

Die Karriere des prominentesten Komponisten am Hof von Karl VI., Antonio Caldara (um 1670-1736 Wien), verlief mit zeitlicher Verzögerung

[52] Siehe Mantova, Archivio di Stato, Archivio Gonzaga, busta 504, Briefe von Franz Ernst Graf Mollart vom 27. Februar 1700 und von Ferdinand Bonaventura Graf Harrach vom 14. April 1700 an den Herzog.

ungefähr parallel zu der von Ziani, wenn auch komplizierter. Auch er hatte in seiner wahrscheinlichen Geburtsstadt Venedig Opern aufgeführt, bevor er 1699 Kirchen- und Theaterkapellmeister des Herzogs von Mantua wurde. Wegen dessen Pakt mit Frankreich im Spanischen Erbfolgekrieg wurde die Stadt 1701/02 von kaiserlichen Truppen unter Prinz Eugen belagert und floh Ferdinando Carlo Gonzaga anschließend nach Casale Monferrato, Venedig und Paris. Caldara folgte ihm zunächst, blieb aber dann in seiner Heimat, wohin auch der Herzog zurückkehrte. 1707, nachdem Mantua an die Habsburger gefallen war, ging er nach Rom. Zu einem noch nicht geklärten Zeitpunkt reiste er von dort nach Barcelona, um den dort als habsburgischer Gegenkönig Spaniens residierenden Karl III. mit Musik zu bedienen. Davon sind nur zwei dramatische *componimenti da camera* erhalten und ihm daher mit Sicherheit zuschreibbar, allerdings nicht eindeutig datierbar, wohl zwischen 1707 und 1710 für die Namenstage von Karl und seiner Frau Elisabeth Christine komponiert. Als Karl dann als sechster Kaiser dieses Namens in Wien residierte, kam Caldara 1712 dorthin, um eine Forstsetzung seiner Beziehung von Barcelona zu monieren, doch war schon Ziani für den Kapellmeisterposten vorgesehen. Nach dessen Tod 1715 bewarb er sich von Rom aus um diese Position, doch auch diesmal war ihm wieder der bisherige Vizekapellmeister, Johann Joseph Fux, zuvorgekommen. So musste er sich von seiner Ernennung im April 1716 bis zu seinem Tod mit dem Posten des Vizekapellmeisters zufrieden geben. Von den Künstlern, die Karl schon in Barcelona bedient hatten, wurden außer den meisten reproduzierenden Musikern auch die Librettisten Apostolo Zeno und Pietro Pariati, der Bühnenbildner Ferdinando Galli Bibiena und – als letzter erst 1720 – sein damaliger Hofkapellmeister Giuseppe Porsile mit leitenden Stellungen am Kaiserhof betraut[53].

Wie in Wien gehen auch in Innsbruck italienische Reiseeindrücke der Fürsten der Einführung der Musikdramatik an diesem Hof voraus. Erzherzog Leopold V. hatte 1618 in Florenz ein Pastoraldrama mit den von Domenico Belli durchkomponierten Intermedien *L'Andromeda* gesehen[54], einige Monate danach am Salzburger Hof die »Opera … in Musica« *Il*

[53] S.A. Sommer-Mathis, *Von Barcelona nach Wien. Die Einrichtung des Musik- und Theaterbetriebes am Wiener Hof durch Karl VI.*, in *Musica conservata. Günter Brosche zum 60. Geburtstag*, Tutzing 1999, S. 355-380; D. Lipp, *Musik am Hofe Karls III. in Barcolona (1705-1713)*, Diplomarbeit Universität Wien, 2005.

[54] A. Solerti, *Musica, ballo e drammatica alla corte Medicea dal 1600 al 1637*, Firenze 1905, S. 126 ff.

Perseo[55] über denselben Stoff und 1626 beim Herzog von Mantua ebenfalls eine Oper, *L'Europa* von Balduino di Monte Simoncelli[56]. Kurz darauf, bei den Festen zu seiner Hochzeit mit Claudia de' Medici im April 1626, gab es auch in Innsbruck eine Ballettvorführung im Stil der Intermedien Italiens, wobei Schautänze von Geistern, Bergknappen, Fischern oder Araberinnen mit italienischen Einzelgesängen antiker Gottheiten abwechselten, die auf dem Berg saßen, aus dem die Tänzer hervorkamen. Die Geburt des Erbprinzen Ferdinand Karl zwei Jahre danach feierte man mit einer ganz ähnlichen Darbietung auf Schloss Ambras, nur war die Dekoration mit Meer, Erde und Himmel aufwändiger. Ein italienischer Zeuge bezeichnet die zweite Darbietung sogar als »Commedia», die mit Chören, Sologesängen, Balletten und reichem Bühnengeschehen zwei Stunden dauerte. Auch hier wird man an das Genre des Balletts mit durchkomponierter musikdramatischer Einleitung nach Art der »Balli» Monteverdis denken können. Francesco Campagnolo hatte schließlich, wie gesagt, einige Jahre lang auch in Innsbruck Funktionen bei der Veranstaltung von musikalischen und dramatischen Aufführungen zu erfüllen.

Leopolds Sohn und Nachfolger Erzherzog Ferdinand Karl reiste mit der ihm angetrauten Anna de' Medici und seinem Bruder Sigismund Franz 1652 an die Höfe von Mantua, Modena, Parma und Florenz und wurde dort selbstverständlich unter anderem mit Musikdramatik bewirtet, bei seiner Schwester in Mantua etwa mit einer später auch in Wien vertonten *Theti*. Bald nach der Heimkehr, am 18. Juni desselben Jahres, wurde eine *Introduzione drammatica* zu einem Turnier zu Ehren von Anna mit Musik des erzfürstlichen Organisten und Kaplans Antonio Maria Viviani und Text vom Hofprediger Donato Maria Tafuri, genannt Diego da Lequile, in Innsbruck aufgeführt; die Musiker waren auf zwei Triumphwägen placiert und stellten in alter Intermedientradition mythologische und allegorische Personen dar[57]. Im Dezember 1652 stellt der Fürst den Minoritenpater aus Arezzo Antonio Cesti als Kammerkapellmeister an – wohl auf eine Empfehlung der ihn schon seit Jahren protegierenden Medici hin –, und bald darauf hören wir vom Neubau eines Theaterhauses nach venezianischem Muster in Innsbruck; in den folgenden Jahren wurden hier die Meisteropern Cestis aufgeführt: *Cesare Amante di Cleopatra*, *L'Argia*, *L'Orontea*, *La Dori* und *La Magnanimità d'Alessandro*. Nach dem Aussterben der Tiroler Linie der Habsburger

[55] H. SEIFERT, *Beiträge zur Frühgeschichte der Monodie*, S. 15.

[56] E. FACCIOLI, *Mantova. Le lettere* 2, Mantova 1962, Abb. 46.

[57] Librettodruck in Ljubljana, Bibliothek des Seminars.

fiel das Land 1665 an den Kaiser, der es sich nicht entgehen ließ, Cesti samt seinem Opernensemble nach Wien zu holen, um mit ihrer Hilfe seine Hochzeitsfeierlichkeiten auszurichten, die in dem gigantischen Spektakel der fünfaktigen, auf zwei Tage verteilten Oper *Il Pomo d'Oro* kulminierten[58].

[58] W. SENN, *Musik und Theater*; H. SEIFERT, *Cesti and his Opera Troupe in Innsbruck and Vienna, With New Informations about His Last Year and His Œuvre,* in M. DELLABORRA (Hrsg.), *La figura e l'opera di Antonio Cesti nel Seicento europeo*, Convegno internazionale di studio, Arezzo 26-27 aprile 2002 (Quaderni della Rivista italiana di musicologia, 37), Firenze 2003, S. 15-62.

Savoia e Asburgo nel XVIII secolo: due progetti per un secondo Stato sabaudo nell'Italia imperiale (1732, 1765)

di *Andrea Merlotti*

Lo Stato sabaudo era parte del Corpo germanico del Sacro Romano Impero, inserito dal 1501 nel Circolo della Lorena. I sovrani sabaudi si ritenevano un ramo della dinastia sassone e consideravano di grande importanza il loro titolo di vicari dell'Impero in Italia; pur fra alti e bassi, riservarono sempre grande attenzioni alla propria politica imperiale[1]. Carlo Emanuele I nei suoi *Ricordi* scritti per il figlio Vittorio Amedeo I nel 1605, quando questi era divenuto da pochissimo erede al trono, gli raccomandava «di stringersi bene in ogni maniera e arte con l'Impero», perché «questo è il dritto e vero appoggio di questa casa»; nella contesa secolare tra Francia e Spagna bisognava cercare «appoggio grande e sicuro d'altra parte» e questo poteva essere trovato solo a Roma e, soprattutto, nell'Impero, «per esser questi stati e principi [suoi] membri»[2]. Una linea che i suoi successori non dimenticarono mai. Ancora per tutto il Settecento, i duchi di Savoia e re di Sardegna pensarono spesso di ottenere la carica di elettori dell'imperatore e se non vi riuscirono fu più per le loro esitazioni che per l'opposizione dei principi tedeschi[3]. È sullo sfondo di questi rapporti che vanno collocati i due progetti stabiliti durante il

[1] Cfr. A. MERLOTTI, *I Savoia. Una dinastia europea in Italia*, in W. BARBERIS (ed), *I Savoia. I secoli d'oro d'una dinastia europea*, Torino 2007, pp. 87-133, e, dello stesso autore, *Lo Stato sabaudo e il Sacro Romano Impero: una questione storiografica aperta*, in P. BIANCHI (ed), *Il Piemonte come eccezione? Riflessioni sulla «Piedmontese exception»*, Atti del convegno, Torino 2008, pp. 79-94.

[2] I *Ricordi* sono in Archivio di Stato di Torino (d'ora in poi ASTo), *Corte*, Testamenti della Real Casa, mz. 4, c. 11/4. Sono stati parzialmente editi in E. RICOTTI, *Storia della monarchia piemontese*, Firenze 1861-1869, III, *Appendice*.

[3] Cfr. I. LAMEIRE, *Les dernières survivances de la souveraineté du Saint Empire sur les États de la monarchie piémontaise*, in «Nouvelle revue historique de droit français et étranger», 33, 1909, pp. 26-53 e 192-214; G. TABACCO, *Lo Stato sabaudo nel Sacro Romano Impero*, Torino 1939; L. BULFERETTI, *Le relazioni diplomatiche tra lo Stato sabaudo e la Prussia durante il regno di Vittorio Amedeo III*, Milano 1941.

regno di Carlo Emanuele III (1730-1773) per porre una linea cadetta dei Savoia sul trono di uno Stato interno dell'Impero.

Il primo fu nel 1732, quando il conte Eugenio Francesco di Savoia Soissons, duca di Troppau ed erede del principe Eugenio, si fidanzò con Maria Teresa Cybo, duchessa di Massa, per divenire a sua volta duca del piccolo Stato appenninico.

Il secondo fu una trentina d'anni dopo, quando, fra 1763 e 1765, l'imperatore Francesco Stefano e Carlo Emanuele III si accordarono per il matrimonio di Benedetto Maurizio duca del Chiablese, secondogenito del sovrano sabaudo, con l'arciduchessa Maria Cristina. In cambio, il duca sarebbe stato investito della sovranità o di un arciducato in Austria, come preferiva l'imperatore, o di uno Stato in Italia, come desiderava il re di Sardegna.

Entrambi i progetti giunsero a un passo dalla realizzazione e furono vanificati solo in seguito a una morte imprevista e improvvisa. Nel primo caso a morire fu il conte di Soissons, appena ventenne. Nel secondo fu l'imperatore Francesco Stefano, vero ideatore del progetto, cui era invece contraria la moglie Maria Teresa, che si affrettò a renderlo irrealizzabile.

1. *Il conte Eugenio di Soissons, duca di Troppau, e il ducato di Massa (1732-1734)*

Il progetto di fare del conte di Soissons il duca sovrano di Massa ebbe il suo ideatore nel principe Eugenio e si inserì nel rinnovamento dei legami tra l'Impero e i suoi spazi italiani che si ebbe nei primi decenni del Settecento[4].

Ramo cadetto dei principi di Carignano, i Savoia-Soissons sino alla fine del Seicento erano stati al servizio di Luigi XIV. Eugenio Maurizio (1633-1673) era stato comandante della Guardia svizzera del Re Sole, che lo aveva nominato a importanti governatorati e nel 1660 lo aveva inviato quale proprio ambasciatore a Londra. Dal matrimonio con Olimpia Mancini, nipote del cardinal Mazarino e amante dello stesso Luigi XIV, erano nati diversi figli. Mentre il primogenito Luigi Tomaso (1658-1702) entrò nell'esercito francese, i suoi fratelli minori, grazie all'appoggio del cugino Vittorio Amedeo II, passarono uno dopo l'altro al servizio dell'Impero.

[4] Cfr. M. SCHNETTGER, *Le Sainte-Empire et ses péripheries: l'exemple de l'Italie*, in «Histoire, économie et société», 23, 2004, 1, pp. 7-23.

Luigi Giulio (1660-1683), cavaliere di Savoia, morì all'assedio di Vienna; Eugenio (1663-1736) ne prese il posto, iniziando così la carriera che lo vide diventare il più grande condottiero della sua epoca. A fine Seicento anche il conte Luigi Tomaso entrò nell'esercito imperiale, trovando la morte all'assedio di Landau, ucciso da quello stesso esercito francese in cui aveva militato per anni[5].

La morte dell'anziana principessa Maria di Borbone (1606-1692), vedova del principe Tomaso di Carignano e capostipite della linea, i crescenti contrasti fra Luigi Tomaso e la corte di Versailles, culminati poi nel suo passaggio di campo, il successo del principe Eugenio a Vienna furono tutti elementi che provocarono lo spostamento dei Savoia-Carignano-Soissons dalla Francia all'Impero. Una politica peraltro apertamente favorita da Vittorio Amedeo II.

All'inizio del Settecento, conte di Soissons era il giovane principe Emanuele (1687-1729). Nato in Francia, Vittorio Amedeo II lo fece venire a Torino dove dal 1698 gli costituì una piccola corte all'interno di quella ducale[6]. Sino al 1704 fu educato al Collegio dei nobili di Torino[7]; poi entrò nell'esercito sabaudo e venne ferito all'assedio di Torino[8]. Nel 1710 entrò nell'esercito imperiale, assumendo il comando di un reggimento di corazze e nel 1712 fu cooptato nell'ordine del Toson d'oro. Dietro alle scelte dell'imperatore vi era il principe Eugenio, il quale desiderava fortemente che una linea sabauda si stabilisse nell'Impero, rendendo più solida l'alleanza fra Vienna e Torino. A questo fine, inoltre, egli organizzò nel 1713 il matrimonio del nipote con Marie Therese von Liechtenstein (1694-1772) – erede del principe Johann Adam von Liechtenstein (1662-1712) –, che portava in dote il ducato di Troppau, in Boemia. Il principe Eugenio Francesco, unico figlio nato da queste nozze, era destinato,

[5] Cfr. P. DE COURCILLON, MARQUIS DE DANGEAU, *Journal du marquis de Dangeau avec les additions inédites du duc de Saint-Simon*, 19 voll., VIII: *(1701-1702)*, Paris 1856, pp. 488, 493; A. VON ARNETH, *Prinz Eugen von Savoyen*, 3 voll., I: *(1663-1707)*, Wien 1864, pp. 125-126.

[6] Nei bilanci di corte lo «Stato del principe Emanuele di Soissons» risulta dal 1699 al 1709. Suo governatore era il conte Ottavio Solaro di Govone, marchese di Breglio. Una corte per i fratelli minori Maurizio (1690-1710) ed Eugenio (1692-1712) di Soissons fu aperta dal 1703 al 1712.

[7] M. ZUCCHI, *I governatori dei principi reali di Savoia*, in «Miscellanea di storia italiana», serie III, 22, 1925, pp. 1-168, *ad vocem*.

[8] A. MANNO, *Relazioni e documenti sull'assedio di Torino nel 1706*, in «Miscellanea di storia italiana», serie I, 17, 1878, pp. 361-593, in particolare p. 435.

quindi, a ereditare i beni Soissons, quelli Liechtenstein-Troppau e quelli del principe Eugenio: un patrimonio che lo avrebbe reso una delle figure più influenti dell'Impero.

Nel frattempo, il principe Eugenio aveva consolidato la posizione del nipote, ottenendone la nomina a feldmaresciallo e governatore d'Anversa. La morte del conte Emanuele, a poco più di quarant'anni, costrinse però il principe a pensare in fretta al destino dell'ormai unico erede.

Questi, alla scomparsa del padre, si trovava all'Accademia Reale di Torino[9]. Vittorio Amedeo II – come già detto – gli aveva costituito una piccola corte, affidandone l'educazione a padre Joseph Roma (1688-1736), professore di fisica all'Università di Torino[10]. I due personaggi apparivano insieme in un quadro – ora perduto – della Clementina (pittrice di corte dei Savoia), di cui ci resta testimonianza in un'incisione di Jean Scotin posta quale frontespizio del *Ditionarium casuum conscientiae* di Jean Pontas, in cui padre Roma indica al giovane conte il ritratto del principe Eugenio come modello cui ispirarsi (fig. 1).

Nel 1728 Vittorio Amedeo II creò il conte cavaliere dell'ordine dell'Annunziata. Nel 1730, non appena divenuto conte di Soissons, l'imperatore Carlo VI lo ascrisse a sua volta all'ordine del Toson d'oro, conferendogli insieme il comando del reggimento già del padre Emanuele[11]. Poiché gli statuti degli ordini impedivano ai principi non sovrani di essere ascritti a entrambi, egli avrebbe dovuto scegliere fra Annunziata e Toson d'oro (una decisione che avrebbe chiarito, implicitamente, quale fosse il referente primo della sua fedeltà). Per il momento, tuttavia, la questione non venne sollevata e il conte si fregiò di entrambi gli ordini (si veda, per esempio, come nell'incisione di Scotin lo stemma sia circondato dai due collari). A tale doppia ascrizione sembra far riferimento anche un trofeo in stucco presente nella Sala dei Valletti della Reggia di Venaria Reale, dove il principe risiedette spesso durante i suoi anni torinesi.

Nonostante il principe Eugenio chiedesse il suo trasferimento a Vienna, il conte di Soissons restò a Torino. Nel frattempo, la morte senza eredi

[9] Sull'Accademia Reale e sulla relativa bibliografia rimando al saggio di Paola Bianchi in questo stesso volume.

[10] Sul padre Roma cfr. M. ZUCCHI, *I governatori*, cit., pp. 636-638, e D. CARPANETTO, *L'arte del guarire. Cultura, formazione universitaria e professioni mediche a Torino fra Sei e Settecento*, Torino 1998.

[11] Cfr. ASTo, *Corte*, Lettere principi, mz. 73, Eugenio Francesco di Soissons alla principessa di Piemonte, 20 gennaio 1730.



Fig. 1. J.B. SCOTIN - M.G.B. CLEMENTI [la Clementina], *Padre Joseph Roma spiega al conte di Soissons e duca di Troppau il De Bello Gallico ponendogli a modello il principe Eugenio*, incisione su lastra di rame, in I. PONTAS, *Dictionarium casuum conscientiae*, Luxemburgi, sumptibus Andreae Chevalier bibliopolae et Marci-Michalis Bousquet et sociorum, 1731.

maschi del duca di Massa Alderano Cybo-Malaspina, nell'agosto 1731, aprì al principe Eugenio la strada per fare del suo erede un principe sovrano. Il duca di Massa, infatti, aveva lasciato tre figlie femmine, affidando la reggenza alla vedova Ricciarda Gonzaga di Novellara, coadiuvata dal cardinal Camillo Cybo Malaspina, fratello dello scomparso, che da tempo aveva rinunciato ai suoi diritti di successione.

Il principe Eugenio iniziò subito le trattative per il matrimonio del nipote con la principessa Maria Teresa, primogenita del duca defunto, e in pochi mesi raggiunse un accordo di massima con la principessa Ricciarda. Per le regole di casa Savoia, tuttavia, bisognava che a presentare domanda ufficiale fosse Carlo Emanuele III, subentrato al padre, Vittorio Amedeo II nel settembre 1730, in quanto «chef de la Maison»[12].

Alla fine del 1731, quindi, la gestione delle trattative passò nelle mani del marchese Solaro di Breglio, ambasciatore sabaudo a Vienna. Le ragioni di ciò erano evidenti: la corte di Torino non poteva permettere la nascita di un secondo Stato sabaudo in Italia senza aver avuto parte attiva nella vicenda. Inoltre, mentre Vittorio Amedeo II, nella sua politica della *balançoire* fra Parigi e Vienna, aveva considerato la seconda come il vero punto di riferimento dello Stato sabaudo, Carlo Emanuele III ebbe sempre, invece, una malcelata diffidenza verso l'Impero. Il suo stesso rapporto col principe Eugenio non fu mai lineare. Carlo Emanuele III, così come Carlo VI, non condividevano la visione del principe Eugenio sul ruolo dell'Impero in Italia. Entrambi, anzi, finirono per porlo progressivamente ai margini delle rispettive politiche. Anche nelle trattative per il matrimonio del conte di Soissons, il principe Eugenio, pur tenuto al corrente, fu ridotto al rango di spettatore[13]. Quando nella primavera del 1732 si giunse infine alla redazione di una bozza di contratto, mentre nel carteggio ufficiale col proprio ambasciatore Carlo Emanuele III – carteggio che egli sapeva poter essere letto dalle spie che certo la corte di Vienna (e lo stesso principe Eugenio) avevano all'interno dell'ambasciata sabauda – esprimeva apprezzamento per l'operato del principe, diversi toni usava in quello cifrato – che poteva esser letto dal solo ambasciatore –, ordinando a Breglio di tenere il più possibile all'oscuro il principe Eugenio: se questi avesse insistito perché firmasse il contratto avrebbe dovuto «tachier en toute maniere de l'éviter». Il re di Sardegna, fra l'altro, non aveva apprezzato il ruolo avuto nella definizione del contratto

[12] L'espressione è usata dallo stesso Carlo Emanuele III in una lettera inviata al marchese Solaro di Breglio il 23 febbraio 1732. La si veda in G. SFORZA, *Il principe Eugenio Francesco di Savoia, conte di Soissons, e il suo fidanzamento con Maria Teresa Cybo, duchessa di Massa*, in «Miscellanea di storia italiana», serie III, 13, 1909, pp. 360-448, qui p. 381. Al saggio di Sforza rinvio per una puntuale analisi della vicenda.

[13] Il principe Eugenio era preoccupato soprattutto per l'intervento del duca di Modena Rinaldo I, che voleva far sposare la Cybo al nipote Ercole (1727-1803). «Monsieur le duc de Modene fesant toutes les propositions les plus avantageuses pour rompre ce traité et s'assurer cette succession, en etablissant le mariage avec con petit fils»: ASTo, *Corte*, Materie politiche in rapporto agli esteri, Lettere ministri, Austria, Breglio a Carlo Emanuele III, 6 febbraio 1732, mz. 61.

dal marchese Carlo Francesco Stampa, commissario imperiale in Italia e fedelissimo del principe Eugenio[14].

«Les veritables raisons par lesquelles nous ne voulons point que vous signies – il contratto nuziale, scriveva a questo proposito il re al suo ambasciatore – sont que ce contract se stipulant sous l'autorité d'un commissaire imperial et avec l'obbligation de reconnôitre une commissione imperiale pour liquider les dettes de la maison d'un prince d'Italie vassal de l'Empire; il ne nous convient pas qu'un de nos ministres intervienne même à adopter de telles maximes»[15].

D'altronde il contratto irritava il sovrano in più punti. Carlo Emanuele III, per esempio, era profondamente contrariato nel leggere che esso mirava «a stabilire l'accoppiamento di due famiglie sì ragguardevoli in Europa, quali sono quelle di Savoia e di Cybo». L'opportunità politica di contrarre le nozze invitava a non sollevare la questione, ma al marchese di Breglio egli aveva scritto esplicitamente che «le parallel égal que l'on fait dans le contract des deux Maisons de Savoie et de Cybo meriteroit aussi des reflexions». A ripugnare al sovrano sabaudo era anche la richiesta, fatta espressamente dalla duchessa Ricciarda, che il conte di Soissons unisse al nome del proprio casato quello della sposa, in modo da ottenere «la conservazione del nome della famiglia Cybo»[16].

D'altronde, sino ad allora le due case non avevano mai avuto rapporti. Un principe del ramo primogenito dei Savoia non avrebbe mai sposato una Cybo Malaspina. Basta scorrere le genealogie sabaude per rendersi conto che i duchi di Savoia non sposarono mai principesse italiane, ma, con poche (e volute) eccezioni, figlie o nipoti di re europei[17]. Allo stesso tempo, i Cybo-Malaspina avevano contratto matrimoni per lo più con case italiane, spesso neppure di rango principesco: il matrimonio migliore era stato a fine Cinquecento quello con una Della Rovere di Urbino.

Nonostante tutte la cautele usate, il progetto fu giudicato dalla corte di Massa «affatto impossibile» da sottoscrivere. Ciò non solo per ragioni

[14] Su di lui cfr. A. DATTERO, *Il «governo militare» dello Stato di Milano nel primo Settecento. Saggio storico e inventario della serie Alte Feldakten del Kriegsarchiv di Vienna*, Milano 2001, p. 77.

[15] G. SFORZA, *Il principe Eugenio Francesco*, cit., p. 381.

[16] *Ibidem*, p. 384.

[17] Cfr. A. MERLOTTI, *Des Habsbourg aux Bourbons. Les alliances matrimoniales de la Maison de Savoie au XVIIe siècle*, in «XVIIe siècle», 61, 2009, 243, pp. 239-255. Diverso il discorso dei rami cadetti. Fra Nemours, Carignano e Soissons non mancavano *mesalliance*, spesso rivelatesi essenziali per la politica dinastica (il caso più clamoroso era stato proprio il matrimonio di Eugenio Maurizio di Soissons con la Mancini).

finanziarie, legate all'appannaggio della duchessa reggente e all'estinzione dei debiti lasciati dal duca Alderano, ma, soprattutto, per una ragione politica. La bozza di contratto inviata da Vienna prevedeva, infatti, che il duca di Troppau fosse «considerato come sovrano e signore subito che sarà fatto il matrimonio». Per il cardinal Cybo, dietro i cui comandi operavano i giuristi della corte di Massa, ciò non era in alcun modo accettabile,

«essendo indispensabile alla sottoscrittione del progetto ... l'investitura de' feudi nella persona della sposa [e così] essendo questa investita degli stessi feudi, non potrà mai considerarsi ... che il signor principe sposo abbia ad essere egli il sovrano e signore de' medesimi feudi, potendo egli solamente avere sopra di questi quell'uso che hanno i mariti sopra le doti delle loro mogli, non già la sovranità e l'assoluto dominio»[18].

Carlo VI, tuttavia, si mostrò irremovibile e inviò il conte Stampa a Massa perché vincesse le resistenze del cardinal Cybo. I capitoli furono ratificati il 22 maggio. In giugno Carlo Emanuele III inviò a Massa il conte di Biandrà, suo primo scudiero, perché chiedesse ufficialmente alla reggente la mano della sposa. In settembre fu lo stesso duca di Troppau a recarsi a Massa per conoscere la sua futura sposa, che allora aveva solo sette anni. Il contratto di nozze fu firmato il 4 ottobre 1732. Come fortemente voluto da Carlo VI e dal principe Eugenio, il contratto prevedeva espressamente che il «signor principe sposo, subito che sarà contratto il matrimonio, dovrà esser associato e considerato ancor esso come sovrano[19]. Fermatosi a Massa solo pochi giorni, il diciottenne principe Eugenio Francesco si portò poi a Vienna. In attesa che la principessa raggiungesse l'età per sposarsi, il principe Eugenio iniziò ad agire perché il conte di Soissons (e futuro duca di Massa) diventasse in tutto e per tutto un principe dell'Impero. Per prima cosa, egli fece in modo che il conte restituisse a Carlo Emanuele III il collare dell'Annunziata. Per un tacito assenso fra i due sovrani, il conte aveva portato entrambi i collari per quasi due anni: la sua futura ascesa al rango di principe sovrano avrebbe potuto consentirgli di mantenere questo privilegio; tuttavia, Carlo VI si dimostrò irremovibile nel chiedere che il conte dismettesse l'Annunziata.

La spiegazione della decisione presa dall'imperatore si trovava nella morte, il 1° febbraio, di Augusto II di Sassonia, re di Polonia, e nella guerra presto scoppiata per la successione polacca. Inizialmente il conflitto fu limitato al fronte sul Reno, ma era evidente che esso si sarebbe esteso

[18] *Risposte al progetto del contratto del matrimonio mandate a Vienna dal signor presidente Brunetti*, in G. Sforza, *Il principe Eugenio Francesco*, cit., pp. 384-387, qui p. 387.

[19] *Ibidem*.

al fronte italiano non appena Carlo Emanuele III avesse deciso da che parte schierarsi. In un conflitto in cui l'alleanza fra Stato sabaudo e Impero era tutt'altro che sicura, Carlo VI voleva garantirsi che il giovane principe non si trovasse in imbarazzo a restargli fedele. Per diversi mesi le due corti cercarono una soluzione che salvasse la dignità di entrambi i sovrani. Ma alla fine il re, pur profondamente contrariato, fu costretto a piegarsi. Nel maggio del 1733 il conte di Soissons restituiva il collare dell'Annunziata al re di Sardegna. Di lì a poco si recava al fronte renano, dove preso comando del suo reggimento iniziò a combattere contro le armate francese, ottenendo presto il grado di generale.

In settembre Carlo Emanuele III decideva, infine, di schierarsi con la Francia e di lì a poco invadeva la Lombardia. Il principe Eugenio, da parte sua, si recava anch'egli al fronte, assumendo il comando dell'Armata sul Reno. Un anno più tardi, il 24 novembre 1734, il principe Eugenio Francesco moriva ad appena vent'anni per le conseguenze di una febbre maturata sui campi di battaglia[20]. La corte di Torino ne veniva informata dal principe Eugenio, rimasto così senza eredi, che vedeva vanificati anni di sforzi diplomatici per dare continuità dinastica al ruolo che aveva saputo costruirsi nell'Impero.

A trarre il maggior vantaggio dalla morte del conte di Soissons fu il duca di Modena, restato fedele all'Impero. Nel 1741 la sedicenne Maria Teresa Cybo sposò, così, il principe Ercole (III) d'Este. Le successive vicende degli Este, peraltro, mostrarono quali fossero i costi di un saldo inserimento di una casa sovrana italiana nell'Impero: costi che i sovrani sabaudi non sarebbero stati disposti ad accettare[21].

A ereditare il patrimonio dei Soissons fu la cinquantenne Maria Anna Vittoria (1683-1763), una nipote del principe Eugenio, vissuta sino ad allora in un convento di Parigi[22]. Nel 1738 Carlo VI la fece sposare al duca Joseph di Sachsen-Hildburghausen (1702-1787), un suo fedele feldmaresciallo, di vent'anni più giovane. Il matrimonio fu assai infelice (i due si

[20] Sforza ha dimostrato la falsità della tesi che voleva il principe morto di sifilide. Cfr. G. SFORZA, *Il principe Eugenio Francesco*, cit., p. 411, in particolare nota 1.

[21] Com'è noto, il duca Francesco III (1698-1780) divenne governatore e capitano generale della Lombardia austriaca dal 1753 al 1771. Nel 1765 Maria Teresa lo creò signore di Varese, dove il duca stabilì allora la propria residenza. Una scelta politica impensabile per un sovrano sabaudo del Settecento, ma consona a un esponente d'un ramo cadetto.

[22] Nel 1736 di casa Soissons restavano vive solo due sorelle del conte Emanuele: la citata Maria Anna Vittoria e Teresa Anna (1686-1737).

separarono nel 1752), ma garantì che la gran parte dell'eredità del principe Eugenio restasse nell'Impero. Nel 1763, prossima alla morte, essa nominò suo erede il duca del Chiablese, in favore del quale in quegli stessi anni si stava riprendendo il progetto di un secondo Stato sabaudo nell'Impero.

2. *Il duca del Chiablese, l'arciducato del Tirolo e il ducato di Lunigiana (1763-1766)*

Il viaggiatore che si rechi oggi nelle sale della *Hofburg* di Innsbruck e presti attenzione ai numerosi ritratti conservati nella *Lothringerzimmer* non potrà non notare la curiosa presenza di un principe oggi quasi dimenticato e che, in apparenza, poco ha a che fare con la storia degli Asburgo-Lorena. Si tratta di Benedetto Maurizio di Savoia (1741-1808), duca del Chiablese, figlio del re di Sardegna Carlo Emanuele III di Savoia (1701-1773) e della sua terza moglie Elisabetta di Lorena (1711-1741). Un secondo ritratto del duca, poi, si può vedere nel *Kapitelzimmer* dello stesso palazzo (fig. 2)[23].

La spiegazione della presenza di questi due ritratti si trova non solo nella parentela, ma in un progetto di matrimonio.

Nel 1737 Carlo Emanuele III aveva sposato l'unica sorella di Francesco Stefano: un matrimonio che aveva sancito la pace fra Savoia e Asburgo dopo la guerra di Successione polacca. Il duca di Lorena, divenuto in quello stesso anno granduca di Toscana, comprendeva bene le ragioni politiche di una dinastia di confine come quella sabauda. Dall'inizio del Cinquecento, infatti, le due case regnanti erano inserite nello stesso circolo dell'Impero, l'*Oberrheinischer Reichskreis*, che comprendeva anche il Langraviato d'Assia. Non a caso i Savoia avevano spesso guardato alla Lorena e all'Assia per la propria politica matrimoniale[24]. Nel 1662 Carlo di Lorena aveva sposato Maria Giovanna Battista di Savoia Nemours, ma Luigi XIV, che inizialmente aveva voluto le nozze, s'era poi opposto a esse e il matrimonio era stato, infine, annullato[25]. Carlo s'era rifugiato

[23] Anche il principe Carlo di Lorena, fratello di Francesco Stefano e di Elisabetta, conservava nel suo palazzo di Bruxelles un ritratto del duca del Chiablese. A. JACQUOT, *Un protecteure des arts. Le prince Charles-Alexandre de Lorraine*, in *Rèunion des Sociétés des beaux arts des departements, 20e session*, Parigi 1896, p. 756.

[24] Cfr. A. MERLOTTI, *Des Habsbourg aux Bourbons*, cit.

[25] Cfr. R. ORESKO, *Maria Giovanna Battista of Savoy Nemours (1644-1724). Daughter, Consort and Regent of Savoy*, in C. CAMPBELL ORR (ed), *Queenship in Europe 1660-1815. The*



Fig. 2. *Benedictus Mauritius [von Savoyen] Herzog von C[h]ablais* (Innsbruck, Hofburg, Kapitelzimmer).

allora a Vienna, divenendo uno dei principali generali dell'Impero. In un certo senso, il matrimonio tra suo nipote Francesco Stefano e Maria Teresa costituiva l'esito ultimo di quello spostamento dei Lorena verso Vienna che era iniziato proprio con l'annullamento delle nozze di Carlo con Maria Giovanna Battista di Savoia-Nemours. Il matrimonio di Carlo Emanuele III con Elisabetta di Lorena rinsaldava i vincoli fra le due dinastie e riproponeva l'alleanza fra Stato sabaudo e Impero che aveva costituito, pur con oscillazioni, il perno della politica di Vittorio Amedeo II[26].

Nella primavera del 1739, di ritorno dal suo unico viaggio in Italia in cui prese possesso del granducato di Toscana, Francesco Stefano volle fermarsi alcuni giorni a Torino, insieme al fratello Carlo, per incontrare Elisabetta e conoscere il re di Sardegna. Nel soggiorno torinese, egli non fu però seguito dalla moglie Maria Teresa, che aveva rifiutato «di ricevere la lettera» d'invito di Carlo Emanuele III «perché non ci ritrovò i titoli convenienti, com'ella diceva, all'erede presuntiva dell'Imperatore»[27]. Un evento che non passò inosservato alla diplomazia, tanto che lo stesso

Role of the Consort, Cambridge 2006, pp. 16-55, in particolare pp. 20-21; A. MERLOTTI, *Maria Giovanna Battista*, in *Dizionario Biografico degli Italiani*, LXX, Roma 2008, pp. 243-248.

[26] E. HARSANY, *Le mariage de Charles-Emmanuel III, roi de Sardaigne et duc de Savoie, et d'Elisabeth-Thérèse, princesse de Lorraine (1737)*, Chambéry 1986.

[27] ASTo, *Corte*, Storia della Real Casa, cat. III, Storie particolari, mz. 3 d'add., Carlo Emanuele III, c. 3, *Memorie dell'anno 1739*, cc. 119v-121v, G. PASINI, *Memorie istoriche del regno di Carlo Emanuele III duca di Savoia e primo di questo nome re di Sardegna dall'anno 1730.*

Ludovico Antonio Muratori vi fece cenno nei suoi *Annali*[28]. Nel 1741 Elisabetta Teresa morì, poco dopo aver dato alla luce il suo terzo figlio, Benedetto Maurizio. Nel volgere di pochi anni anche gli altri due suoi figli scomparvero precocemente. Quando nel 1745 Francesco Stefano ascese al trono come Francesco I, il duca del Chiablese si trovò così a essere l'unico nipote dell'imperatore.

Figlio cadetto del re, il duca del Chiablese fu secondo nella linea di successione dei Savoia sino al 1751. Passò al quarto posto dopo la nascita dei figli maschi del fratello maggiore Vittorio Amedeo. La sua parentela con l'imperatore, tuttavia, rappresentava un fatto unico e gli conferiva un'importanza politica che altrimenti non avrebbe avuto.

All'inizio degli anni Sessanta, il ventenne duca del Chiablese era dunque oggetto d'attenzione della diplomazia internazionale e dei tanti viaggiatori che giungevano nella capitale sabauda. Nel 1761, per esempio, l'abate Jérôme Richard lo aveva descritto come un giovane «à la phisionomie douce et modeste»; «à moins qu'il n'ait un jour de grands talent et qu'il ne serve avec éclat dans les armées de quelque puissance éntrangere, il menerà toujours a Turin une vie obscure et retirée», aveva concluso l'abate[29].

In realtà, nel volgere di pochi anni Carlo Emanuele III costituì per il duca un appannaggio ingentissimo. Il sovrano sabaudo non s'era limitato a infeudare il figlio di città di particolare importanza come Bra e Bene, ma aveva costretto i conti di San Martino, una delle più importanti famiglie nobili dello Stato, a vendere al principe il castello di Agliè, loro residenza sin dal Medioevo. L'operazione era costata oltre 1.200.000 lire di Piemonte, una somma enorme[30]. In questo quadro si inserì anche la citata nomina a erede della principessa Vittoria di Soissons. Nel 1764 Gibbon ebbe modo di conoscere il duca del Chiablese durante il suo soggiorno torinese e ne fu favorevolmente colpito, descrivendolo come un uomo «plus libre et plus formé» rispetto al fratello Vittorio Amedeo

[28] L.A. MURATORI, *Annali d'Italia dal principio dell'era volgare sino all'anno 1750*, Napoli 1773, t. XII, p. 223.

[29] J. RICHARD, *Description historique et critique de l'Italie ou nouveau mémoires sur l'état actuel de son Gouvernement, des sciences, des arts, du commerce, de la population et de l'histoire naturelle*, Paris 1770², II, pp. 80-81.

[30] T. RICARDI DI NETRO (ed), «*Fidel amant, sincer ami, tendre époux*». *Uomini, valori e patrimoni delle nobiltà d'antico regime nella corrispondenza di Casimiro e Marianna San Martino di Cardè (1795)*, Torino 2003, pp. 38-42.

e, soprattutto, come il «favori du père»[31]. Carlo Emanuele III cercò, inoltre, di far conoscere il giovane duca anche fuori del Piemonte. Fra l'altro, patrocinò un preziosa edizione romana delle opere di Virgilio, nella quale volle che vi fosse anche il ritratto del figlio minore[32] (fig. 3).

Karl von Zinzendorf, che si fermò a Torino nel 1765, notò che nella capitale sabauda si stavano già preparando le livree per la casa della duchessa del Chiablese, senza che nessuno sapesse ancora chi fosse. Le trattative fra Carlo Emanuele III e Francesco Stefano per il matrimonio dei propri figli, infatti, si stavano tenendo nel più assoluto segreto. Erano iniziate nel 1763, quando il conte Malabaila di Canale, ambasciatore sabaudo a Vienna, era tornato a Torino per riferire personalmente al re della proposta di nozze, che gli era stata avanzata dalla stessa imperatrice[33]. Per dare maggiore ufficialità alla trattativa, il conte Khevenhüller, ministro imperiale a Torino, aveva ricevuto istruzioni da presentare al re[34]. I due sovrani decisero, però, di non seguire le vie ufficiali, ritenendo che a Vienna, soprattutto negli ambienti legati all'imperatrice, il progetto avrebbe incontrato forti opposizioni. Per questa ragione, nell'ottobre 1764 il conte di Firmian, plenipotenziario asburgico in Lombardia, ordinava a don Michele Daverio, economo generale del ducato di Milano, di scrivere al cavalier Raiberti, primo ufficiale della Segreteria degli esteri sabauda, perché convincesse il governo a muoversi in assoluta segretezza. Nello stesso mese il conte Francesco Giuseppe de Viry, segretario di Stato agli affari esteri a Torino, era entrato in contatto con Firmian, che sembrava voler collaborare fattivamente. In novembre Maria Teresa convocò il

[31] H.H. Milman, *The Life of Edward Gibbon, esq., with Selections from his Corrispondence*, London 1839, p. 198.

[32] P. Vergilius Maro, *Bucolica, Georgica et Aeneis ex cod. Mediceo Laurentiano descripta*, 3 voll., Roma 1763-1765. L'edizione era curata da Antonio Ambrogi e dedicata a Carlo Emanuele III. Il ritratto di quest'ultimo compariva nel primo volume. Nel secondo e nel terzo erano quelli dei duchi di Savoia e di Chiablese.

[33] Sul conte di Canale (1704-1773), ambasciatore a Vienna dal 1737 alla morte, cfr. A. Ruata, *Luigi Gerolamo Malabaila di Canale. Riflessi della cultura illuministica in un diplomatico subalpino*, Torino 1968. Sul progetto di matrimonio cfr. *Extrait de la negociation du mariage projetté entre le duc de Chablais et une archiduchesse*, in *Lettere e memorie riguardanti il progetto di matrimonio di Sua Altezza Reale il signor Duca del Chiablese con una delle … arciduchesse* (1764-1768), in ASTo, *Corte*, Materie politiche in rapporto agli interni, Matrimoni, mz. 44.

[34] Johann Sigmund von Khevenhuller-Metsch (1732-1801), ministro a Torino dal 1763 al 1771, fu poi maggiordomo maggiore dell'arciduca Ferdinando. Dal 1775 al 1782 fu plenipotenziario imperiale in Italia.



Fig. 3. *Apoteosi di Benedetto Maurizio di Savoia, duca del Chiablese*, incisione, in VIRGILIUS, *Bucolica Georgica et Aeneis ex cod. Mediceo-Laurentiano descripta ab Antonio Ambrogi Florentino S.J. italico versu reddita*, t. III, Romae, Excudebat Joannes Zempel 1765.

conte di Canale per informarlo del «desir qu'avoit l'empereur François de voir le duc de Chablais a Innspruch»[35]. Nella città austriaca sarebbero state presenti anche le due arciduchesse Maria Anna (1738-1789) e Maria Cristina (1742-1798), la seconda delle quali era la candidata alle nozze. Figlia prediletta di Maria Teresa, l'arciduchessa aveva, in realtà, espresso alla madre la sua contrarietà al matrimonio. Ma da Vienna, nel frattempo, si era rilanciato. All'inizio di dicembre, infatti, Firmian comunicava a de Viry che la corte asburgica aveva immaginato di organizzare anche il matrimonio del principe di Piemonte con une delle arciduchesse più giovani.

L'ufficializzazione del viaggio del duca del Chiablese a Innsbruck fece sì che il governo austriaco, che sino ad allora era rimasto fuori dalla trattativa, iniziasse a far sentire la propria voce. Poco prima di Natale Kaunitz, che nutriva una profonda diffidenza per i Savoia e la loro politica, maturata durante la sua difficile ambasciata a Torino fra 1742 e 1743[36], scrisse a Firmian chiedendo di conoscere, fra l'altro, lo stato dettagliato dell'appannaggio del duca del Chiablese.

Nel gennaio 1765 Carlo Emanuele III inviava a Milano il dottor Gatti, podestà di Novara, per sentire le proposte austriache. La questione centrale era che a Vienna si riteneva che l'arciduchessa non potesse sposare un principe che non fosse anche sovrano. Trovare uno Stato per il duca del Chiablese sarebbe stato compito di Vienna, e a questo proposito si proponeva il regno di Corsica, il cui destino era, all'epoca, al centro dei progetti più diversi.

La proposta non risultò gradita a Torino. Se anche, infatti, si fosse riusciti a ottenere la Corsica per il duca, il controllo del nuovo regno avrebbe implicato ingenti spese militari, che il sovrano sardo non intendeva affrontare. Inoltre, il duca del Chiablese avrebbe portato all'estero i ricchi proventi del suo appannaggio, impoverendo l'economia piemontese. All'inizio di febbraio, il re ordinò, quindi, al conte di Canale di esprimere il proprio parere contrario alla corte di Vienna e, inoltre, di informare i sovrani che il viaggio del duca era stato annullato[37]. Si trattava di una mossa diplo-

[35] *Extrait de la negociation*, cit.

[36] Fu durante il soggiorno a Torino che egli si convinse della necessità di un'alleanza con la Francia. Cfr. W.J. McGill, *The Roots of Policy: Kaunitz in Italy and the Netherlands, 1742-1746*, in «Central European History», 1, 1968, pp. 131-149; F.A.J. Szabo, *Kaunitz and the Enlightened Absolutism, 1753-1780*, Cambridge 1994, pp. 14-16.

[37] ASTo, *Corte*, Materie politiche in rapporto agli interni, Matrimoni, mz. 4 di 1ª add., *Relation de la négociation du mariage projeté par la cour impériale entre S.A.R.M. le duc de Chablais et une archiduchesse.*

matica per spingere Francesco Stefano e Maria Teresa a formulare una nuova proposta. L'imperatore aveva intanto deciso di nominare il nipote cavaliere del Toson d'oro. Carlo Emanuele III non si disse contrario alla nomina, anzi l'accettò formalmente, ma, ricordando bene quanto successo nel 1733 per il conte di Soissons, chiese da un lato che il figlio potesse mantenere l'ordine dell'Annunziata e dall'altro di poter conferire lo stesso ordine a un arciduca. La questione non ebbe ulteriori sviluppi.

Per cercare una soluzione al problema dello Stato, il conte di Canale formulò un proprio progetto per il territorio da assegnare al duca del Chiablese. Si sarebbe dovuto creare uno Stato che da Finale – vecchio sogno sabaudo – giungesse sino a Ventimiglia. Nel caso di estinzione della linea del Chiablese, tale Stato sarebbe passato al ramo primogenito. Per eliminare l'eventuale opposizione delle potenze borboniche, l'imperatore avrebbe ceduto Guastalla al duca di Parma.

A fronte del progetto del conte di Canale, Firmian incontrò nuovamente il podestà Gatti e gli comunicò la proposta ufficiale della corte di Vienna: riunire i ducati di Stiria, Carinzia e Carniola, costituendo uno Stato che avesse la propria capitale a Graz, dove il duca del Chiablese e la sua sposa avrebbero regnato da principi sovrani. L'arciduchessa avrebbe avuto un appannaggio di due milioni di fiorini, i cui interessi annui (circa 100.000 fiorini) avrebbero dovuto essere impiegati all'interno degli stati ereditari degli Asburgo. Il progetto avanzato da Firmian fu accolto bene a Torino, anche se non si ebbe una sua accettazione formale. L'accordo politico sembrava raggiunto e il viaggio del duca del Chiablese pareva imminente. Tutto sarebbe dovuto apparire splendido, per offrire la migliore immagine possibile della corte di Torino. In particolare, il re fece dono al figlio di «una nobile carrozza tirata da otto cavalli»[38], interamente ricoperta d'oro, affidandone la decorazione al pittore di corte Michele Antonio Rapous (1733-1819). Carlo Emanuele III affidò poi all'orefice Giovan Battista Boucheron (1742-1815) la realizzazione di una «paiola» d'oro, che il figlio avrebbe consegnato all'arciduca Leopoldo: il risultato fu uno dei capolavori dell'oreficeria italiana del Settecento, che oggi fa bella mostra di sé al Museum für Angewandte Künste di Vienna[39]. Si trattava di uno

[38] *Extrait de la negociation*, cit.

[39] Cfr. la scheda di A. Griseri e A. Merlotti in *La reggia di Venaria e i Savoia. Arte, magnificenza e storia di una corte europea*, Catalogo della mostra, Venaria ottobre 2007-maggio 2008, 2 voll., Torino 2008, II, pp. 268-269. Con il termine «paiola» si indica un tipico dono nuziale: la scodella che il marito consegnava alla sposa perché, dopo il parto, vi potesse bere il primo brodo.

dei regali che Carlo Emanuele III aveva fatto preparare perché il figlio potesse rendere omaggio ai membri della corte asburgica.

Giunto a Innsbruck, il duca del Chiablese iniziò una fitta rete di incontri, appoggiandosi al conte di Canale e al suo segretario, l'abate Carlo Montagnini di Mirabello[40]. A Vienna si stava intanto avviando una fitta rete di corrispondenza diplomatica. Il nunzio pontificio, monsignor Vitaliano Borromeo, aveva riferito a Roma della prossima partenza per Innsbruck del conte di Canale, interpretandola come un segnale positivo per la conclusione del matrimonio del duca di Chiablese[41]. Monsignor Salvadori, segretario della legazione pontificia e inviato ad assistere alle nozze, era rimasto colpito dai lavori realizzati alla Hofburg di Innsbruck. «Le spese enormi fattevi non sembrano possino esser il solo oggetto di questo sposalizio»[42], scriveva egli, alludendo alla possibilità che la ristrutturazione del palazzo fosse destinata all'insediamento in Tirolo di un nuovo principe, come era stato in un passato non remoto prima per il duca Carlo di Lorena (1643-1690), poi per il principe Philipp di Pfalz-Neuburg (1661-1742). Il candidato più probabile era proprio il duca del Chiablese, tanto che in molti sia a Torino sia a Vienna lo pronosticavano a breve arciduca del Tirolo.

In realtà, da parte sabauda si continuava a preferire uno Stato in Italia. Carlo Emanuele III aveva incaricato il conte di Canale di elaborare dei progetti in tal senso e questi aveva a sua volta affidato il compito all'abate Montagnini di Mirabello. Una settimana prima che la morte improvvisa di Francesco Stefano (il 18 agosto) bloccasse le trattative, questi inviò a Torino un lungo progetto in merito. Per i diplomatici sabaudi, l'ipotesi preferibile era la costituzione di un ducato di Lunigiana, che avesse capitale a Pontremoli e che dalla Lunigiana *stricto sensu* si estendesse sino alle Langhe. La soluzione presentava il vantaggio di non coinvolgere altri sovrani. Francesco Stefano, come granduca di Toscana, avrebbe ceduto Pontremoli e le terre vicine; Maria Teresa, come duchessa di Milano,

[40] Su Montagnini, cfr. L. BULFERETTI, *Il principio della «superiorità territoriale» nella memorialistica piemontese del secolo XVIII. Carlo Ignazio Montagnini di Mirabello*, in *Studi in memoria di Gioele Solari*, Torino 1954, pp. 153-218; D. BEALES - T.J. HOCHSTRASSER, *Un intellettuale piemontese a Vienna ed un'inedita storia del pensiero politico*, in «Bollettino storico-bibliografico subalpino», 91, 1993, pp. 247-309.

[41] Archivio Segreto Vaticano, Segreteria di Stato, *Germania*, mz. 383, c. 37, 8 giugno 1765. Ringrazio Elisabeth Garms per la segnalazione di questo documento e del successivo.

[42] Archivio Segreto Vaticano, Segreteria di Stato, *Germania*, mz. 381, cc. 287-188, 10 luglio 1765.

avrebbe fatto altrettanto con il marchesato di Malgrate; sempre Francesco Stefano, ma come imperatore, avrebbe infeudato al Chiablese vari feudi imperiali dell'Appennino, a partire dagli storici territori dei Malaspina. La seconda ipotesi, che sia Vienna sia Torino guardavano con interesse, prevedeva la costituzione di uno Stato nella Riviera di Ponente, da Ventimiglia a Savona, che avrebbe assunto il nome di ducato di Liguria. Una terza ipotesi prevedeva la costituzione di un ducato nel territorio pavese. Montagnini formulava, poi, altre ipotesi, che però, poiché richiedevano il coinvolgimento di diversi sovrani stranieri, erano poco più che esercizi di stile. Il ducato di Lunigiana sembrava la proposta più concreta e realizzabile; si trattava, in fondo, di una ripresa del vecchio progetto di costruire un secondo Stato sabaudo sfruttando la complessità del sistema dei feudi imperiali in Italia e la debolezza delle famiglie che vi esercitavano la giurisdizione.

In ogni caso, mentre Carlo Emanuele III pensava al da farsi, da Vienna giunse l'annuncio del fidanzamento dell'arciduchessa Maria Cristina col principe Alberto di Sassonia, figlio del re di Polonia Augusto III. A Torino si accusò il colpo, senza lasciar trapelare alcuna reazione. All'inizio del 1766, del resto, giunse da Vienna la notizia che Maria Teresa era sempre intenzionata a stringere un'alleanza dinastica con i Savoia proponendo il matrimonio del duca del Chiablese con l'arciduchessa Maria Elisabetta (1743-1808). Le trattative ripresero, ma, a differenza di quanto accaduto in precedenza, Maria Teresa fece sapere di non ritenere necessario che al principe sabaudo fosse concessa alcuna sovranità; la figlia avrebbe cioè potuto vivere alla corte di Torino, a patto che fosse considerata di pari rango alla duchessa di Savoia, la futura regina del regno sardo. Se questa condizione fosse stata accettata, non solo si sarebbe effettuato questo matrimonio, ma l'imperatrice avrebbe avviato trattative per le nozze del principe di Piemonte con un'altra delle arciduchesse sue figlie. Si trattava, però, di condizioni che non potevano essere accolte. Carlo Emanuele III fu molto chiaro già dalla prima risposta il 7 maggio 1766, aggiungendo che «l'age du prince di Piemont ne permet pas de songer a son mariage»[43]. Per l'arciduchessa Maria Elisabetta, sfigurata dal vaiolo, si stavano aprendo le porte del convento, dove entrò l'anno successivo.

Il risultato fu che, nel volgere di pochi mesi, Torino e Vienna interruppero definitivamente le trattative. Per un ventennio i matrimoni sabaudi erano destinati a essere stretti con figure francesi; solo nel 1789 si riallacciarono

[43] *Extrait de la negociation*, cit.

i legami dinastici con l'Austria in occasione delle nozze del duca d'Aosta Vittorio Emanuele con l'arciduchessa Maria Teresa d'Asburgo-Este.

In quanto al duca del Chiablese, la previsione dell'abate Richard si avverò. Egli trascorse tutta la sua vita a Torino, potendo godere, peraltro, di un ingente patrimonio personale[44]. Nel 1775 il fratello Vittorio Amedeo III lo fece sposare con la propria figlia Marianna (1757-1824) e gli affidò alcuni incarichi diplomatici presso Giuseppe II, contando sulla parentela fra i due. Il duca, tuttavia, non ebbe mai un reale potere politico. Mi pare, tuttavia, interessante che nel presentarne il carattere ai propri lettori il «Neues Göttingisches historisches Magazin» del 1792 lo dicesse poco popolare fra i sudditi, perché in lui erano presenti troppi elementi tedeschi.

3. *Conclusioni*

Il fallimento del progettato matrimonio del duca del Chiablese fu un duro colpo per Carlo Emanuele III. Egli aveva cercato di sviluppare una politica matrimoniale alternativa a quella che le corti di Vienna e Parigi stavano concordando per sistemare a proprio vantaggio la situazione dinastica degli stati della penisola. Pochi anni dopo l'abate Pasini, autore, per conto del sovrano, delle *Memorie istoriche del regno di Carlo Emanuele III*, tentò di offrire una spiegazione e una giustificazione della vicenda: una linea seguita successivamente da quasi tutti gli storici dello Stato sabaudo. Non è privo di significato che l'abate sentisse il bisogno di rispondere ai commenti diffusi a corte, una scelta curiosa se si pensa che le *Memorie* erano scritte per restare manoscritte, a uso esclusivo dei membri della dinastia e dei più fidati funzionari dello Stato.

> «Egli è cosa certa – dicevano [i cortigiani] – che il re in tutte le sue operazioni ha sempre qualche fine, quando principalmente trattasi di spese estraordinarie di considerabili somme ... Ne deducevano potersi esser progettati tre matrimoni: l'uno di madama di Savoia, primogenita del re, col duca vedovo di Parma[45]; l'altro della principessa Giuseppa Maria, figlia del duca di Savoia, col principe ereditario di Parma; e il terzo del duca di Chablais coll'arciduchessa Teresa, figlia secondogenita dell'imperatore, condotta dall'im-

[44] Egli destinò parte delle sue ricchezze a importanti committenze artistiche. Su di esse si vedano P. ASTRUA, *Le scelte programmatiche di Vittorio Amedeo [III] duca di Savoia e re di Sardegna*, in S. PINTO (ed), *Arte di corte a Torino da Carlo Emanuele III a Carlo Felice*, Torino 1987, pp. 75-83, 87-88; S. PETTENATI, *Il «buon gusto» di Benedetto Maurizio e l'arredo del Chiablese*, in L. CATERINA - C. MOSSETTI (edd), *Villa della Regina. Il riflesso dell'Oriente nel Piemonte del Settecento*, Torino 2005, pp. 246-252.

[45] Si tratta di Eleonora Maria Teresa (1728-1781), primogenita del re.

peratrice madre in Inspruck. Su questo terzo matrimonio s'erano quasi tutti persuasi, anche gli uomini più cauti nel pensare; dei due primi, molti dubitavano».

Alla fine, Pasini stesso era costretto ad ammettere di non sapere quale fosse la verità: «la morte improvvisa del duca di Parma e dell'Imperatore ha troncato il filo alle congetture e ai discorsi e non c'è che il tempo, padre della verità, il quale possa assicurarci se il re abbia veramente avuto per fine ... gl'immaginati matrimoni»[46].

Certo il piano era abile: garantirsi da una parte l'appoggio di Vienna con il matrimonio del duca del Chiablese, dall'altra quello di Madrid e Parigi attraverso la duplice alleanza con i Borbone Parma. La scomparsa inattesa del duca di Parma e, soprattutto, quella dell'imperatore avevano però troncato senza rimedio il progetto. In fondo, però, la vera ragione del fallimento delle strategie sabaude era stata che né Carlo Emanuele III né Francesco Stefano avevano compreso realmente come i tempi fossero ormai cambiati rispetto agli anni in cui si erano formati. La politica dinastica stava lentamente, ma inesorabilmente, cedendo il passo a quella degli stati e delle burocrazie di governo. Non a caso, più che Maria Teresa, il vero avversario del progetto del 1765 era stato Kaunitz. Un segnale – neppure il primo – di quei crescenti dissapori fra Impero e Stato sabaudo che si sarebbero acuiti nell'età di Giuseppe II (il quale non esitò, fra l'altro, nel 1784, a farsi gioco dei Savoia rifiutandosi di visitare Torino, nonostante Vittorio Amedeo III avesse inviato proprio il duca di Chiablese per invitarlo nella capitale piemontese), esplodendo negli anni dell'inevitabile, ma non amata, alleanza di fine Settecento contro la Francia rivoluzionaria[47].

[46] G. Pasini, *Memorie istoriche*, cit., c. 154r-v.

[47] Cfr. P. Bianchi, *Concordia discors. Ragioni e debolezze dell'alleanza austro-piemontese contro la Grande Nation*, in «Rivista Napoleonica. Revue Napoléonienne. Napoleonic Review», 1, 2000, cc. 1-2, pp. 177-191.

Das Reich und seine Verfassung aus italienischer Perspektive

Die Finalrelationen zweier genuesischer Gesandter am Wiener Hof

von *Matthias Schnettger*

Das Alte Reich und seine Verfassung sind seit nunmehr sechs Jahrzehnten eines der fruchtbarsten Arbeitsgebiete der deutschen Frühneuzeitforschung. Es war ein langer Weg von den Verdikten der borussisch-kleindeutschen Geschichtswissenschaft bis zur Hochschätzung eines Frieden und Recht auch für die Kleinsten und Schwächsten der Reichsstände, ja selbst für die Untertanen gewährleistenden Reichssystems oder gar zur Charakterisierung des Reichs als «komplementärer Reichs-Staat der deutschen Nation»[1].

Wenn die Reichsforschung einen Schwachpunkt hat, ist es der, dass es sich dabei um eine weitestgehend rein deutsche bzw. deutschsprachige Forschungsrichtung handelt, die nur wenig international vernetzt ist. Noch relativ großes Interesse findet das Reich bei den angelsächsischen Historikern[2]. Für Frankreich hat vor einigen Jahren Christophe Duhamelle ein eher ernüchterndes Bild gezeichnet[3]. Ganz ähnlich ist die Forschungs-

[1] Knapp zusammenfassend M. SCHNETTGER, *Von der «Kleinstaaterei» zum «komplementären Reichs-Staat». Die Reichsverfassungsgeschichtsschreibung seit dem Zweiten Weltkrieg*, in H.-C. KRAUS - T. NICKLAS (Hrsg.), *«Geschichte der Politik: Alte und Neue Wege»*, München 2007, S. 129-154.

[2] Hier sei für die jüngste Zeit nur verwiesen auf die Forschungen von P.H. WILSON z.B. *From Reich to Revolution. German History 1558-1806*, Basingstoke 2004 und die große Oxforder Konferenz von 1806 «The Holy Roman Empire / Das Heilige Römische Reich, 1495-1806», die ein beachtliches Interesse der angelsächsischen Forschung am zweihundertsten Jahrestag des Reichsendes 1806 offenbarte. Gleichwohl ist unübersehbar, dass für Robert Evans, unter dessen Federführung die Oxforder Konferenz stand, und für einen Großteil der britischen und amerikanischen Geschichtswissenschaft das Alte Reich vor allem insoweit von Interesse ist, als dessen Vergangenheit mit der Geschichte der Habsburgermonarchie, welcher ein vorrangiges Forschungsinteresse gilt, in einem engen Zusammenhang steht.

[3] C. DUHAMELLE, *Das Alte Reich im toten Winkel der französischen Historiographie*, in M. SCHNETTGER (Hrsg.), *Imperium Romanum – irregulare corpus – Teutscher Reichs-Staat. Das Alte Reich im Verständnis der Zeitgenossen und der Historiographie*, Mainz 2002, S. 207-219. Ähnlich wie für die angelsächsische Forschung gilt, dass sich das Interesse

lage in anderen europäischen Ländern, darunter auch Italien. Sieht man von der monumentalen, allerdings allmählich in die Jahre gekommenen Studie von Emilio Bussi einmal ab[4], hat das Reich hier lange Zeit allenfalls als Element oder gar Speerspitze der habsburgisch-österreichischen Fremdherrschaft auf der Halbinsel Interesse gefunden[5]. Diese Einstellung hat sich in den letzten Jahren deutlich gewandelt, wie neben zahlreichen anderen Arbeiten die Akten eines internationalen Kolloquiums zeigen, das im Sommer 2003 in Trient stattfand[6]. Was diese neueren Publikationen am Reich allerdings vornehmlich interessiert, sind dessen Beziehungen zu seinen italienischen Lehensgebieten, dem so genannten Reichsitalien, weniger seine Verfassung und Geschichte im Allgemeinen.

Für Frankreich ist nachgewiesen worden, dass das relative Desinteresse am Reich schon bei den Zeitgenossen zu beobachten war. Selbstverständlich gab es französische Deutschlandspezialisten, die im Dienst des Außenministeriums standen[7]. An sich und als solche war allerdings die Verfassung des «Empire de l'Allemagne» weniger interessant und bedeutend als die bilateralen Beziehungen zu den für ein Bündnis in Frage kommenden oder

der französischen Spezialisten eher auf die werdende Donaumonarchie richtet, wie auch an den wichtigen Arbeiten Jean Bérengers sichtbar wird, wie in seinen Biographien Leopolds I. und Josephs II.: J. BÉRENGER, *Léopold Ier (1640-1705). Fondateur de la puissance autrichienne*, Paris 2004; DERS., *Joseph II d'Autriche. Serviteur de l'Etat*, Paris 2007.

[4] E. BUSSI, *Il diritto pubblico del Sacro Romano Impero alla fine del XVIII secolo*, 2 Bde., Milano 1957-1959, Bd. 1, 1970².

[5] Bezeichnend ist der Titel des (immer noch wichtigen) alten Standardwerks von S. PUGLIESE, *Le prime strette dell'Austria in Italia*, Milano 1932: die 2. Aufl. erschien 1935 unter dem passenderen Titel: *Il Sacro Romano Impero in Italia.*

[6] M. SCHNETTGER - M. VERGA (Hrsg.), *L'Impero e l'Italia nella prima età moderna / Das Reich und Italien in der Frühen Neuzeit* (Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento. Contributi/Beiträge, 17), Bologna - Berlin 2006. Den Anfang der Neubewertung des Reiches und Reichsitaliens durch die italienische Forschung markiert der Sammelband von Marcello VERGA (Hrsg.), *Dilatar l'Impero in Italia. Asburgo e Italia nel primo Settecento*, Roma 1995. Ohne die zahlreichen einzelnen Aufsätze und Einzelstudien hier anführen zu können, sei noch hingewiesen auf die Sammelpublikation M. SCHNETTGER (Hrsg.), *Kaiserliches und päpstliches Lehnswesen in der Frühen Neuzeit*, in «zeitenblicke», 6, 2007, 1, URL: http://www.zeitenblicke.de/2007/1/ (Zugriff 30.1.2008). Die Beiträge dieses Sammelbandes werden 2008 unter Federführung von Cinzia Cremonini in italienischer Übersetzung in den «Annali di storia moderna e contemporanea», erscheinen. Für 2010 sind angekündigt die Akten der Tagung «Feudi imperiali in Italia tra XVI e XVIII secolo», die im Mai 2004 in Albenga, Finale und Loano stattfand.

[7] Für diese ist besonders erhellend J. ULBERT, *Frankreichs Deutschlandpolitik im zweiten und dritten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts. Zur Reichsperzeption französischer Diplomaten während der Regentschaft Philipps von Orléans (1715-1723)*, Berlin 2004.

als potentielle Gegner im Auge zu behaltenden größeren Reichsständen mit Österreich an der Spitze. Im Allgemeinen überwog zusehends die Wahrnehmung einer seit Karl dem Großen um sich greifenden Dekadenz des Reichs, sodass es nicht mehr besonders lohnend erschien, sich mit seiner jüngeren Geschichte zu beschäftigen[8].

Deutlich weniger hat sich die Geschichtswissenschaft bislang mit der italienischen Wahrnehmung des Alten Reiches befasst. Noch relativ großes Interesse hat die Perspektive des Vatikans gefunden[9], und im Zuge des erwachenden Interesses an Reichsitalien sind auch die Beziehungen einiger oberitalienischer Staaten zum Reich untersucht worden[10]. Da diese Arbeiten aber primär an den konkreten Handlungszusammenhängen interessiert sind, haben das Reich als solches und seine Verfassung in ihnen eine eher geringe Rolle gespielt. Auch ich habe 2004 bereits einmal nach den italienischen Beziehungen zum Kaiserhof gefragt, habe mich damals aber vor allem auf die Akteure, das heißt: die Italiener am Kaiserhof und ihre Kontaktpersonen, konzentriert und nur knapp nach dem Reichsverständnis der Italiener in Wien bzw. Prag gefragt[11].

Auf den folgenden Seiten möchte ich den Fokus verändern und die Frage stellen, ob und wie italienische Diplomaten am Kaiserhof das Reich wahrgenommen haben, inwiefern also Wien bzw. Prag den dort diplomatisch vertretenen italienischen Staaten als Fenster auf das Alte Reich diente. Eine Antwort auf diese Frage kann im vorgegebenen Rahmen natürlich

[8] M. WREDE, *L'Etat de l'Empire empire? Die französische Historiographie und das Reich im Zeitalter Ludwigs XIV. – Weltbild, Wissenschaft und Propaganda*, in M. SCHNETTGER, *Imperium Romanum*, S. 89-110; C. ZWIERLEIN, *Das Imperium im blinden Fleck des Empire: Die Zerstörung des Alten Reiches durch Napoleon 1806*, in C. ROLL - M. SCHNETTGER (Hrsg.), *Epochenjahr 1806? Das Ende des Alten Reichs in zeitgenössischen Perspektiven und Deutungen*, Mainz 2008, S. 61-98.

[9] Vgl. neuerdings den Sammelband von R. BÖSEL - G. KLINGENSTEIN - A. KOLLER (Hrsg.), *Kaiserhof – Papsthof (16.-18. Jahrhundert)*, Wien 2006, und darin insbesondere die Beiträge von G. BRAUN, *Kaiserhof, Kaiser und Reich in der «Relazione» des Nuntius Carlo Carafa (1628)*, S. 77-104, sowie A. KOLLER, *Der Kaiserhof zu Beginn der Regierung Rudolfs II. in den Berichten der Nuntien*, S. 13-24, mit Verweisen auf die ältere Literatur.

[10] Exemplarisch seien hier genannt für Savoyen die wichtigen Aufsätze von V. TIGRINO, *Istituzioni imperiali per lo stato sabaudo tra fine dell'antico regime e Restaurazione*, in M. SCHNETTGER - M. VERGA, *L'Impero*, S. 179-240; C. ZWIERLEIN, *Savoyen-Piemonts Verhältnis zum Reich 1536 bis 1618: zwischen ständischer Reichspolitik und absolutistischer Außenpolitik*, *ibidem*, S. 347-389.

[11] M. SCHNETTGER, *Zwischen Nähe und Distanz. Italienische Reichsvasallen und deren Untertanen am Kaiserhof*, in G. KLINGENSTEIN - J.P. NIEDERKORN (Hrsg.), *Kaiser, Hof und Reich in der frühen Neuzeit* (im Druck).

nur exemplarisch gegeben werden. Daher werde ich mich auf einen italienischen Staat konzentrieren, dessen Verhältnis zum Alten Reich bislang vergleichsweise wenig Aufmerksamkeit gefunden hat[12], dessen Beziehungen zum Kaiserhof jedoch recht eng waren und für den die vorhandenen Quellen Aufschluss über die Vorstellungen vom Alten Reich und seiner Verfassung zu geben vermögen: die Republik Genua.

Was ist gemeint, wenn im Folgenden von einem genuesischen Reichsbild die Rede sein soll? Zunächst einmal ganz schlicht die Kenntnis der Reichsinstitutionen und ihrer Funktionsweise. Wesentlicher noch erscheint aber etwas anderes: Wer vom «Reich» sprach (oder spricht), konnte (und kann) damit durchaus unterschiedliche Dinge meinen bzw. verschiedene Bedeutungsebenen im Blick haben, die einander freilich keineswegs ausschlossen, sondern ergänzten. Welche Bedeutung im Vordergrund stand, hing von der Perspektive und den Interessen des jeweiligen Betrachters und der konkreten Handlungssituation ab. Und so konnte (und kann) das Reich in der Frühen Neuzeit als ein primär oder ausschließlich deutsches, seit der Reichsreform institutionell verdichtetes Reich, als ein über Deutschland weit hinausreichendes Lehnreich oder als das Heilige Römische Universalreich, um nur die in unserem Zusammenhang wichtigsten Reichsvorstellungen zu nennen, wahrgenommen werden[13]. Vor diesem Hintergrund erscheint es lohnend zu verfolgen, welches Reich die genuesischen Gesandten im Blick hatten, wie sie das Reich interpretierten und welchen Stellenwert es in ihrem Weltbild hatte.

Um Entwicklungen im genuesischen Reichsbild aufzuzeigen, sollen zwei Fallbeispiele aus unterschiedlichen Jahrhunderten untersucht werden. Das erste Kapitel nimmt die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts in den Blick, das zweite führt sodann in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts. Als zentrale Quellen werden hierbei die Schlussrelationen zweier genuesischer Gesandter herangezogen, ein Quellentypus, der für Venedig bekannt und

[12] Vgl. jetzt aber M. SCHNETTGER, *«Principe sovrano» oder «civitas imperialis»? Die Republik Genua und das Alte Reich in der Frühen Neuzeit (1556-1797)*, Mainz 2006, mit der Vorstellung der Quellen sowie der älteren Literatur, S. 12-22.

[13] Die in anderen Kontexten wichtige Bedeutungsebene der alten Zentrallandschaften des Reiches im deutschen Süden und Westen soll im Folgenden weitgehend ausgeklammert bleiben. Konzis zu den verschiedenen Bedeutungsebenen von «Reich» in der Frühen Neuzeit G. SCHMIDT, *Das frühneuzeitliche Reich – komplementärer Staat und föderative Nation*, in «Historische Zeitschrift», 273, 2001, S. 371-399, hier S. 381-384 (mit einem Akzent auf das von Schmidt als vorrangig betrachtete Verständnis eines «komplementären Reichs-Staats der deutschen Nation»).

geschätzt ist, für Genua demgegenüber eine weit geringere Aufmerksamkeit gefunden hat[14].

1. *Das genuesische Reichsbild im 17. Jahrhundert*

Neben Paris und Madrid gehörte Wien bzw. Prag Anfang des 17. Jahrhunderts zu den wenigen festen Größen außerhalb Italiens im diplomatischen Netz der Republik Genua[15]. Zwar war sie dort nicht immer durch einen hochrangigen Gesandten, praktisch durchgehend aber zumindest durch einen Agenten vertreten. Diese auffällige diplomatische Präsenz der Republik am Kaiserhof war nicht nur durch die weit gespannten Finanzbeziehungen bedingt, die Genua und seine Bankhäuser in zahlreichen europäischen Ländern unterhielten[16], sondern auch dadurch, dass die Republik Kaiser und Reich in besonderer Weise verbunden war: Sie besaß nicht nur eine Reihe von Reichslehen und suchte weitere zu erlangen, sondern stützte auch ihre Freiheit sowie die Herrschaft über Ligurien nicht zuletzt auf einige Privilegien der Kaiser Maximilian I. und Karl V. Dementsprechend standen bis in die Zeit Ferdinands II. die Erneuerung der kaiserlichen Privilegien sowie die der Investituren über die genuesischen Reichslehen ganz oben auf der Agenda der Gesandten, die bei jedem Wechsel auf dem Kaiserthron über die Alpen geschickt wurden[17].

[14] Die edierten genuesischen Finalrelationen betreffen allesamt Spanien: R. CIASCA (Hrsg.), *Istruzioni e relazioni degli ambasciatori genovesi*, 7 Bde., Roma 1951-1968. Außerdem sind einige genuesische Finalrelationen ediert in C. MORANDI (Hrsg.), *Relazioni di ambasciatori sabaudi, genovesi e veneti durante il periodo della grande alleanza e della successione di Spagna (1693-1713)*, Bologna 1935.

[15] Dies wird aus der von Fehlern nicht ganz freien, aber überaus nützlichen Aufstellung von V. VITALE, *Diplomatici e consoli della Repubblica di Genova*, Genova 1934, deutlich, die nicht nur die Namen der genuesischen diplomatischen Vertreter, sondern auch die entsprechenden Bestände im Archivio di Stato di Genova (künftig ASt Ge) anführt. Vgl. DERS., *La diplomazia genovese*, Milano 1941; M. SCHNETTGER, *«Principe sovrano»*, S. 52-58.

[16] Hier seien nur genannt G. FELLONI, *Gli investimenti finanziari genovesi in Europa tra il Seicento e la Restaurazione*, Milano 1971; R. CANOSA, *Banchieri genovesi e sovrani spagnoli tra Cinquecento e Seicento*, Roma 1998; E. GRENDI, *I Balbi. Una famiglia genovese fra Spagna e Impero*, Torino 1997; sowie für einen Teilaspekt J. ZUNCKEL, *Rüstungsgeschäfte im Dreißigjährigen Krieg. Unternehmerkräfte, Militärgüter und Marktstrategien im Handel zwischen Genua, Amsterdam und Hamburg*, Berlin 1997.

[17] Vgl. zum Aspekt der genuesischen Privilegien- und Investiturerneuerungen im späten 16. und frühen 17. Jahrhundert ausführlich M. SCHNETTGER, *«Principe sovrano»*, S. 73-84; zu den Erwerbungen von Reichslehen in derselben Zeit *ibidem*, S. 413-448. Zu den Privilegien Maximilians I. und Karls V. *ibidem*, S. 63, 65, 69. Zu den Hintergründen der

Was Genua am Reich interessierte, war also in erster Linie der Kaiser als oberster Lehnsherr und Spender von Privilegien. Folglich blieben die anderen Höfe des Reichs weitgehend außerhalb des Horizonts der genuesischen Diplomatie. In der Regel nur dann, wenn sie den Kaiser zu einem Reichstag begleiteten, hatten die genuesischen Gesandten die Gelegenheit, auch diese Reichsinstitution aus eigener Anschauung kennenzulernen und mit deutschen Fürsten in direkten Kontakt zu treten. Insofern kann es nicht überraschen, dass auch im Fokus der nun zu betrachtenden genuesischen Finalrelationen diejenigen Reichsinstitutionen, die am Kaiserhof angesiedelt waren, und die dortigen Amtsträger standen.

Zunächst soll die Finalrelation Giacomo Saluzzos in den Blick genommen werden, der Ende 1612 über die Alpen geschickt wurde, um Kaiser Matthias zur Thronbesteigung zu gratulieren und bis zum März 1613 am Wiener Hof weilte[18]. Seine Gesandtschaft fiel in eine für die kaiserlich-genuesischen Beziehungen durchaus wichtige Phase. Gerade noch rechtzeitig vor dem Ableben Rudolphs II. (20. Januar 1612) hatte der päpstliche Nuntius Giambattista Salvago im Auftrag Genuas die Verhandlungen über den Verkauf von zwei Dritteln des strategisch bedeutenden Reichslehens Sassello an die Republik erfolgreich zu Ende geführt. Allerdings war die Übergabe von Geld und Lehen noch nicht erfolgt, und in Genua bestand größtes Interesse daran, das baldmöglichst nachzuholen, um das Geschäft zu seinem vollständigen Abschluss zu bringen, umso mehr, als Spanien und zumal seine Mailänder Repräsentanten Interesse an dem Lehen erkennen ließen[19]. Auch an anderen Reichslehen, wie dem auch von Savoyen begehrten Zuccarello, war die Republik in jenen Jahren interessiert[20], hatte jedoch mit der Opposition von Teilen des für alle Reichslehensfragen zuständigen Reichshofrates zu rechnen. Denn ihr wurde

Privilegien Karls V. A. PACINI, *La Genova di Andrea Doria nell'Impero di Carlo V*, Firenze 1999, besonders S. 160 f., 312 f. Die Lehen der Republik behandelt jetzt ausführlich A. ZANINI, *Strategie politiche ed economia feudale ai confini della Repubblica di Genova (secoli XVI–XVIII). «Un buon negotio con qualche contrarietà»*, in «Atti della Società ligure di storia patria», 119, 3 (= NS 45,3), 2005, S. 5-238.

[18] Er kam am 5. Januar 1613 in Wien an und reiste am 6. März ab, nachdem er am 5. März seine Abschiedsaudienz erhalten hatte. Vgl. V. VITALE, *Diplomatici*, S. 115. Die Finalrelation Giacomo Saluzzos, Genova 1613 IV 30, befindet sich mit einer Reihe anderer Finalrelationen genuesischer Gesandter in ASt Ge, Archivio segreto (künftig AS) 2719.

[19] Vgl. M. SCHNETTGER, *«Principe «sovrano»*, S. 425-428; ausführlich M. GARINO, *Storia di Sassello*, Genova 1964, S. 317-378.

[20] Instruktion für Giacomo Saluzzo, Genova 1612 XI 26, ASt Ge, AS, 2715. Vgl. M. SCHNETTGER, *«Principe «sovrano»*, S. 434.

eine Einmischung in die Angelegenheiten des zwischen den genuesischen Adligen Gian Ambrogio Doria und Gian Antonio Spinola umstrittenen Reichslehens San Cristoforo und damit eine Verletzung der kaiserlichen Jurisdiktionsrechte zur Last gelegt[21]. Es bereitete Giacomo Saluzzo im Verlauf seines Aufenthalts nicht unerhebliche Mühe, die Gegner der Republik so weit zu beschwichtigen, dass ihr nicht nur Sassello übergeben, sondern gegen eine mündliche Zusage, die Beschwerden wegen San Cristoforo abzustellen, auch die zuvor verweigerten Privilegien- und Investiturerneuerungen zugestanden wurden[22]. Schließlich gelang ihm sogar ein Überraschungscoup in Form seiner Zulassung zur kaiserlichen Kapelle – zweifelsohne hatten die als Türkenhilfe deklarierten 30.000 Gulden, welche Genua Kaiser Matthias zukommen ließ, einen entscheidenden Anteil an diesem beachtlichen Erfolg, der die Republik zumindest in die zeremonielle Nähe der europäischen Monarchen rückte[23].

Da ein erheblicher Teil seiner Amtsgeschäfte am Wiener Hof in besonderer Weise den Reichshofrat und die Reichshofkanzlei als die im engeren Sinne Reichsinstitutionen an der kaiserlichen Residenz betraf, war es für Saluzzo offenbar selbstverständlich, bald nach seiner Ankunft in Wien Reichshofratspräsident Graf Karl von Zollern, dem Sekretär der Lateinischen Expedition der Reichshofkanzlei Johann Anton Barvitius und Reichsvizekanzler Hans von Ulm seine Aufwartung zu machen. Saluzzo war auch bekannt, dass Hans von Ulm nur den Titel eines Reichsvizekanzlers führte, da der Kurfürst von Mainz der eigentliche Reichserzkanzler *per Germaniam* war[24].

Natürlich trat Saluzzo aber nicht nur in Kontakt mit den im engeren Sinne Reichsministern, sondern auch mit den Angehörigen des Geheimen Rates, denen er, mit dem Ersten Minister Bischof Khlesl an der Spitze, ganz besondere Aufmerksamkeit widmete, sowie mit den Inhabern anderer hoher Ämter, wobei er zwischen erbländischen und Reichsministern nicht

21 *Ibidem*, S. 281 f., mit Verweisen auf die Quellen.

22 Vgl. *ibidem*, S. 80 f. 282-284.

23 *Ibidem*, S. 181-183. Zur Bedeutung der «capella» am Kaiserhof M. HENGERER, *Kaiserhof und Adel in der Mitte des 17. Jahrhunderts. Eine Kommunikationsgeschichte der Macht in der Vormoderne*, Konstanz 2004, S. 322-325; allgemein zu den «honores regii» B. STOLLBERG-RILINGER, *Honores regii. Die Königswürde im zeremoniellen Zeichensystem der Frühen Neuzeit*, in J. KUNISCH (Hrsg.), *Dreihundert Jahre Preußische Königskrönung. Eine Tagungsdokumentation*, Berlin 2002, S. 1-26.

24 «... è vicecancelliere della Germania, della quale è gran cancelliere l'arcivescovo di Magonza», Finalrelation Giacomo Saluzzos, Genova 1613 IV 30, ASt Ge, AS 2719.

unterschied[25]. Insgesamt scheinen ihn die habsburgischen Erbländer aber vor allem insoweit interessiert zu haben, als sie die Basis der kaiserlichen Macht im Reich bildeten.

Saluzzo war durchaus bewusst, dass die Reichspolitik nicht vom Kaiser allein bestimmt wurde: Es sei nämlich die Rücksicht auf den nahenden Reichstag und den Widerwillen der Reichsfürsten gegen die Veräußerung von Reichsrechten, die den Kaiser bezüglich des Verkaufs des Reichslehens Zuccarello zur Zurückhaltung bewögen[26]. Gleichwohl betrachtete Saluzzo das Reich sozusagen durch die kaiserliche Brille, und das war nicht nur durch seine Position als Gesandter in Wien bedingt, sondern auch durch sein grundsätzliches Reichsverständnis: Es war das Kaisertum, welches dem Reich einen besonderen Rang unter allen christlichen Monarchien verlieh, aufgrund dessen es das Interesse Genuas verdiente und dem letztlich die Gesandtschaft Saluzzos galt. Aus dieser Grundanschauung resultierte die die Finalrelation wie ein roter Faden durchziehende Auffassung, dass die Regierung des Reiches im Grunde eine kaiserlich-monarchische war oder es doch sein sollte.

Selbstverständlich war dem Genuesen bewusst, dass das Kaisertum ein Wahlamt war: Ohne päpstliche Krönung, sondern kraft seiner Wahl war Matthias der «Romano Imperatore» geworden. Dies hinderte Saluzzo allerdings nicht daran, das Haus Österreich als sozusagen prädestinierte, durch seine Qualitäten zu diesem Amt berufene Kaiserdynastie zu betrachten, nannte er doch mehrfach das Reich und das Haus Österreich als Adressaten der genuesischen «devozione» in einem Atemzug – wobei nicht zu vergessen ist, dass diese «devozione» immer auch die spanische

[25] Neben den genannten Reichsministern nahm Saluzzo direkt nach seiner Ankunft Kontakt auf zum Oberstkämmerer Leonhard Helfried von Meggau, dem Geheimen Rat Graf Paul Sixt Trautson, dem Oberststallmeister Graf Ottavio Cavriani, dem kaiserlichen Obristhofmeister Graf Friedrich von Fürstenberg und dem Obristhofmeister der Kaiserin Freiherrn Georg Sigmund von Lamberg, Finalrelation Giacomo Saluzzos, Genova 1613 IV 30, ASt Ge, AS 2719.

[26] «... forse che saria terminata à quest'hora se non havesse ritardato la vicinanza della dieta imperiale al buon essito della quale haria potuto nuocere il veder inclinatione in Sua Maestà di cavar danari da questo feudo essendo sempre molestissima ai Principi dell'Imperio ogn'alienatione», Finalrelation Giacomo Saluzzos, Genova 1613 IV 30, ASt Ge, AS 2719. Offenbar war Saluzzo die Wahlkapitulation Matthias' bekannt, welche den Kaiser dazu verpflichtete, Nachforschungen über entfremdete italienischen Reichslehen anzustellen, eine Bestimmung, die unter den Nachfolgern Matthias' noch verschärft wurde. Vgl. M. SCHNETTGER, *Das Alte Reich und Italien in der Frühen Neuzeit. Ein institutionengeschichtlicher Überblick*, in Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken 79, 1999, S. 344-420, hier S. 401.

Linie der Habsburger mit einschloss[27]. Saluzzo konnte zudem darauf verweisen, dass mit Matthias nun schon der siebte Habsburger in Folge zum Kaiser gewählt worden sei (offenbar zählte er König Albrecht II. [1438-1439] nicht mit).

Interessant ist die Analyse der Kräfteverhältnisse im Reich, die Saluzzo mit der Wahl des Matthias verband. Zum einen verwies er auf den Besitz der Königreiche Böhmen und Ungarn als wichtige Voraussetzung der Kaiserwahl und pflichtete damit sozusagen dem zeitgenössischen deutschen Sprichwort bei, gemäß dem die römische Krone auf die böhmische gehöre. Er gab diesem Proverbium eine originelle Wendung, indem er die Auffassung äußerte, dass Böhmens Besitz ungesichert bliebe, wenn sein König nicht zugleich Kaiser wäre. Aus diesem Grunde hätten selbst die Spanier Matthias als Kandidaten für den Kaiserthron den Vorzug vor seinem Bruder Albrecht, dem Schwager Philipps III., gegeben. Schließlich sei ihm zugutegekommen, dass die «häretischen» Kurfürsten von ihm ein großes Entgegenkommen in Religionsfragen erwarteten[28].

Die religiöse Spaltung im Reich betrachtete Saluzzo als eine gravierende Schwächung der kaiserlichen Macht und offensichtlich zugleich als Skandalon: 9/10 des Reichs seien von Häresien infiziert. Als tröstlich empfand er allein, dass die Häretiker wiederum untereinander so zerfallen seien, dass sie einander teilweise feindlicher gegenüberstünden als den Katholiken. Besonders verdächtig waren ihm die Kalvinisten, die auf Neuerungen und Unruhestiften aus seien. Daher könne der Kaiser nicht auf tatkräftige Unterstützung gegen äußere Bedrohung zählen und müsse es sogar hinnehmen, dass die Häretiker unter seinen Augen ihre Machenschaften trieben. Gespannt sei auch das Verhältnis des Kaisers

[27] Das spricht dafür, die immer wieder auftretenden Reibereien zwischen den habsburgischen Linien in italienischen Fragen nicht zu hoch zu hängen, sondern davon auszugehen, dass auch in der Wahrnehmung italienischer Zeitgenossen die Kooperation die Konflikte überwog. Vgl. C. CREMONINI, *Das Reichslehenswesen in Italien zwischen Kaisertreue und spanischen Interessen: Einige Überlegungen*, in «zeitenblicke», 6, 2007, 1 [10.05.2007], URL: http://www.zeitenblicke.de/2007/1/cremonini/index_html, URN: urn:nbn:de:0009-9-8075 (Zugriff 30.12. 2008).

[28] «... si rese facile à Sua Maestà il gionger all'Imperio per esser della Serenissima Casa d'Austria, nella quale per sette elettioni non interrotte haveva continuato la grandezza imperiale, e per posseder i regni d'Ongaria, e di Boemia, il dominio de quali fluttuarebbe, se il loro Rè non fusse insieme Imperatore per il qual rispetto fù dalli Spagnuoli istessi per la conservatione della grandezza della Casa d'Austria desiderata più la sua elettione, che quella dell'Arciduca Alberto cognato del Rè Catolico», Finalrelation Giacomo Saluzzos, Genova 1613 IV 30, ASt Ge, AS 2719.

zu den niederösterreichischen und ungarischen Protestanten[29]. Alles in allem eine nicht unzutreffende Analyse der politisch-konfessionellen Verhältnisse im Reich und in den Erblanden am Vorabend des Dreißigjährigen Krieges.

Selbstverständlich nahm der katholische Genuese Partei für den Kaiser und Kirchenvogt, und er begrüßte es ausdrücklich, dass sich Matthias – entgegen der Hoffnungen der Protestanten – als Eiferer für die katholische Sache erweise, was wesentlich dem Einfluss der Kaiserin Anna zu verdanken sei. Zwar sei der Kaiser, um sich die Protestanten nicht zu entfremden, genötigt, evangelische Minister zu beschäftigen, aus dem Geheimen Rat seien sie aber ausgeschlossen[30].

Intensivere Auseinandersetzungen mit dem Reich und seiner Verfassung finden sich, abgesehen von dem eben wiedergegebenen Abschnitt, in Saluzzos Finalrelation nicht. In der Regel werden das Reich und seine Institutionen nur *en passant* erwähnt, wenn sie in unmittelbarem Zusammenhang mit den Aufträgen Saluzzos stehen. Gleichzeitig entsteht der Eindruck, dass wie Reichshofrat und Reichstag Saluzzo so vertraut sind, dass er es nicht für erforderlich hält, sie seinen präsumptiven Lesern in den genuesischen Regierungsgremien näher vorzustellen.

Ebenfalls nur transitorisch, im Zusammenhang mit der Charakterisierung des Obristhofmeisters Graf Fürstenberg, flocht Saluzzo eine offenbar als Kuriosität verstandene Bemerkung zur Reichskirche in seinen Bericht ein: Fürstenberg sei als Reichsstand von höherer Geburt als alle anderen Minister und von so vornehmer Abkunft, dass sein Sohn einen Sitz im Kölner Domkapitel erhalten habe, aus dessen Reihen der Kölner Kur-

[29] «... per il meno della dieci parti le nove sono immerse nell'heresia di tante sorti, e di tanta varietà che molte sette sono frà di loro più contrarie che non sono tutte alla religion catolica, ben adesso la più parte si và riducendo al Calvinismo che essendo setta avida di cose nuove et inclinata à perturbar li stati, è sempre molto sospetta, e formidabile a' Prencipi. Questa infermità rende debole la potenza dell'Imperatore perché non può assicurarsi di haver li sudditi uniti, e confidenti, quando voglia valersene contra l'esterne invasioni, tanto più che la licenza degli heretici è tanto in colmo che quasi sugli occhi suoi fanno apertamente le loro radunanze e trattano di armarsi quando veggono fare apparecchi all'Imperatore», Finalrelation Giacomo Saluzzos, Genova 1613 IV 30, ASt Ge, AS 2719.

[30] «Si dimostra molto zelante della religione catolica et in questo è acresciuta la sua buona dispositione dalla bontà, e dalla pietà dell'Imperatrice, con tutto ciò per non alienarsi totalmente gli animi è astretto à valersi di qualche ministro heretico se ben non ne hà nel consiglio segreto appresso del quale stà la somma del governo», Finalrelation Giacomo Saluzzos, Genova 1613 IV 30, ASt Ge, AS 2719.

erzbischof gewählt werde und in das nur derjenige Aufnahme finde, der eine lange Reihe hochadliger Ahnen aufzuweisen habe[31].

In der Finalrelation Giacomo Saluzzos findet sich mehrfach die Bezeichnung «Sacro Impero» oder auch «Sacro Romano Impero» – Heiliges (Römisches) Reich also, allerdings nur, wenn in direkter oder indirekter Rede, Gespräche mit dem Kaiser und seinen Ministern wiedergegeben werden. Dies belegt, dass Saluzzo der «heilige» und römische, d.h. universale Charakter des Reichs durchaus präsent bzw. dass ihm dieses offizielle Selbstverständnis des Reichs, dem man im Verkehr mit dem Kaiserhof Rechnung zu tragen hatte, vertraut war. Besonders deutlich zeigt sich das Kaiserbild Saluzzos in der in seiner Gratulationsrede verwendeten Formulierung «Principe della Cristianità», womit hier nicht bloß irgendein Fürst, sondern eben der *princeps*, der erste unter den christlichen Fürsten, gemeint war, der die Eigenschaften eines christlichen Fürsten, «prudenza, bontà, pietà, e religione, valore, esperienza» in besonderer Weise besaß. Als eine besondere Aufgabe des Kaisertums stellte Saluzzo in seiner Rede die Verteidigung des Glaubens heraus und knüpfte damit an das traditionelle Verständnis des Kaisers als eines Schutzherrn und Verteidigers von Glauben und Kirche an[32].

31 «Il Conte di Firstembergh maggiordomo maggiore per grandezza di nascimento superiore à tutti gli altri ministri, essendo Prencipe d'Impero, e tanto antico che un suo figlio hà havuto luogo nel capitolo de canonici di Colonia, di questo numero del capitolo medesimo vien creato l'arcivescovo elettore, nel qual ordine non può capire se non chi prove per molto descendenze una continuata serie di Principi», Finalrelation Giacomo Saluzzos, Genova 1613 IV 30, ASt Ge, AS 2719.

32 Hier der Wortlaut der Gratulationsrede Saluzzos an Kaiser Matthias: «Sacra, e Cesarea Maestà, l'assontione di Vostra Maestà Cesarea al Sacro Romano Imperio se ben non nuova à miei Sginori della Repubblica di Genova come di molto tempo dovuta a suoi grandissimi meriti, li portò non di meno infinito giubilo, e contento tale ch'eglino stessi sarian volentieri venuti à far l'uffitio di congratulatione con Vostra Maestà Cesarea, se l'obligatione dell'assistere al governo non gliel'havesse impedito. M'elessero per questo subito per ambasciatore à complire in loro nome, e nel mentre ch'io m'apparecchiava al viaggio con lettera, che fù presentata a Vostra Maestà Cesarea dal Noncio di Sua Santità gentilhuomo della Repubblica, di dare parte dell'allegrezza loro. Hora, invitissmo Cesare, trovandomi al vostro imperial conspetto replico a Vostra Maestà Cesarea con la dovuta riverenza che i miei Signori con la città tutta si riempirono di giubilo e di gioia, sentita l'eletione del Romano Imperatore nella persona sua, nella quella qual concorre tanta prudenza, bontà, pietà, e religione, valore, esperienza, e tutte quelle parti abbondantemente che si ricercano nel Principe della Cristianità. Se li aggionge poi l'essere della generosissima et invitissima casa d'Austria, che Dio hà messo al mondo per essempio di virtù, e per gloria dell'istesso mondo, alla quale la mia Repubblica et al Romano Imperio fù sempre sì ossequente, riverente e devota, che in ogni tempo è stata pronta in servigio di esso et in difesa della fede cattolica ad esporre lo stato, l'havere e'l sangue de suoi

Dieses Verständnis des Reichs als Kaisertum, als die weltliche Spitze der christlichen Ökumene, jedoch ohne die Möglichkeit, diesen Anspruch in reale Machtpolitik umzusetzen, war im Rahmen des damaligen Selbstverständnisses der Republik Genua durchaus funktional. So war es ohne weiteres möglich, ein besonders enges Verhältnis Genuas zu einem derart verstandenen Kaisertum zu konstruieren, ohne die genuesische Freiheit zu gefährden, wie es Saluzzo etwa dann tat, wenn er unter Hinweis auf die Verdienste Genuas um das Kaisertum und das Haus Habsburg neue zeremonielle Vorrechte beanspruchte[33]. Nur so waren auch die erwähnten kaiserlichen Privilegien, auf die sich Saluzzo in seiner Gratulationsrede an den Kaiser aus- und nachdrücklich berief, der genuesischen Freiheit nicht nur unschädlich, sondern sogar förderlich.

Es ist quellenmäßig schwierig zu fassen, inwieweit die Rede vom römischen, universalen Kaisertum, die sich in der Finalrelation Saluzzos immer wieder findet, tatsächlich noch das Weltbild eines Genuesen des frühen 17. Jahrhunderts abbildete oder zu einer leeren, nur im diplomatischen Verkehr mit dem Wiener Hof reaktivierten rhetorischen Floskel geworden war. Wenn man betrachtet, wie virtuos und selbstverständlich und ohne jede ironische Brechung Saluzzo in seinem Bericht mit der Denkfigur des Universalkaisertums umgeht, will mir scheinen, dass dieses Verständnis wenn nicht grundlegend für sein Bild vom Reich, so ihm doch selbstverständlich vertraut war. Ganz abgesehen davon, dass er vom Reich praktisch nur den Kaiserhof kennenlernte, interessierte den Genuesen das, was in der neueren Forschung als das eigentliche Kerngebiet Reichstagsdeutschlands bezeichnet wird, dagegen wenig oder gar nicht.

cittadini, et in più occasioni l'hà fatto come ben sà Vostra Maestà Cesarea, e ne fan fede i privilegi che dalli Imperatori suoi antecessori le son stati concessi, et ultimamente da Carlo, Ferdinando, Massimiliano, e Ridolfo fratello, padre, avo, e zio di Vostra Maestà Cesarea. E se mai, o Cesare, hà mostrato la mia Repubblica prontezza à servire l'Imperio, si offerisce hora à farlo à Vostra Maestà Cesarea come che l'osservi, l'ammiri, et l'honori più di ogn'altro Imperatore che sia stato in questo Imperial trono, desiderandole da Dio vita per molti, e molti anni, prole, e prosperi successi in ogni sua impresa, con pregarla in corrispondenza che vogli far la mia Repubblica degna della sua Cesarea et Imperial gratia mostrandole quella inclinatione et affetto, che è proprio della sua generosità à chi è sì ossequente, divoto, et osservante del suo nome, e sempre l'è stato del Romano Imperio, e della Serenissima Casa d'Austria rimettendomi a quel più che i miei Signori le scrivono con questa lettera che le presentai», Finalrelation Giacomo Saluzzos, Genova 1613 IV 30, ASt Ge, AS 2719.

[33] Die «preclara, et eximia ... in Rempublicam Christianam ac Sacrum Romanum Imperium, et in Augustissimam Austriae Domum Illustrissimae Reipublicae Genuensis merita» fanden dann auch im entsprechenden kaiserlichen Dekret Erwähnung, Dekret Kaiser Matthias' zugunsten Genuas, Wien 1613 III 4, ASt Ge, AS 2541.

Saluzzo lernte dieses Reichs- und Kaiserbild zweifelsohne nicht erst in Wien, sondern schon in seiner Vaterstadt kennen. Neben juristischen und historiographischen Werken, die dieses traditionelle Reichsverständnis transportierten, und von deren Vorhandensein in Genua man sicher ausgehen kann, ist darauf zu verweisen, dass dieses Verständnis auch in der Bezeichnung Genuas als «civitas imperialis», in der sich auf Konrad III. beziehenden Umschrift «Conradus Rex» auf den genuesischen Münzen und in der Akklamation an den Kaiser im Rahmen des Volksfestes des *Confuoco* sowie bei den Feierlichkeiten zum Tod bzw. Regierungsantritt eines Kaisers zum Tragen kam[34]. Besonders nachdrücklich äußerte sich dieses traditionelle Kaiser- und Reichsverständnis, als einige Jahre nach der Reise Saluzzos nach Wien auch in Genua der kaiserliche Sieg am Weißen Berg als Triumph der rechtgläubigen Christenheit und ihres weltlichen Oberhaupts über die Häretiker gefeiert wurde[35].

Abgesehen von dieser konfessionell-katholischen Konnotation war das Reichsbild Giacomo Saluzzos in seinen römisch-universalen Dimensionen nicht entfernt von dem, was im 17. Jahrhundert in der lutherischen Reichspublizistik à la Reinkingk gelehrt wurde[36]. Auch die Frage nach

[34] Konsequenterweise wurden im Zuge des genuesischen Strebens nach der völligen Lösung aus der Reichshoheit auch die Münzen neugestaltet, die Titulatur «civitas et camera imperialis» eliminiert und das Confuoco abgeschafft. Vgl. R. CIASCA, *Affermazioni di sovranità della Repubblica di Genova nel secolo XVII*, in «Giornale storico e letterario della Liguria», NS, 14, 1938, S. 81-91, 161-181; DERS., *La Repubblica di Genova «testa coronata»*, in *Studi in onore di Amintore Fanfani*, Bd. 4: *Evo moderno*, Milano 1962, S. 289-319; M. SCHNETTGER, *«Principe sovrano»*, S. 183-222; DERS., *Die Republik als König. Republikanisches Selbstverständnis und Souveränitätsstreben in der genuesischen Publizistik des 17. Jahrhunderts*, in «Majestas», 8-9, 2000-2001, S. 171-209.

[35] Vgl. M. SCHNETTGER, *«Principe sovrano»*, S. 572.

[36] T. VON REINKINGK, *Tractatus de Regimine Seculari et Ecclesiastico ...*, Gießen 1619 (zahlr. Neuauflagen). Vgl. N. HAMMERSTEIN, *Das Römische am Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation in der Lehre der Reichs-Publicisten*, in «Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germanistische Abteilung», 100, 1983, S. 119-144, auch in DERS., *Res publica litteraria. Ausgewählte Aufsätze zur frühneuzeitlichen Bildungs-, Wissenschafts- und Universitätsgeschichte*, hrsg. von U. MUHLACK - G. WALTHER, Berlin 2002, S. 139-159; DERS., *«Imperium Romanum cum omnibus suis qualitatibus ad Germanos est translatum«. Das vierte Weltreich in der Lehre der Reichsjuristen*, in J. KUNISCH (Hrsg.), *Neue Studien zur frühneuzeitlichen Reichsgeschichte*, Berlin 1987, S. 187-202; DERS., *Der Reichstitel als politisches Programm*, in R.A. MÜLLER (Hrsg.), *Bilder des Reiches*, Sigmaringen 1997, S. 17-30; komprimiert: R.A. MÜLLER, *Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation. Anspruch und Bedeutung des Reichstitels in der Frühen Neuzeit*, Regensburg 1990, S. 12 f. Zum Problem des Universalreichs vgl. aus italienischer Perspektive auch C. BONVECCHIO, *Imago imperii imago mundi. Sovranità simbolica e figura imperiale*, Padova 1997 (das frühneuzeitliche Reich findet hier jedoch kaum Berücksichtigung).

der Heiligkeit des Reiches hätte Saluzzo sicher in dem Sinne bejaht, dass der Kaiser in besonderer Weise zum Beschützer der Christenheit und des wahren Glaubens berufen sei. Damit trug er ein Verständnis des Kaiseramts mit, das sich im 17. Jahrhundert zwar auf dem Rückzug befand, das indes, insbesondere in Wien, aber *mutatis mutandis* auch in Rom, dauerhaft kultiviert wurde. – Noch beim Ende des römisch-deutschen Kaisertums im Jahr 1806 trauerte man im Vatikan dem vertrauten *advocatus ecclesiae* nach[37].

Bei alledem ist nicht zu übersehen, dass die Gesandtschaft Saluzzos nicht in jeder Hinsicht in voller Harmonie verlief. Vielmehr wird ein Konfliktpotential spürbar, das sich an zwei Grundproblemen immer wieder entzündete: den Bestrebungen der Republik zur Kontrolle ihres territorialen Vorfelds in den ligurischen Reichslehen einerseits sowie an der Frage, welche Rechte der Kaiser in und über Genua besitze, andererseits. Beide Konflikte hatten sich während der Regierung Ferdinands I. in der Finale-Krise der Jahre ab 1558 in dramatischer Weise verknüpft. Seinerzeit hatte die Republik sich in den Besitz der strategisch wichtigen Markgrafschaft gesetzt, war jedoch vom Kaiser in seiner Eigenschaft als oberster Richter und Herr über seine «civitas et camera imperialis» Genua mit der Drohung einer Reichsexekution genötigt worden war, sie wieder zu räumen – eine Episode des kaiserlich-genuesischen Verhältnisses, die an der Riviera angesichts der aus der Perspektive der Republik immer noch ungelösten Finale-Frage nicht in Vergessenheit geriet[38]. Man könnte sagen, hier zeichneten sich Sollbruchstellen ab, die zu einer Preisgabe des traditionellen Reichsverständnisses führen konnten.

Dieser Bruch vollzog sich allerdings erst in den 1630er Jahren, als etwas Neues hinzukam: Mit der Durchsetzung der Bodin'schen Souveränitätslehre erschien eine Unterordnung der Republik, wie formal auch immer, unter einen anderen Herrscher, und sei es der Kaiser, nicht länger zu tolerieren. Dementsprechend fand seit der Wahl Ferdinands III. (1636) eine Abkehr Genuas von der formalen Reichszugehörigkeit statt, wie sie insbesondere in den Privilegienerneuerungen und der Qualifikation als «civitas imperialis» zum Ausdruck kam[39]. Mit dieser Abwendung der

[37] M. SCHNETTGER, *«Abschied von Germania». Italienische Perspektiven auf das Ende des Alten Reiches*, in C. ROLL - M. SCHNETTGER, *Epochenjahr 1806*, S. 41-59, hier S. 51-58.

[38] Vgl. M. SCHNETTGER, *«Civitas imperialis»*, S. 239-264, mit Verweisen auf die ältere Literatur.

[39] 1641 erreichte die Republik die Tilgung der nunmehr als anstößig betrachteten Formel «civitas et camera imperialis» aus der kaiserlichen Adressformel; seit Leopold I. (1658-

Republik von Kaiser und Reich ging eine grundlegende Veränderung des Reichsverständnisses einher, die sich in den folgenden Jahrzehnten verfestigte. Dieses neue genuesische Bild von Kaiser und Reich in der Form, wie es sich bis ans Ende der Frühen Neuzeit entwickelte, soll im zweiten Teil dieses Beitrags beleuchtet werden.

2. *Das genuesische Bild von Kaiser und Reich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts*

Meine Analyse des genuesischen Bildes vom Reichs und seiner Verfassung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts basiert auf der Finalrelation Giuseppe Maria Dorias, der von 1770 bis 1775 am Kaiserhof weilte[40]. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich das Verhältnis der Republik zum Kaiser im Verhältnis zum frühen 17. Jahrhundert grundlegend gewandelt. Wie bereits erwähnt, hatte die Republik seit den 1630er Jahren ihrem alten Status als «civitas imperialis» eine Absage erteilt und sich seit der Zeit Leopolds I. beharrlich geweigert, um die Erneuerung der seinerzeit so heiß begehrten kaiserlichen Privilegien zu bitten: Nach der neuen Anschauung bedurfte die genuesische Freiheit und Souveränität nicht nur keiner Bestätigung durch eine andere weltliche Instanz, sondern wäre dadurch sogar in Zweifel gezogen worden. Kaiser und Reichshofrat hielten dagegen an ihren Oberhoheitsansprüchen über die Republik fest. Dieser chronische Dissens über das Verhältnis zwischen Reich und Republik äußerte sich nicht nur beim Regierungsantritt eines jeden Kaisers im Zusammenhang mit der Frage der Privilegienerneuerung, sondern kam auch in den Verhandlungen über das Zugeständnis der *honores regii* an die Republik, in verschiedenen Rechtsstreitigkeiten sowie im Zusammenhang mit den kaiserlichen Kontributionsforderungen an die Republik zum Tragen[41].

Die Spannungen zwischen Wien und Genua erreichten ihren Höhepunkt um die Mitte des 18. Jahrhunderts, als die Republik in Reaktion auf den Vertrag von Worms 1745 auf der Seite der Bourbonenkronen in den Österreichischen Erbfolgekrieg eintrat und in dem spektakulären Aufstand von 1746 die Truppen Maria Theresias aus Genua vertrieben wur-

1705) verweigerte sie sich den Privilegienerneuerungen. Vgl. M. SCHNETTGER, *«Civitas imperialis»*, S. 183-213, 110-117.

[40] V. VITALE, *Diplomatici*, S. 127.

[41] Vgl. M. SCHNETTGER, *«Civitas imperialis»*, passim.

den[42]. Die militärische Konfrontation blieb zwar eine Episode, doch kaum war das gute Verhältnis äußerlich wiederhergestellt, da wurde mit dem Konflikt um die angebliche Reichsstadt San Remo, die 1753 nach einem gescheiterten Aufstand gegen die Republik an Kaiser und Reichshofrat, später dann auch an das Kurkolleg und den Reichstag appellierte, die Frage der Reichshoheit in Ligurien akut – ein Problem, das die Republik bis in die Zeit der Gesandtschaft Dorias beschäftigte[43].

Der Bericht Dorias unterscheidet sich deutlich von der Finalrelation Giacomo Saluzzos vom Beginn des 17. Jahrhunderts. Zum einen widmete Doria den habsburgischen Territorien deutlich mehr Raum, zum anderen ließ er aber auch seinen Blick sozusagen weiter und intensiver über das Reich schweifen, was auch daran liegen mag, dass die Republik im Kontext der San Remo-Affäre seit den 1750er-Jahren und gerade während des Wienaufenthalts Dorias verstärkt mit dem Reich, seinen Institutionen und Ständen zu tun bekommen hatte.

Gleichwohl stehen auch in der Finalrelation Dorias, soweit sie das Reich betrifft, Amt und Person des Kaisers im Vordergrund. Treffend benannte Doria den Ehrgeiz Josephs II., der bestrebt sei, sich einen «nome memorabile» zu machen, indem er die kaiserlichen Erblande erweitere – offenbar hatte Doria hier die bayerische Erbfolge im Blick, die er an anderer Stelle explizit erwähnte – und die deutschen Fürsten einen «colpo di autorità imperiale» spüren lasse[44]. Dadurch sei er bei diesen in den Verdacht geraten, das Gleichgewicht zwischen Kaiser und Reichstag, das die Reichsverfassung etabliert habe, zu seinen Gunsten umstürzen zu wollen. Gleichwohl ging Doria davon aus, dass der Kaiser in aller Regel

[42] Zum Aufstand von 1746 in seinen verschiedenen Kontexten vgl. C. BITOSSI - C. PAOLOCCI (Hrsgg.), *Genova 1746. Una città di antico regime tra guerra e rivolta. Atti del Convegno di studi in occasione del 250° anniversario della rivolta genovese, Genova, 3-5 dicembre 1996*, 2 Bde., Genova 1998.

[43] Vgl. M. SCHNETTGER, *«Civitas imperialis»*, S. 363-412. Von der älteren Literatur sei nur genannt das Standardwerk von N. CALVINI, *La rivoluzione del 1753 a San Remo*, 2 Bde., Bordighera 1953.

[44] «È ambizioso di farsi un nome memorabile colla dilatazione del dominio, e con far sentire qualche colpo di autorità imperiale ai Principi di Allemagna, motivo per cui è venuto presso di loro in sospetto di volere alterare quella bilancia, che le leggi dell'Impero hanno stabilita fra l'Imperatore e la Dieta sempre permanente in Ratisbona, da niuno de' quali può farsi stabilimento alcuno senza il mutuo concorso dell'altro», Finalrelation Giuseppe Maria Dorias, 1775 IV 7, ASt Ge, AS 2719. Zur durchaus problematischen Reichspolitik Josephs II. vgl. ausführlich K.O. Freiherr VON ARETIN, *Das Alte Reich 1648-1806*, Bd. 3: *Das Reich und der österreichisch-preußische Dualismus (1745-1806)*, Stuttgart 1997, S. 113-361.

über seinen Prinzipalkommissar in Regensburg die Unterstützung des Immerwährenden Reichstags erlangen könne[45].

Einen Grund für diese kaiserliche «preponderanza» sah Doria in der kaiserlichen Vorherrschaft im Kurkolleg: Mit den Stimmen der geistlichen Kurfürsten und Böhmens verfüge er über vier Voten und müsse nur noch einen der anderen Kurfürsten gewinnen, um die Mehrheit zu behaupten. Im Fürstenrat könne der Kaiser ebenso auf die geistlichen Fürsten zählen wie auch auf die vier reichsgräflichen Stimmen. In noch stärkerer Abhängigkeit vom Kaiser sah Doria die von ihm als «Hansestädte» («città anseatiche») bezeichneten Reichsstädte. Der Kaiser sei nämlich der einzige Richter bei Streitigkeiten zwischen Bürgern und Magistraten, und er erlege ihnen bisweilen Steuern auf[46]. Schließlich seien viele Fürsten mit Blick auf die ehrenvollen und lukrativen militärischen Ämter des Reichs bestrebt, dem Kaiser nicht zu missfallen, gegen dessen Willen diese Positionen nicht zu erreichen seien[47].

[45] «Ad ogni modo è da avvertirsi, che un'Imperatore per poco che sappia regolarsi, otterrà sempre il concorso della Dieta a tutte le misure, ch'egli proporrà, e se n'è veduto sempre l'effetto in occasione di guerre, che unicamente dirette contro il patrimonio e la potenza austriaca, alle sollecitazioni della corte di Vienna per il solito mezzo del commissario Imperiale residente a Ratisbona, per cui passano le communicazioni tra l'Imperatore e la Dieta, sono state dichiarate guerre d'Impero, ed ha questo somministrato il contingente di danaro, e di truppe», Finalrelation Giuseppe Maria Dorias, 1775 IV 7, ASt Ge, AS 2719.

[46] «Sono molti e vari li motivi di tale preponderanza primieramente essendo fra Principi di Allemagna, ed anche fra li Elettori, diversità di religione, li tre Elettori Arcivescovi tengono sempre per il partito dell'Imperatore: il Re di Boemia è rappresentato dalla corte di Vienna, la quale nel collegio elettorale dispone così assolutamente di quattro de nove voti che lo compongono, onde le basta guadagnarne uno per avere per se la pluralità, ch'è quanto dire la sanzione. Inoltre nel collegio de' Principi ve n'hanno moltissimi che sono vescovi, e questi tengono per lo stesso partito che gli Elettori ecclesiastici, e per li stessi motivi di fortificare il partito de' Principi cattolici. Nelli quattro voti, che hanno le quattro banche dette de' Conti dell'Impero, dispone pure con facilità la corte di Vienna, perchè avendo molte signorie patrimoniali sparse in vari circoli, e particolarmente in quelli di Suevia e di Franconia, molto influisce nelle deputazioni, e nelle istruzioni conformi alle proprie vedute, che da rispettivi circoli si danno alle dette banche de' Conti dell'Impero. Le città anseatiche hanno loro deputati alla Dieta, ma siccome l'Imperatore è il giudice solo ed immediato di tutte le vertenze domestiche tra cittadini e magistrati, e che di tempo in tempo fa loro delle tasse pecuniarie, quali egli percepisse a proprio profitto, così ne sono dette città intieramente dipendenti», Finalrelation Giuseppe Maria Dorias, 1775 IV 7, ASt Ge, AS 2719.

[47] «Per ultima l'Impero ha molte cariche militari decorose e lucrative, che suol dare a Principi, i quali tutti alla Dieta danno il voto viritim come ivi si dice, e siccome indarno sarebbero dette cariche conferite dalla Dieta senza il concorso dell'Imperatore, non vogliono molti Principi indisporlo colla loro opposizione, e questo riguardo d'interesse

Das Kaiseramt betrachtete Doria auch unter pekuniären Gesichtspunkten als äußerst lukrativ, bringe es doch jährlich bis zu 3 Mio. Gulden ein, nicht zuletzt dank der «donativi» der Reichsstädte. Allerdings müsse der Kaiser davon die adlige deutsche Leibwache und die Reichshofräte bezahlen[48]. Vor dem Hintergrund der Konflikte um San Remo und um das Reichslehen Campo freddo[49] überrascht es nicht, dass Doria dem Reichshofrat besondere Aufmerksamkeit widmete. Er gelangte dabei zu präziseren Einschätzungen als manche seiner Vorgänger. So wusste er zu berichten, dass die sechs protestantischen Reichshofratsstellen ihren Ursprung im Westfälischen Friedensvertrag von 1648 hätten und dass sie in Religionssachen den vierzehn katholischen gleich gewichtet würden. Selbstverständlich kannte er die Teilung in Herren- und Gelehrtenbank und ließ zudem eine gewisse Vertrautheit mit den inneren Strukturen dieses Gremiums erkennen, wenn er darauf hinwies, dass zwar beide Gruppen von Reichshofräten zu Referenten der Fälle ernannt würden, dass jedoch die Juristen aufgrund ihrer besseren Kenntnis der Gesetze eine größere Autorität besäßen. Es gelte das Mehrheitsprinzip. Viermal pro Woche tage der Reichshofrat auf Befehl Josephs II. für mindestens vier Stunden. Dennoch ziehe sich die Erledigung der Fälle üblicherweise hin[50].

privato e personale gli rende meno premurosi nel sostenere nella Dieta la causa pubblica tra l'Imperatore e l'Impero», Finalrelation Giuseppe Maria Dorias, 1775 IV 7, ASt Ge, AS 2719. Das relativ große Interesse Dorias an den Stimmenverhältnissen am Reichstag dürfte sich nicht zuletzt daraus erklären, dass der Beauftragte San Remos Giambattista Sardi 1769 einen antigenuesischen Vorstoß in Regensburg lanciert hatte, der Durazzo am Beginn seiner Gesandtschaft einiges Kopfzerbrechen bereitete. Vgl. M. SCHNETTGER, *«Principe sovrano»*, S. 402-408.

[48] «L'Imperatore ricava pure dalla sua dignità un peculio considerabile, che si fa ascendere ad annui tre millioni di fiorini per mezzo de' donativi delle città anseatiche, cui di tanti in tanti anni fa ricordare di averli a contribuire, e questi donativi, che si risolvono in un vero arbitrio tassativo quanto all'effetto, sono il vincolo principale della dipendenza che le città anseatiche hanno dal capo dell'Impero», Finalrelation Giuseppe Maria Dorias, 1775 IV 7, ASt Ge, AS 2719.

[49] Vgl. M. SCHNETTGER, *«Principe sovrano»*, S. 334-411.

[50] «È questo composto di un presidente, un vice presidente, dodici consiglieri, e tutti questi cattolici, e di sei consiglieri luterani a norma del convenuto nel trattato di Vestfalia dell'anno 1648. Nelle materie riguardanti la religione, li sei luterani d'accordo, ed anzi soli cinque di essi fanno parità di voti dirimpetto alli altri quattordici cattolici: Li 18 consiglieri sono divisi in due banchi, l'uno de' quali è denominato de' signori, e l'altro de' giuristi, e nell'uno e nell'altro sono de' cattolici, e de' luterani. Le commissioni delle cause si fanno indifferentemente nelli uni e nelli altri, ma li giuristi per la maggiore cognizione delle leggi, e per il credito della dottrina fanno preponderare li partiti che sono sostenuti dalla loro opinione. Tutto vi si decide alla pluralità de' voti. Il tribunale si raduna quattro volte la settimana, ed uffizia almeno per quattr'ore, tassa di tempo fatta

Bemerkenswerterweise widmete Doria auch dem Reichskammergericht einige Zeilen, das er im Wesentlichen korrekt zeichnete, wenngleich er Wetzlar nach Böhmen verlegte, den Modus der Berufung der Assessoren offensichtlich missverstand und dem Kammerrichter nicht seinen korrekten Titel beilegte[51]. Als den wichtigsten Reichsminister identifizierte er den vom Mainzer Kurfürsten als «gran cancelliere nato» eingesetzten Reichsvizekanzler, da dieser alle Dokumente authentifiziere, die aus der Reichskanzlei hervorgingen[52].

Beachtliche Aufmerksamkeit schenkte Doria auch der Verfassungsrealität im Reich und in diesem Zusammenhang dem österreichisch-preußischen Dualismus. Er hielt das gegenwärtig entspannte Verhältnis (er sprach sogar von einer «alleanza») für vorübergehend, denn in Wien sei man immer noch auf den Rückgewinn Schlesiens bedacht. Wenn sich diese Annahme jedoch als irrig erweise, drohe ganz Deutschland eine «soggezione poco diversa dalla servitù», insbesondere wenn sich Berlin und Wien anlässlich der Treffen zwischen Friedrich II. und Joseph II. über die Aufteilung der pfalz-bayerischen Länder nach dem Aussterben der respektiven Herrscherfamilien geeinigt haben sollten[53]. Bekanntlich irrte sich Doria mit dieser Spekulation, denn wenige Jahre später brach der Bayerische Erbfolgekrieg aus (1778).

dal regnante Imperatore, con tutto ciò le spedizioni delle cause vi sono d'ordinario soggette a lunghissime dilazioni», Finalrelation Giuseppe Maria Dorias, 1775 IV 7, ASt Ge, AS 2719. Doria zeigt also, wie gesagt, eine recht genaue Kenntnis des Reichshofrats und seiner Strukturen, bei kleineren Ungenauigkeiten. So war die Zahl der protestantischen Reichshofräte nicht durch den Westfälischen Frieden, sondern durch die Reichshofratsordnung von 1654 auf sechs festgesetzt worden. W. SELLERT (Hrsg.), *Die Ordnungen des Reichshofrates 1550-1766*, 2. Halbbd., Köln - Wien 1990, S. 56-58 (Titulus primus, § 3). Zum Reichshofrat unter Joseph II. und den kaiserlichen Bemühungen, seine Arbeit effizienter zu gestalten, vgl. K.O. Freiherr VON ARETIN, *Das Alte Reich*, Bd. 3, S. 124-135.

[51] «Oltre questo tribunale dell'Impero altro ve n'ha, che risiede nella città di Vezlar in Boemia, più assai numeroso del consiglio aulico, perchè oltre li consiglieri v'intervengono a far le parti di giudice li delegati di tutti li principati più considerabili dell'Allemagna. La di lui autorità nelle cause civili è pari a quella del consiglio aulico, e si da fra questi due tribunali prevenzione di giudizio. Presiede sempre a quello di Vezlar un signore della primaria condizione, che l'Imperatore vi destina col titolo di commissario imperiale», Finalrelation Giuseppe Maria Dorias, 1775 IV 7, ASt Ge, AS 2719.

[52] «Ma il primo di tutti li ministri imperiali è il vice cancelliere dell'Impero, carica che si conferisce dell'Elettore di Magonza gran cancelliere nato, e da quel ministro vengono autenticati tutti li documenti, istruzioni, ed ordini, che escono della cancelleria dell'Impero», Finalrelation Giuseppe Maria Dorias, 1775 IV 7, ASt Ge, AS 2719.

[53] Finalrelation Giuseppe Maria Dorias, 1775 IV 7, ASt Ge, AS 2719.

In den Ausführungen Dorias erscheint das Reich als ein deutsches Reich, das er als Außenstehender betrachtete. Dennoch war das Reich seiner Auffassung nach für die Republik von besonderem Interesse, weil es die «imperialità» über einige Lehen, die Teil des genuesischen Staates seien, beanspruche und neuerdings gar über die ganze Republik. Offenbar hielt es Doria für überflüssig, die von ihm als absurd betrachteten Ansprüche des Reichs – die in Genua überdies nur allzu bekannt waren – näher zu erörtern, erachtete sie aber als wichtig genug, um sie als Begründung für seine ganze Relation heranzuziehen[54]. Nirgends in seinem Text deklarierte er das Reich als «römisch» oder als «heilig».

Dass sich die genuesische Perspektive auf den Kaiserhof in den vergangenen anderthalb Jahrhunderten grundsätzlich gewandelt hatte und sich die Gewichte nachhaltig verschoben hatten, lässt sich nicht zuletzt aber auch an der ganzen Anlage der Relation ablesen. Das Reich ist zwar sozusagen der «Aufhänger» und seine Verfassung wird, wie ausgeführt, insgesamt zutreffend beschrieben, einen weiteren Raum nimmt jedoch die Großmacht Österreich ein: ihre Eingebundenheit in das europäische Mächtesystem, ihre territoriale Zusammensetzung, ihre Ressourcen und Institutionen. Auch hierzu ließen sich interessante Beobachtungen formulieren, doch soll es hier mit der Feststellung sein Bewenden haben, dass das Reich in der Schlussrelation Dorias zwar nicht als bloßes Anhängsel der österreichischen Großmacht erscheint, dass die Ansprüche des Reiches jedoch vor allem deswegen so bedrohlich sind, weil hinter ihnen die Macht des Kaiserhauses steht – und dieses war, nicht zu vergessen, mit seinen italienischen Besitzungen Nachbar der Republik.

3. *Schluss*

Ziel dieses Beitrags war, exemplarisch zu zeigen, dass sich das Bild, das sich die genuesischen Gesandten am Kaiserhof vom Reich und seinen Institutionen machten, im Verlauf der Frühen Neuzeit signifikant veränderte, weniger in der Perzeption einzelner Reichsinstitutionen – hier scheint man vielfach voneinander abgeschrieben zu haben – als in der

[54] «[La corte] di Vienna ... non solo è una delle più potenti di Europa, mà di massima importanza per la Repubblica attese li nessi, e le prerogative d'Imperialità che rappresenta sopra alcuni feudi che sono parte dello stato, e di quelle che ne' moderni tempi ha preteso di rapprensentare sopra tutto il dominio, è che sarà in ogni tempo a cura del governo di saggiamente escludere secondo le opportunità che se ne presenteranno», Finalrelation Giuseppe Maria Dorias, 1775 IV 7, ASt Ge, AS 2719.

grundsätzlichen Bewertung des Reiches. Konnte Giacomo Saluzzo 1613 partiell noch aus einer Art Reichsinnenperspektive – das Reich verstanden als ein heiliges und römisches, als eine die gesamte Christenheit umspannende ideelle Größe – berichten, war diese Sichtweise Giuseppe Doria 160 Jahre später keiner Erwähnung mehr wert. Er beschrieb das Reich vielmehr von außen, als ein im Wesentlichen deutsches Reich. Zwar wusste er um seine italienischen Ansprüche, behandelte diese aber, überspitzt gesagt, als lästigen Atavismus.

Gleichwohl lassen sich aber auch Kontinuitäten im Bild des Reiches ausmachen: Das Reich wurde in erster Linie als das Reich des Kaisers wahrgenommen. Die reichsständischen Institutionen mit dem Reichstag an der Spitze wurden nicht ganz aus der Betrachtung ausgeklammert, im Fokus standen aber der Kaiser und die an seinem Hof angesiedelten Reichsbehörden. Dies kann sicher als Konsequenz daraus begriffen werden, dass der Kaiserhof sozusagen das Fenster war, durch das die genuesischen Gesandten auf das Reich blickten, aber wohl auch noch im 18. Jahrhundert als Reminiszenz an jenes ältere, universale, eben kaiserliche Reichsverständnis. Zugleich kann man bei den genuesischen Gesandten insgesamt von einer durch Pragmatismus geprägten Auseinandersetzung mit dem Reich und seiner Verfassung sprechen. Sie interessierten vor allem diejenigen Institutionen, mit denen sie im Rahmen ihrer Amtsgeschäfte zu tun hatten, und das waren nun einmal vornehmlich Reichshofrat und Reichshofkanzlei.

Die Beschäftigung mit italienischen Perspektiven auf das Reich, die hier nur exemplarisch und kursorisch vorgestellt werden konnten, ist in doppelter Hinsicht erhellend: Zum einen kann sie der Forschungsdiskussion über das Reich eine zusätzliche Dimension verleihen und eine Fassette der zeitgenössischen Reichssicht beleuchten, die bislang unterbelichtet geblieben ist. Zum anderen kann sie aber auch einen Beitrag zur Aufarbeitung der Geschichte Reichsitaliens leisten und damit zu den Bemühungen vornehmlich der italienischen historischen Forschung, Verdikte gegen die Frühe Neuzeit als Zeitalter der Fremdherrschaft weiter zu dekonstruieren und zu einer differenzierteren Sicht dieser Epoche der italienischen Geschichte zu gelangen.

La corte asburgica vista da Lucca: la Repubblica e l'Impero nel Sei-Settecento

di *Renzo Sabbatini*

«Seguitando poscia il loro camino, arrivarono a Lucca, picciola città, ma bella e libera, la quale sotto l'ali dell'Imperio e di Spagna si mantiene[;] e mira, esente, le città de i principi che la desiderano»[1].

Ad esprimersi così, per bocca del suo primo traduttore italiano (1626), è Miguel de Cervantes nel suo *Persiles*, il romanzo di avventure scritto in contemporanea con la seconda parte del *Don Chisciotte* e apparso postumo nel 1617. Nella sua pur non breve permanenza in Italia, a Lucca Cervantes però non era mai stato; e, in effetti, lo scenario cittadino dove egli ambienta «un caso dei più strani che ... in questo libro si siano raccontati» è pressoché inconsistente: nessuna descrizione di chiese e palazzi, neppure un accenno al Volto Santo. E tuttavia egli coglie l'essenziale della piccola Repubblica: la libertà, quella «Libertas» scolpita sulle porte della città e che di lì a poco sarà oggetto dello scontro tra Hobbes e Harrington su libertà negativa e libertà positiva[2]; l'indipendenza, e non è difficile identificare il granduca di Toscana come uno dei quei «principi che la desiderano»; ma soprattutto quelle «ali dell'Imperio e di Spagna» che la mantengono libera e autonoma. E l'affermazione è ancora più significativa proprio perché lo scrittore spagnolo non ha avuto con Lucca un contatto personale, e quindi non ha potuto che accogliere nella finzione letteraria il giudizio politico largamente condiviso, l'opinione comune.

[1] M. DE CERVANTES SAAVEDRA, *Occorse in Lucca un caso dei più strani ... Un episodio dal «Persiles» nella traduzione di Francesco Ellio*, Lucca 1997, p. 63. Cfr., dello stesso autore, *Los trabajos de Persiles y Sigismunda*, Madrid 1999, p. 404. Un riferimento al legame di Lucca con la Spagna anche nel *Licenciado Vidriera*, in M. DE CERVANTES SAAVEDRA, *Novelas ejemplares*, 2 voll., Madrid 1917, II, p. 26. Il presente contributo si colloca nell'ambito del progetto di ricerca «La Repubblica di Lucca e l'Europa: i rapporti con la Spagna e l'Impero nel Cinque-Sei-Settecento», finanziato dalla Fondazione Cassa di Risparmio di Lucca.

[2] A Thomas Hobbes, che osservava che nonostante la scritta a caratteri cubitali, un Lucchese non godeva di maggior «libertà dalle leggi» di un Turco (Th. HOBBES, *Leviathan*, [1651, II, p. 21], trad. it. Roma - Bari 1974, p. 190), James Harrington replicava che a Lucca molto più ampia che a Costantinopoli era la «libertà in forza delle leggi» (J. HARRINGTON, *The Commonwhealth of Oceana* [1656], trad. it. Torino 2004, p. 27).

Qualche tentennamento fra Francia e Impero, Lucca poteva averlo avuto nel primo Cinquecento. Quando a Bologna, nei primi giorni del 1528, un segretario del Lautrec, spazientito dalle vaghe ma inconcludenti attestazioni di simpatia dell'ambasciatore Pier Angelo Guinigi, lo mise alle strette dicendogli: «il mondo è hora in due parti et bixogna chiarire se voi siete francesi o imperiali, et siando francesi farne demonstratione», il diplomatico non poté che confermare che i lucchesi erano «imperiali di tucto ma non di core». «Presto però – conclude Marino Berengo rievocando l'episodio – queste manifestazione del 'core' sarebbero scomparse»[3]. E Lucca terrà sempre fede alla forzata adesione alla parte imperiale, nonostante gli sforzi per mantenere cordiali i rapporti con la Francia (non dimentichiamo l'importanza della fiera di Lione per le drapperie lucchesi, né il ruolo dei mercanti-banchieri della Repubblica su quella piazza)[4].

Quando poi, con l'abdicazione di Carlo V, le corone di Spagna e Impero si dividono, i lucchesi si affrettano a porsi sotto entrambe le ali, come mostrano le intricate vicende del 1558 che, per le pressioni di papa Paolo IV e del nipote cardinal Carlo Carafa sull'intransigente Re Cattolico e sul sempre in agguato Cosimo de' Medici, sembravano mettere a rischio l'indipendenza della Repubblica, a causa dell'infezione protestante[5]. A far data da questo episodio, che per Lucca segna l'avvio della Controriforma, la fedeltà agli Asburgo, a entrambi i rami della casa d'Austria, non

[3] M. Berengo, *Nobili e mercanti nella Lucca del Cinquecento*, Torino 1965, pp. 16-17.

[4] Si veda F. Bayard, *Les Bonvisi, marchands-banquiers à Lyon, 1575-1629*, in «Annales Economies, Sociétés, Civilisations», 26, 1971, pp. 1234-1269; della stessa autrice, *Après les Bonvisi, les Lucquois à Lyon aux XVIIe et XVIIIe siècle*, in R. Mazzei - T. Fanfani (edd), *Lucca e l'Europa degli affari. Secoli XV-XVII*, Lucca 1990, pp. 193-208; R. Sabbatini, *I Guinigi tra '500 e '600. Il fallimento mercantile e il rifugio nei campi*, Lucca 1979. Di grande impatto rimane il monumentale studio di R.F. Gascon, *Grand commerce et vie urbaine au XVIe siècle. Lyon et ses marchands*, Paris - La Haye 1971.

[5] S. Adorni-Braccesi, *La repubblica di Lucca fra Spagna ed Impero. Il mercanteggiamento della libertà (1557-1558)*, in «Nuova rivista storica», 67, 1983, pp. 345-366; della stessa autrice si veda, *«Una città infetta». La repubblica di Lucca nella crisi religiosa del Cinquecento*, Firenze 1994; S. Adorni-Braccesi - G. Simonetti, *Lucca, repubblica e città imperiale da Carlo IV di Boemia a Carlo V*, in S. Adorni-Braccesi - M. Ascheri (edd), *Politica e cultura nelle repubbliche italiane dal Medioevo all'età moderna. Firenze - Genova - Lucca - Siena - Venezia*, Roma 2001, pp. 267-308; S. Tabacchi, *Lucca e Carlo V. Tra difesa della «libertas» e adesione al sistema imperiale*, in F. Cantù - M.A. Visceglia (edd), *L'Italia di Carlo V. Guerra, religione e politica nel primo Cinquecento*, Roma 2003, pp. 411-432; R. Mazzei, *La Repubblica di Lucca e l'Impero nella prima età moderna. Ragioni e limiti di una scelta*, in M. Schnettger - M. Verga (edd), *L'impero e l'Italia nella prima età moderna / Das Reich und Italien in der Frühen Neuzeit* (Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento. Contributi/Beiträge 17), Bologna - Berlin 2006, pp. 299-321.

subirà più alcun appannamento fino ai drammatici eventi della guerra di Successione spagnola.

Nell'istruzione consegnata dagli Anziani nel giugno 1630 all'incaricato di complimentare nel suo passaggio per Genova Maria Anna, la figlia di Filippo III di Spagna destinata in sposa al futuro imperatore Ferdinando III, l'impegno di tale doppia fedeltà è ribadito con chiarezza:

«La persona alla quale andate è di conditioni eminentissime, sì per quelli da i quali descende, come per quegli altri a i quali nuovamente si unisce; a questi tutti noi con infinita obligatione portiamo devotissimo ossequio, et da loro professiamo singolarissima dependenza, potendosi con verità affermare che per noi sieno, e gl'uni et gl'altri, fruttuosissimi rami di quel glorioso albero della vita Casa d'Austria, poiché la salutare ombra di questo guarda a noi l'essere et lo Stato da qualsivoglia calore et potenza inimica»[6].

E non è difficile comprendere i ripetuti errori dei copisti che hanno trasformato l'«albero dell'avita Casa d'Austria» nell'«albero della vita»[7], se lo stesso Offizio sopra le differenze (il Ministero degli Esteri della Repubblica) chiede agli ambasciatori inviati per l'elezione di Ferdinando III di non risparmiare l'iperbole, assicurando il nuovo imperatore che «nella protettione della Maestà Sua e della gloriosissima casa d'Austria abbiamo, dopoi quella di Dio benedetto, riposta ogni speranza della conservatione e salute della Republica»[8]. Né può sorprendere che la medesima iperbolica espressione, eco della tradizionale formula di giustificazione del potere, venga usata nei successivi decenni del Seicento anche per Sua Maestà Cattolica[9].

1. *La bibliografia e le fonti*

Si parli delle ali o dell'ombra dell'albero, la casa d'Austria è per la piccola Repubblica l'interlocutore privilegiato per l'intera età moderna. Desta perciò meraviglia che nella storiografia su Lucca manchi tuttora

[6] Archivio di Stato di Lucca (d'ora in poi ASLu), *Anziani al tempo della libertà* (d'ora in poi *Anziani*), 628, p. 663.

[7] La stessa espressione si legge per due volte nella copia della relazione che l'inviato, Giovanni Francesco Boccella, consegna di ritorno da Genova (ASLu, *Anziani* 607, 15 luglio 1630).

[8] ASLu, *Anziani* 629, p. 78.

[9] «In sua Maestà Cattolica era posta, dopo Iddio, ogni speranza della preservatione della nostra libertà» (ASLu, *Anziani* 610, Relazione del 28 dicembre 1662, citata in A. PELLEGRINI, *Relazioni inedite di ambasciatori lucchesi alle corti di Firenze, Genova, Milano, Modena, Parma, Torino (sec. XVI-XVII)*, Lucca 1901, p. 8.

un'opera di ampio respiro sul rapporto con l'Impero[10]. Gli interrogativi sulla forma giuridico-istituzionale – feudo o libera città imperiale? e con quali limiti e prerogative? –, che già si erano posti cronachisti quali Girolamo Sesti[11], hanno impegnato gli storici lucchesi ottocenteschi e in particolare Girolamo Tommasi[12] e sono oggi ripresi, con orizzonte italiano e più raffinato approccio, nei contributi di von Aretin[13] e nel più recente volume di Cinzia Cremonini su *Impero e feudi italiani*[14]. È un aspetto che qui potrò solo sfiorare ricordando il caso esemplare del rapporto della Repubblica con Gregorio Leti, ma che è oggettivamente importante poiché attiene a natura e giustificazione del potere, ed è, per questo, vissuto con imbarazzo dal patriziato lucchese che – nel tipico stile dell'*understatement* e del «nascondimento»[15] – quando è costretto

[10] Sulla politica estera lucchese, dopo la pubblicazione a opera – certo meritoria, ma con molti limiti – di A. PELLEGRINI, *Relazioni inedite di ambasciatori lucchesi*, cit., dopo il lavoro di E. LAZZARESCHI, *Un ambasciatore lucchese a Vienna. G.B. Domenico Sardini 1751-1759*, Lucca 1918, e il saggio di G. CAROCCI, *La politica estera di Lucca fra il 1480 e il 1530 studiata nelle relazioni dei suoi ambasciatori*, in «Notizie degli Archivi di Stato», 9, 1949, pp. 74-81, occorre tornare a menzionare M. BERENGO, *Nobili e mercanti*, cit., che anche in questo campo ha aperto una nuova stagione di studi. Una stagione, peraltro, non abbondante di frutti. Oltre ai contributi citati *supra*, nota 5, si possono ricordare: S. PAOLI, *Cesare de' Nobili*, in «Actum Luce», 18, 1989, 1-2, pp. 119-136; E. CIANCAGLINI, *Giovan Battista Domenico Sardini. Inviato straordinario alla corte di Spagna (1733-1738)*, in «Rivista di archeologia, storia, costume», 29, 2001, 3-4, pp. 63-112; E. CRESSERI, *Un ambasciatore lucchese alla corte di Madrid tra Austrias e Borbone*», tesi di laurea, Università Cattolica del Sacro Cuore, Facoltà di Scienze della Formazione, a.a. 2000-2001 (rel. C. Mozzarelli).

[11] *Storia diplomatica di Lucca*, conservata in ASLu, *Biblioteca manoscritti* 62 e 63.

[12] G. TOMMASI, *Sommario della storia di Lucca dall'anno MIV all'anno MDCC, compilato su documenti contemporanei ... continuato sino all'anno 1799 e seguito da una scelta degl'indicati documenti per cura di Carlo Minutoli*, Firenze 1847 (rist. anast. Lucca 1969), in particolare pp. 381-384.

[13] K.O. VON ARETIN, *L'ordinamento feudale in Italia nel secolo XVI e XVII e le sue ripercussioni sulla politica europea. Un contributo alla storia del tardo feudalesimo in Europa*, in «Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento», 4, 1978, pp. 51-94. Su questo dibattito, si veda anche *Storia d'Italia*, diretta da G. GALASSO, XIX: G. GALASSO - L. MASCILLI MIGLIORINI, *L'Italia moderna e l'unità nazionale*, Torino 1998, pp. 100 s.; M. VERGA, *Introduzione*, in M. VERGA (ed), *Dilatar l'Impero in Italia. Asburgo e Italia nel primo Settecento*, in «Cheiron», 11, 1994, pp. 7-11; S. ADORNI-BRACCESI - G. SIMONETTI, *Lucca, repubblica e città imperiale*, cit., pp. 290-295.

[14] C. CREMONINI, *Impero e feudi italiani tra Cinque e Settecento*, Roma 2004.

[15] Su questi aspetti della «lucchesità», cfr. R. SABBATINI, *Lucca, lunga sopravvivenza repubblicana*, in E. FASANO GUARINI (ed), *Il Principato mediceo* (*Storia della civiltà toscana*, III), Firenze 2003, pp. 77-108 e, dello stesso autore, *Lucca, la Repubblica prudente*, in E. FASANO

ad affrontarlo in Consiglio generale impone sempre il giuramento del silenzio, e spesso nella forma più rigorosa, quella che prevede la pena capitale e la confisca dei beni per i trasgressori.

Il mio avvicinamento al tema dei rapporti tra la Repubblica e gli Asburgo è avvenuto qualche anno fa, con la scoperta, tra le carte dell'Archivio di Stato di Lucca, dell'autobiografia – purtroppo ferma al 1743 – dell'inviato e ambasciatore Carlo Mansi, residente a Vienna quasi ininterrottamente dal 1736 al 1748, personaggio non banale se a distanza di quasi vent'anni il principe Kaunitz ne conservava un vivace ricordo[16]. Ora intendo allargare l'arco cronologico e progettare una ricerca che nell'arco di qualche anno spero giunga ad approfondire il rapporto della piccola Repubblica con l'Impero nell'intera età moderna, da Massimiliano I a Francesco II. Più che soffermarmi su un aspetto o su un periodo particolare, qui vorrei approfittare per tracciare alcune linee di tale «lavoro in corso» e fornire un assaggio delle straordinarie potenzialità delle fonti lucchesi[17].

GUARINI - R. SABBATINI - M. NATALIZI (edd), *Repubblicanesimo e repubbliche nell'Europa di antico regime*, Milano 2007, pp. 253-286.

[16] Cfr. R. SABBATINI, *L'occhio dell'ambasciatore. L'Europa delle guerre di successione nell'autobiografia dell'inviato lucchese a Vienna*, Milano 2006. Per l'apprezzamento di Kaunitz, cfr. ASLu, *Anziani* 634, Relazione degli ambasciatori Andrea Sbarra Franciotti e Nicolao Montecatini del 19 agosto 1766, p. 617.

[17] La responsabilità ufficiale della politica estera lucchese è del vertice istituzionale della Repubblica, il gonfaloniere e i nove Anziani: è quindi nel già citato fondo *Anziani al tempo della libertà* che si conserva il *corpus* principale della documentazione, in originale o in copia (pezzi dal 571 al 649, ai quali vanno aggiunti quelli dal 650 al 653, che contengono le «Lettere del Cancelliere maggiore»). Ma, soprattutto dopo la ristrutturazione dell'architettura politico-amministrativa dello Stato della prima metà del Cinquecento, significativa e abbondante documentazione sulla politica estera si trova anche tra le carte del *Magistrato dei segretari*, del *Consiglio generale* e, soprattutto, dell'*Offizio sopra le differenze dei confini*, con le sue ampie serie generali di «Deliberazioni» (6-181) e «Lettere» (184-231) e coi moltissimi registri e filze dedicati ai singoli problemi. Lo strumento che rende tanto facilmente fruibile questa eccezionale messe di carte rimane il pionieristico S. BONGI (ed), *Inventario del R. Archivio di Stato in Lucca*, 4 voll., Lucca 1872-1888. A questo monumento dell'archivistica storica, si sono poi aggiunti, nel tempo, i quattro volumi dedicati agli archivi gentilizi, anch'essi particolarmente utili alle ricerche sulla politica estera: basti pensare alle carte del cardinale Francesco Buonvisi o a quelle dell'ambasciatore Giovanni Battista Domenico Sardini, ma particolari interessanti, vista la natura aristocratica della Repubblica, si rintracciano tra i documenti di quasi tutte le famiglie patrizie. Colgo l'occasione per esprimere un sentito ringraziamento al direttore e a tutto il personale dell'Archivio di Stato di Lucca, confessando che questo lavoro ha un debito particolare verso la competenza e la cortesia dell'amico dottor Sergio Nelli.

Le considerazioni che seguono sono dunque organizzate in tre aree tematiche: i rapporti politici e diplomatici di Lucca con l'Impero[18], con un'attenzione particolare alla pericolosa fase della guerra di Successione spagnola; i cerimoniali di corte (l'etichetta delle udienze, il privilegio dei fiocchi, la prerogativa della mano), indagati nella loro evoluzione nel corso del Sei-Settecento; i ritratti degli imperatori e della corte contenuti nelle lettere e nelle relazioni finali degli ambasciatori lucchesi, ancora pressoché totalmente inedite. E occorre sottolineare come in una società chiusa dentro le Mura – per quanto attenta agli avvenimenti europei sia politici che economici, seguiti sulle gazzette[19] – le relazioni degli ambasciatori, quasi sempre lette in Consiglio generale, rappresentano lo strumento principe attraverso il quale si costruisce nel patriziato il punto di vista lucchese, il senso comune (e poi l'opinione pubblica cittadina[20]) sul mondo esterno.

2. *Lucca e l'Impero*

I rapporti di Lucca con l'Impero risalgono al Medioevo. Fino alla carta di Enrico VI i consoli del Comune, dopo l'elezione popolare, necessitavano della conferma da parte dell'imperatore; e come feudo imperiale Lucca era trattata sia nei privilegi concessi a Castruccio Castracani da Ludovico

[18] Della politica estera non si prenderanno tuttavia in esame i riflessi interni, aspetto che nello studio in preparazioone occuperà un posto rilevante, com'è naturale vista la peculiare filosofia politica e sociale propria della piccola Repubblica, in delicato equilibrio tra le leggi del mercato internazionale e le istanze corporative cittadine.

[19] Gazzette a stampa e avvisi manoscritti si conservano sia nel fondo dell'Offizio sopra le differenze dei confini, sia in molti archivi gentilizi. Ripetutamente l'Offizio sollecita lo stanziamento di fondi «per procurarsi avvisi i più reconditi e secreti», in particolare nelle «congiunture» di inizio Settecento: «Per quello poi riguarda la presente constituzione delle cose del mondo non possiamo presentemente se non rappresentare all'Eccellentissimo Consiglio la necessità ben grande di procurarsi tutte quelle notizie più recondite e secrete che dall'aspetto degl'affari correnti possono influire alle più accertate misure e resoluzioni della Republica, qual necessità, se fu appresa ... fin da principio della pericolosa infermità del re Carlo II di gloriosa memoria, mentre decretò fin sotto li 14 agosto 1699 assegnamento di scudi 300, che resta tutta via intatto, molto maggiore si scorge presentemente insegnando la prudenza d'ogni prencipe di viver bene oculati»: ASLu, *Consiglio generale* (d'ora in poi *Consiglio*) 400, *Riformagioni segrete 1701-1702*, pp. 639-640, 28 luglio 1702. Sul fenomeno, cfr. M. INFELISE, *Prima dei giornali. Alle origini della pubblica informazione (secoli XVI e XVII)*, Roma - Bari 2002.

[20] Sulla dibattuta tematica mi limito a rinviare alle considerazioni e all'ampia bibliografia del recente contributo di S. LANDI, *Naissance de l'opinion publique dans l'Italie moderne*, Rennes 2006.

il Bavaro nel 1327 e 1328, sia nel diploma dell'8 aprile 1369, col quale Carlo IV la liberava dal giogo pisano affidandola al cardinale Guidone, suo vicario per la Toscana. Con la rinuncia alle prerogative imperiali da parte di quest'ultimo a favore degli Anziani, nel marzo 1370, prendeva formalmente avvio la lunghissima stagione repubblicana di Lucca che, con la trentennale parentesi signorile di Paolo Guinigi, si chiuderà solo nel 1799[21].

Con gli Asburgo Lucca si incontra, a livello istituzionale, nel 1509, quando – approfittando delle difficoltà finanziarie nelle quali si trova l'Impero a causa delle guerre – ottiene da Massimiliano, dietro versamento del contributo di 9.000 ducati, un privilegio che, pur riprendendo i precedenti del Bavaro e di Carlo IV, cambia, almeno di fatto, lo status della Repubblica, promuovendola a «libera città imperiale»[22]. Come tale viene esplicitamente confermata nel diploma di Carlo V del 1522: «Confirmamus ... civitatem lucensis tanquam imperialem sub tutella cura et potestate nostra et sacri romani imperii esse»[23]. Ricevuto con grande apparato, Carlo V visiterà per ben due volte Lucca: la prima nel maggio 1536 all'indomani dell'impresa di Tunisi, la seconda nel settembre 1541 per incontrarvi Paolo III Farnese, alla vigilia della spedizione di Algeri[24].

[21] Lucca manca ancora di una storia generale fondata su sensibilità storiografiche e metodologia moderne. La sintesi più utile rimane G. TOMMASI - C. MINUTOLI, *Sommario*, cit. Da ricordare inoltre A. MAZZAROSA, *Storia di Lucca dalla sua origine al MDCCCXIV*, Lucca 1833; A. MANCINI, *Storia di Lucca*, Firenze 1950; R. MANSELLI, *La repubblica di Lucca*, Torino 1986.

[22] Due copie del diploma, datato dall'accampamento presso Padova il 1° settembre 1509, si conservano in ASLu, *Capitoli* 41, pp. 333-347 e 353-359,

[23] Due copie più uno stralcio del privilegio, rilasciato «in oppido nostro bruxellarum» il 1° maggio 1522, in ASLu, *Capitoli* 42, pp. 579-584, 597-599, stralcio alle pp. 587-590.

[24] Tra i testi coevi, vedi N. MONTECATINI, *Entrata del imperatore nella città di Lucca*, s.n.t., [Roma, Antonio Blado, 1536], ora in G. VOLPI, *Carlo V a Lucca nel 1536. Lettera di Niccolò Montecatini con note e documenti pubblicata per le nozze del dottor Pietro Pfanner con la signorina Virginia Morelli*, Lucca 1892; *La entrata della santità di N.S. papa Paulo III. nella città di Lucca. Colle feste, pompe, e apparati de signori lucchesi* ..., siglato FE. C., Roma, Baldassarre Cartolaro Perugino, s.d. [1541], conservato nella Biblioteca Apostolica Vaticana, citato in B. MITCHELL, *The Majesty of the State. Triumphal Progress of Foreign Sovereigns in Renaissance Italy (1494-1600)*, Firenze 1986, p. 177; A. BENDINELLI, *Oratio habita in Caroli Quinti imperatoris augustissimi funere*, Lucae, apud Vincentium Busdracum, 1559 (apparsa anche nella trad. it. di L. Domenichi, *Oratione recitata nel mortorio di Carlo Quinto imperatore*, in Lucca, per Vincenzo Busdragho, 1559). Interessante, anche per i risvolti cui accenneremo tra poco, è la rievocazione che dei due ingressi imperiali a Lucca offre G. LETI, *Vita dell'invittissimo imperadore Carlo V austriaco*, Amsterdamo, appresso Georgio Gallet, 1700. Per la bibliografia, oltre ai testi citati qui e *supra*, nota

Nel 1688 sarà poi il nunzio cardinale Francesco Buonvisi a dimostrare al vicecancelliere dell'Impero «che se bene la Repubblica era chiamata città imperiale, non era però sottoposta al Consiglio Aulico, né a commissarij imperiali, poiché li nostri privilegi ne danno l'intera sovranità senza alcuna dependenza dall'Impero, e si manda a Vienna per confermare detti privilegij, non già per pigliare investitura»[25].

Ma l'intervento del grande protettore, efficace in quella vicenda specifica, non poteva risolvere definitivamente il problema giuridico dalle radici secolari del rapporto di Lucca con l'Impero. Esemplare della sensibilità – o meglio, della suscettibilità – della Repubblica è il rapporto con Gregorio Leti, il famoso quanto controverso poligrafo («avventuriero della penna») impegnato nella compilazione delle sue ultime opere[26]. La vicenda risulta interessante sotto molti aspetti[27], ma qui ci dobbiamo limitare a quelli più pertinenti. Il contatto si stabilisce ad Amsterdam a fine estate del 1699 e l'interlocutore è il mercante lucchese non digiuno di cultura Cesare

5, cfr. C.R. Chiarlo, *Gli anziani tra moderno ed antico. La visita di Carlo V a Lucca nel 1536*, in «Actum Luce», 15, 1986, pp. 119-131 e, più in generale, M.A. Visceglia, *Il viaggio cerimoniale di Carlo V dopo Tunisi*, in «Dimensioni e problemi della ricerca storica», 2, 2001, pp. 5-50. Rinvio infine a R. Sabbatini, *Carlo V e la Repubblica di Lucca*, relazione al convegno internazionale di studi «Itinerari del sapere dallo Stato di Lucca: carte e libri nell'Europa del '500», Villa Basilica 24-26 aprile 2009.

[25] Il passo è richiamato nell'istruzione datata 3 giugno 1716, consegnata dagli Anziani ad Agostino Santini, inviato straordinario alla corte di Vienna (ASLu, *Anziani* 633, pp. 714-715). Sulla figura di Francesco Buonvisi, rappresentante apostolico a Varsavia, Colonia e Vienna, oltre a F. Diaz (ed), *Nunziatura a Colonia*, Roma 1959 e F. Diaz - N. Carranza (edd), *Nunziatura a Varsavia*, Roma 1965, si veda A.M. Trivellini, *Il cardinale Francesco Buonvisi nunzio a Vienna (1675-1689)*, Firenze 1958.

[26] Sul personaggio il rinvio d'obbligo è ai lavori di F. Barcia, *Bibliografia delle opere di Gregorio Leti*, Milano 1981; *Un politico dell'età barocca. Gregorio Leti*, Milano 1983; *Gregorio Leti informatore politico di principi italiani*, Milano 1987. Sul rapporto con Lucca esistono solo le poche, vecchie pagine di G. Sforza, *Gregorio Leti e la Repubblica di Lucca*, in «Giornale storico della Letteratura italiana», 12, 1888, pp. 233-236, che si chiudono con un giudizio liquidatorio sulla *Vita di Carlo V* e sull'autore: «Il suo unico pregio per altro è d'essere stata l'ultima delle tante opere con cui il Leti, scrittore sciatto e irrequieto, ingombrò il mondo» (p. 236).

[27] In primo luogo, il rapporto – timoroso più che prudente – della Repubblica con la propria storia e con la sua divulgazione: tutte le numerose cronache cittadine sono rimaste manoscritte per decisione del governo aristocratico; la collaborazione con Galeazzo Gualdo e, più ancora, con Ludovico Antonio Muratori è stata occhiuta fino alla vera e propria censura, messa in atto con l'ordine agli archivisti di «occultare avanti ... scritture e notizie che potessero essere di publico pregiudizio il manifestarsi»: cfr. R. Sabbatini, *Per la storia di Lucca in età moderna*, Lucca 2005, pp. 5-6.

Sardi[28]: a lui Leti si rivolge chiedendo informazioni sulle visite di Carlo V a Lucca per la *Vita* che ha in corso di stampa. Attraverso il fratello che a Lucca – nel rispetto della divisione degli ambiti di influenza tipica delle famiglie patrizie[29] – è arcidiacono e siede nel potente capitolo di San Michele, Cesare Sardi mette in movimento gli organi di governo accompagnando la richiesta del Leti con considerazioni di grande lucidità sul personaggio e sul ruolo della stampa nella formazione della pubblica fama[30]. Considerazioni peraltro fatte proprie dall'Offizio:

[28] Occorre, a questo proposito, sottolineare che l'utilizzo pubblico di cittadini lucchesi dimoranti nelle città europee è prassi comune nella politica estera lucchese: abbiamo già fatto riferimento al cardinale Buonvisi, accenneremo al consigliere aulico Francesco Tucci, ma non diverso è il ruolo dell'internunzio Santini a Colonia e poi a Bruxelles o dei camerieri alle corti di Modena e Parma. La cittadinanza lucchese e l'amore per la patria fanno aggio perfino sui ruoli istituzionali che, in campo laico o ecclesiastico, i collaboratori (occasionali, ma preziosi) rivestono. E il governo indicherà questi concittadini come punti di riferimento e guida nell'azione ai suoi stessi rappresentanti diplomatici ufficiali.

[29] Cfr. R. SABBATINI, *Famiglie e potere nella Lucca moderna*, in A. BELLAVITIS - I. CHABOT (edd), *Famiglie e poteri in Italia tra Medioevo ed età moderna*», Roma 2009, pp. 233-261.

[30] «Devo adesso mandarle l'inclusa memoria del Leti e supplicare Vostra Signoria a darmi quelle notizie che egli richiede e delle quali mi fa grandissime instanze; questo huomo deve fare un'altra historia nella quale vuol parlare di Lucca e mi ha promesso di farlo con espressioni gloriose alla patria, però è necessario contentarlo con dette notizie, altramente sarà capace di dare in scandescenza il che mi dorrebbe troppo. Vostra Signoria mi dirà forze che questo huomo ha poco credito per curarsi di lui, le rispondo che bisogna alle volte accendere un lume anche al diaulo. Le opere restano, il male vien sempre applaudito e creduto, onde stimo bene per honor della patria che ne sia detto bene e che si mantenga l'autore in questa buona intentione. Al Gran Duca li costa ogni anno una buona pensione, e così a molti altri principi» (ASLu, *Offizio sopra le differenze dei confini* [d'ora in poi *Differenze*] 84, n. 76, Capitolo di lettera al fratello). Ancora più articolato sarà il giudizio del Sardi qualche mese dopo: «Devo render giustitia al medesimo signor Leti, et assecurare cotesti signori che quello fa adesso per la nostra patria [la correzione del testo predisposto] non l'ha voluto fare per altri, e che mostra haver per essa un'inclinatione et affetto singolare cercando le occasioni di dirne altrettanto bene quanto dice male d'altri ... Stimerei bene che facessero il regalo con qualche liberalità, non solo per mostrare il gradimento che hanno verso l'affetto del Leti, ma per obligarlo a continuare nell'istessa devotione verso la Republica già che egli continuerà a stampare, e sempre a dirne bene se sarà contento. Questo huomo non ha altra rendita che la sua penna, questa fa i foraggi per tutta la sua famiglia, onde Vostra Signoria può credere che a fargli del bene si può cattivare interamente la sua benevolenza. Io confesso che ne suoi libri vi sono grandi eccettioni, ma tutto il mondo li legge, l'esito è grandissimo perché è in concetto di parlare con libertà, e Vostra Signoria sa che quando anche non venga creduto il bene, vien sempre creduto il male, i libri restano e la posterità li crederà veridici, e la lode e biasimo di essi viverà sempre» (ASLu, *Differenze* 188, n. 19, Lettera di Cesare Sardi, Amsterdam 19 febbraio 1700).

«Simili scrittori non sogliono nelle loro opere parlare con vantaggio de' prencipi, se non si pratica con i medesimi qualche recognizione, anzi qualche volta stilano di scriverne poco bene per essere obligati a scriverne meglio con simili recognizioni, per questo crederebbemo che lo spettabile Sardi come da sé promettesse al signor Leti per zelo della sua patria, quando scrivesse nel modo suggeritoli, quel tanto che parrà proprio alla somma prudenza dell'Eccellentissimo Consiglio»[31].

E approvate, in seduta rigorosamente segreta, dal Consiglio[32].

Parte dunque per Amsterdam una dettagliata relazione sulle visite di Carlo V a Lucca, con la specificazione che i rappresentanti cittadini furono, «così dal Pontefice come da Cesare, ricevuti con li honori soliti praticarsi con gl'ambasciatori ducali»[33]. Per sdebitarsi delle informazioni, Leti fornisce al Sardi il foglio a stampa nel quale si parla di Lucca, mentre l'opera è ancora sotto i torchi. È così che, prima il mercante e poi i governanti lucchesi, prontamente allertati, scoprono che lo Stato di Lucca viene definito «feudo» (come del resto l'autore aveva fatto nei suoi testi precedenti). Il foglio viene immediatamente spedito in patria e l'Offizio provvede alla sua correzione proprio come si fa per le bozze di stampa, individuando cinque punti da emendare. Per l'amicizia che nutre verso il Sardi, e probabilmente ancora di più per la discreta quantità di *doppie* di Spagna promesse, Gregorio Leti accetta di far tornare il foglio in tipografia correggendo il punto che più sta a cuore ai Lucchesi: la pagina 399, dove si leggeva «col solo dritto di feudo verso l'Imperio come tanti altri Principati d'Italia e di Germania» e dove invece si leggerà «con tutte le condittioni di Governo Libero assolutamente, come si gode d'altri Prencipi in Italia, & in Germania»[34].

[31] ASLu, *Differenze* 84, cc. 214v-219v, 29 settembre 1699.

[32] Cfr. ASLu, *Consiglio* 398, pp. 599-603, 6 ottobre 1699.

[33] *Ibidem*. La sottolineatura dell'equiparazione dei diplomatici lucchesi a quelli ducali stava particolarmente a cuore alla Repubblica perché talvolta la prerogativa era stata (e sarà) messa in dubbio. Per prudenza, non si ritiene invece opportuno spedire al Leti una seconda memoria preparata dall'Offizio con le notizie sull'ordinamento politico, la collocazione geografica, la situazione economica e quella militare della Repubblica (ASLu, *Differenze* 84, cc. 214v-219v, 29 settembre 1699). Questo secondo testo mirava a fornire al poligrafo i dati per correggere le informazioni imprecise o errate inserite in testi precedenti; si allude alle opere di G. LETI, *Italia regnante*, Geneva, appresso Guglielmo, e Pietro de la Pietra, 1675 (che tratta di Lucca alle pp. 255 e 341-342 della Prima parte e, più estesamente, alle pp. 177-194 della Seconda parte) e *Raguagli historici e politici delle virtù*, Amsterdam, appresso Teodoro Boeteman, 1699 (pp. 115 e 133-135).

[34] Cfr. ASLu, *Differenze* 84, cc. 260v-261r, 4 dicembre 1699; G. LETI, *Vita di Carlo V*, cit., p. 399.

Essendo i privilegi concessione personale dell'imperatore, che non può intaccare le prerogative dell'Impero rendendoli perpetui, la loro efficacia cessa con la morte del concedente. Con Carlo V ha dunque origine la prassi dell'invio da parte della Repubblica di due ambasciatori a ogni nuovo imperatore, a poca distanza dalla sua elezione, con il compito di congratularsi e implorare, appunto, la «confermazione dei nostri privilegi»[35]. È una prassi complessa e costosa per la suntuosità del cerimoniale, alla quale Lucca tenterà qualche volta, ma senza successo, di sottrarsi. Da Ferdinando I a Francesco II si registra un'unica eccezione: quel Carlo VII che interrompe per breve tempo la successione asburgica. Ma si tratta, davvero, di un'eccezione – nel clima drammatico della guerra di Successione austriaca – che la Repubblica sente il dovere di giustificare e che viene sanata dalla cancelleria di Francesco I esigendo una doppia tassa di segreteria per il rilascio del nuovo privilegio, con la motivazione che «la stessa cancelleria, e l'elettore di Magonza, cancelliere dell'Impero, sono sempre li stessi, benché varino l'imperatori»[36]. E sempre la stessa, fino al 1792, è la formula con la quale la Repubblica chiede il privilegio:

«Sacra Cesarea Maestà,
La Repubblica di Lucca, humilissima e devotissima serva di Vostra Maestà Cesarea, la supplica a confermarli li medesimi provilegij già concessi dalli augustissimi imperatori suoi predecessori, che ne rimarrà con infinita obligazione, e corrisponderà con i suoi humilissimi ossequij a Vostra Maestà Cesarea a quelle grazie che dall'imperial sua benignità le verranno conferite, come ha sempre fatto con tutti gl'altri augustissimi imperatori, e pregherà l'Altissimo Iddio per ogni maggiore esaltazione e felicità della Maestà Vostra, e le fa humilissima reverenza»[37].

Una formulazione, dunque, assai generica e non particolarmente impegnativa per la Repubblica, che peraltro, dopo i 15 mila ducati donati a Carlo V, si vede confermati i privilegi da tutti i successivi imperatori a titolo gratuito (anche se, prudenzialmente, almeno fino al 1620 gli ambasciatori

[35] I documenti originali in pergamena si conservano nel *Diplomatico*, mentre in copia si leggono nel fondo *Capitoli* dell'ASLu. Il diploma rilasciato da Ferdinando I è datato Vienna, 17 maggio 1558 (ASLu, *Capitoli* 45, pp. 3-6, 11-16, 21-23); seguono quelli concessi da: Massimiliano II, Vienna, 14 agosto 1564 (*Capitoli* 45, pp. 85-90, 95-98, 103-105); Rodolfo II, Bratislava, 7 giugno 1577 (*Anziani* 46, pp. 6-8, 15-24); Mattia, Vienna, 22 dicembre 1612 (*Anziani* 46, pp. 419-431, 437-443); Ferdinando II, Vienna, 11 giugno 1620 (*Capitoli* 47, pp. 83-94, 137-140, 141-146, 149-150); Ferdinando III, Vienna, 3 agosto 1637 (*Capitoli* 47, pp. 173-188). In seguito i diplomi imperiali non vengono più trascritti.

[36] ASLu, *Differenze* 219, n. 90, Lettera di Carlo Mansi e Francesco Bernardini, Vienna 15 maggio 1747.

[37] ASLu, *Anziani* 615, Istruzioni per gli ambasciatori Ferrante Sbarra Franciotti e Cristoforo Boccella, 5 ottobre 1792. In forma identica la formula si trova anche riportata nelle istruzioni per Alessandro Guinigi (ASLu, *Anziani* 613, 14 agosto 1713).

inviati alla corte asburgica portano con sé una lettera di cambio di 15 mila scudi)[38]. Mentre un migliaio di scudi sono più che sufficienti per i diritti di segreteria, le mance ai giovani copisti e qualche mirato regalo a ministri e personaggi di corte e di cancelleria, prassi necessaria in un ambiente tanto venale per «aiutare la facile speditione dei negotij»[39]. In occasione dell'udienza ufficiale, le mance da lasciare sono cospicue e ripartite secondo un'articolata piramide gerarchica[40]. Regali – spesso i preziosi damaschi, orgoglio della seteria lucchese, ma anche vini, «acqua odorifera», cedrini e arance candite – gli ambasciatori lucchesi sono soliti presentare anche alle imperatrici e alle arciduchesse[41].

[38] «Habbiamo ottenuto da 4 imperatori predecessori a questo la confermatione de nostri privilegij senza che sia occorso donare alcuna quantità di denaro a Sua Maestà ... Ma quando ritrovassi risolutione ferma in quei ministri di volere denari e che qualsivoglia offizio da voi fatto non fosse stato bastante a rimuoverli da tal pensiero, non lascierete di pigliare ancora in questo caso la confermatione de privilegij, pagandoli quella minor quantità di danaro che voi potrete, e a questo effetto vi si consegna una lettera di cambio di scudi 15 mila, come fu consegnata alli ambasciatori che si mandarono a Matthias, sicurissimi che non ve ne prevarrete se non in caso di mera necessità» (ASLu, *Anziani* 604, Istruzioni per gli ambasciatori Paolo Mansi e Cesare Burlamacchi, 13 aprile 1620).

[39] «Et havendo inteso che a quella [corte] possa aiutare la facile speditione de i negotij il fare qualche presente a alcuno di quei ministri principali, habbiamo voluto dare a Vostra Signoria la medesima comodità, quale demmo ai predetti ambasciatori mandati a Matthias, quale fu di poter presentare quei ministri principali ... fino alla somma di scudi mille» (*ibidem*). Un rendiconto dettagliato di queste spese lo troviamo nella relazione di Giovanni Spada e Tolomeo dal Portico, datata 5 marzo 1660: della «poliza di scudi mille ... ci sono stati pagati in Vienna dal mercante solamente tallari 1176, che ridotti a nostra moneta sono scudi 945 in circa, de' quali habbiamo speso tallari 550 di questa moneta (scudi 442 in circa) ne i dritti ordinarij del palazzo e della cancelleria in levare i privilegij, in riconoscere le fatiche de' giovani, che hanno collazionato, copiato e portato i medesimi privilegij, in regalo di molti ungari al segretario Valderode, et in altre mancie date per la pronta speditione de' suddetti privilegij, essendosi faticato anche ne' giorni del SS. Natale, sì che restano in nostra mano tallari 826 di questa moneta (scudi 503). Li restituiremo» (ASLu, *Anziani* 610).

[40] L'elenco dettagliato delle mance elargite nel 1715 dopo la prima udienza è riportato in R. SABBATINI, *L'occhio dell'ambasciatore*, cit., p. 221. L'usanza viennese prevedeva inoltre una copiosa distribuzione di mance anche per capodanno, costume che si preoccupano di rispettare gli ambasciatori a Giuseppe I, che da Vienna ripartono proprio il 1° gennaio: «Per togliere fra tanto ogn'occasione di ciarle, stimammo proprio, prima della nostra partenza, replicare le mancie in Corte, già che il primo giorno dell'anno da i ministri e Prencipi si sogliono distribuire, anticipando in tal forma questa cortesia» (ASLu, *Anziani* Relazione di Ferrante Cittadella e Carl'Antonio Marchiò, 28 febbraio 1706).

[41] Per questi aspetti rinvio a R. SABBATINI, *L'occhio dell'ambasciatore*, cit., in particolare al capitolo «Vienna: la corte, la città, la vita», pp. 209-228.

La dipendenza di Lucca dall'Impero, rivendicata dalla stessa Repubblica come richiesta di protezione, va smarrendo col passare dei secoli i suoi contenuti specifici. E tuttavia i governanti lucchesi sentono l'esigenza di attenuare la sudditanza e rendere più decoroso e onorevole il rapporto anche da un punto di vista formale. Ne è efficace testimonianza il dibattito che si sviluppa in occasione della messa a punto delle istruzioni da consegnare a Paolo Mansi e Cesare Burlamacchi, che nella primavera 1620 si recano a congratulare Ferdinando II[42]. Dopo lunghe discussioni si conclude che la soluzione migliore è chiedere il rinnovo dei privilegi «nel modo che si è fatto altre volte», perché non è interesse della Repubblica «innovare cosa alcuna intorno a essi». E ciò – si argomenta – per tre ragioni. La prima è che in passato il governo lucchese ha sostenuto «che le clausole contenute in detti privilegi non pregiudichino alla sua libertà», per cui chiederne la variazione significherebbe confessare una limitazione di potere finora negata. In secondo luogo, «perché, riservandosi per queste clausole ragioni all'Imperio, sarebbe difficilissimo e forse impossibile che l'imperatore, in pregiudizio del medesimo, volesse moderarle o riformarle». Non è, infine, conveniente per la Repubblica attaccar lite «avanti l'imperatore ... sopra il titolo della sua libertà», nella pesante congiuntura internazionale che segna l'avvio della guerra dei Trent'anni. Né, peraltro, possono i lucchesi evitare di chiedere la conferma dei consueti privilegi «senza disgustarsi grandemente il presente imperatore». L'unica soluzione praticabile rimane, dunque, quella di lasciar tutto come è sempre stato.

Tra le variazioni auspicate dalla Repubblica vi era il termine utilizzato dalla cancelleria imperiale per designare i diplomatici lucchesi: «Ablegati», invece del più onorevole «Oratores». La questione viene risolta di fatto, più che in linea di diritto: i passaporti rilasciati da Giuseppe I ai due ambasciatori venuti per le congratulazioni e la conferma del privilegio recano l'appellativo di «Oratores»[43] e sono conservati dagli uffici lucchesi come un inequivocabile precedente cui appellarsi in caso

[42] ASLu, *Anziani* 604, 13 aprile 1620.

[43] ASLu, *Anziani* 612, Relazione degli ambasciatori Ferrante Cittadella e Carl'Antonio Marchiò, 28 febbraio 1706. Agli ambasciatori Nicolao Gigli e Alessandro Guinigi, assieme alle istruzioni, l'Offizio consegna ben «tre procure authentiche per la conferma de privilegij. Una conforme il solito. L'altra col titolo d'*oratores* in vece d'*ablegati*. La terza riformata anche in qualche parte, dove si dice *Populi, et Comuni Lucensi*, della quale però non si varranno, se non ne riceveranno prima l'ordine di qui, facendosene memoriale all'Eccellentissimo Consiglio per attendere il suo consenso» (ASLu, *Anziani* 613, 20 settembre 1715).

di contestazione del titolo[44]. Ma assai più importante era l'altro ritocco auspicato: nell'indirizzo del privilegio, in luogo del tradizionale *Vexillifero Populoque*, che richiamava l'origine popolare della repubblica aristocratica, gli Anziani vorrebbero leggere «le parole *Vexillifero populi*, o *Civitatis Lucensis*, oppure *Reipublicae*»[45]. Questo non lo otterranno mai; ma c'era chi si chiedeva se davvero fosse così essenziale o se non fungesse da giustificazione l'esercizio stesso del potere, senza bisogno di traumatiche «innovazioni». È la posizione degli ambasciatori Carlo Mansi e Francesco Bernardini che, al termine della missione del 1747, nel vantare l'efficacia delle «gratificazioni» offerte ai ministri con stile e riservatezza, concludono:

«Per questa stessa strada si è da noi tentato che nelle lettere alla Repubblica si togliesse il *Populoque*; ma si è trovato che sarebbe ciò forse riuscito, ma mediante un considerabile sborso alla cassa segreta dell'imperatore, come si usa in tutte le nuove concessioni, quale consideravano questa; il che né era in nostro arbitrio, né lo crediamo di servizio pubblico, quasi che avessemo bisogno di questa variazione per autenticare dei titoli che rendano abbastanza certo il possesso di più secoli»[46].

[44] Ma ancora trenta anni più tardi, nelle istruzioni consegnate a Francesco Bernardini e Carlo Mansi, l'Offizio scriveva: «In occasione dell'imbasciata del 1715, approvò l'Eccellentissimo Consiglio alli 29 ottobre di detto anno, che fossero consegnate all'ambasciatori tre procure, una interamente secondo lo stile antico col termine *Ablegati*, l'altra come *Oratores Populi*, e la terza come *Oratores Reipublicae*. Non occorse per altro alli detti ambasciatori di valersi d'alcuna delle dette sorti di procura, avendo senza di esse ottenuti i Diplomi imperiali ... [con] maggior publico decoro ... Per il che stimiamo che neppure voi dobbiate esibire per ottenere la suddetta conferma alcuno instrumento di procura, fondandovi sull'esempio de' vostri predecessori». Per prudenza e per evitare le lungaggini postali, agli ambasciatori vengono comunque consegnate le procure del secondo e terzo tipo (ASLu, *Anziani* 634, pp. 299-304, 16 dicembre 1746).

[45] «Se riusciste di far figurare nel diploma la nuova formula – si legge nelle istruzioni a Mansi e Bernardini – sareste sicuri di rendere all'Eccellentissimo Consiglio una satisfazione, che ha più volte inutilmente desiderato» (*ibidem*). Un inutile tentativo in tal senso era stato messo in opera da Alessandro Guinigi, con il potente aiuto del consigliere aulico Tucci, nel 1714-1715. Guinigi chiede all'Offizio della differenze di far «diligenza di vedere se in codesta cancelleria si trovi l'originale di una lettera scritta alla Republica dall'imperatore Carlo V, pare a me il 1529, dalla città d'Alessandria per darle parte di haverla compresa in un trattato di Lega fatto con altri Prencipi; di questo ho veduta copia in un libro che contiene l'istoria delle cose antiche della Republica, e si conserva nella libraria de' PP. di S. Romano. L'indirizzo della detta lettera mi pare che sia concepito nella forma che si vorrebbe, onde con mostrarsi o l'originale o la copia autentica della medesima s'haverebbe naturalmente motivo di rinnovar l'instanza». E nel memoriale presentato alla cancelleria imperiale fa notare come il riferimento al «Popolo» «pare non convenire dove il governo è intieramente aristocratico» (ASLu, *Differenze* 193, n. 395, Lettera di Alessandro Guinigi, Vienna, 26 dicembre 1714).

[46] ASLu, *Differenze* 219, n. 90, Lettera di Carlo Mansi e Francesco Bernardini da Vienna, 15 maggio 1747. La lunga missiva, alla quale è allegata anche una copia del cerimoniale

Avere buoni rapporti con chi governa Milano, è questa l'esplicita filosofia alla quale Lucca impronta la propria politica estera[47]. Dopo l'abdicazione di Carlo V e la pace di Cateau Cambresis, la potenza di riferimento della Repubblica è senza dubbio la Spagna. Certo, a ogni elezione imperiale Lucca inviava due suoi ambasciatori alla corte asburgica, e a Vienna o a Praga ricorreva in occasione di controversie (e vere e proprie guerre) come quella con Modena per la Garfagnana. Ma perfino in quelle occasioni è all'ambasciatore di Spagna che le istruzioni fornite dagli Anziani invitano a rivolgersi i propri diplomatici per un consiglio, un aiuto o per trarne esempio di comportamento nelle più delicate e impreviste situazioni di corte[48]: insomma, come si dice nell'istruzione consegnata all'inviato a

dell'udienza conforme alla registrazione sui libri della cancelleria dell'Impero, funge evidentemente da relazione finale, mai formalmente presentata senza che dall'Offizio giunga agli ambasciatori un richiamo agli obblighi di legge.

[47] In particolare nella prima metà del Seicento, sono molto frequenti le missioni diplomatiche lucchesi presso il Governatore di Milano: la raccolta di A. PELLEGRINI, *Relazioni inedite*, cit., propone gli stralci di ben sedici relazioni, mentre solo quattro sono quelle schedate nella seconda metà del secolo. Un'autorevolezza verso la Repubblica ancora superiore a quella imperiale era rivendicata dagli stessi governatori di Milano, come conferma l'inversione delle precedenze pretesa nel 1666. In occasione del passaggio da Milano di Margherita Maria Teresa, la figlia di Filippo IV che andava in sposa all'imperatore Leopoldo, l'inviato lucchese riferisce che il presidente del Senato gli fece pressione per l'udienza del Governatore, «al che io resposi che ero pronto a fare quanto Sua Signoria Illustrissima mi diceva, ma che non sapevo come potesse stare di dover fare questa visita prima di reverire la Maestà dell'Imperatrice. Al che esso mi respuose: 'Signor Ambasciatore, la visita di Sua Maestà è una pura ceremonia, e Sua Eccellenza più volte mi ha detto che vuol sapere la sua venuta, perché vuol vederla subbito che si poni; – soggiungendomi – è bene valersi di questa cortesia, perché questo è il canale (per usare le sue parole proprie) per il quale devon passare tutte le negotiationi di questa ambasciata'» (ASLu, *Anziani* 631, Relazione di Francesco Palma, 17 ottobre 1666, p. 247). Ma Milano rappresenta anche il collegamento coll'Impero, come farà notare Francesco Tucci quando affermerà – come vedremo – che «li re di Spagna hanno protetto [Lucca] non come tali, ma come austriaci confederati e feudatari dell'imperio per il ducato di Milano» (ASLu, *Differenze* 190, n. 185, Lettera di Francesco Tucci da Roma, 26 agosto 1702).

[48] «Visiterete ancora il nunzio di Sua Santità, il signor ambasciatore cattolico et altri principi et personaggi che vi parrà a proposito ... passate con tutti li proporzionati complimenti, ma particolarmente col signor ambasciatore di Spagna, al quale renderete infinite gratie delli continui favori che ha fatto alla Republica nostra, di che siamo stati molto bene ragguagliati in ogni tempo» (ASLu, *Anziani* 626, Istruzioni per gli ambasciatori Alessandro Garzoni e Francesco Tegrimi, 1612). «In particolare al signor ambasciatore cattolico remostrate pienamente la grandissima confidenza che la republica tiene in lui, et la stima grande che fa della sua protettione. Al quale ambasciatore haverete da ricorrere in tutte le occorrenze» (ASLu, *Anziani* 626, Istruzione a Marzio Arnolfini inviato alla corte imperiale, 27 aprile 1618). E gli esempi potrebbero moltiplicarsi citando le istruzioni del 1620 (*Anziani* 604), del 1626 (*Anziani* 628) e così via.

Vienna nel 1663, l'ambasciatore Cattolico «residente a quella corte ha da essere la vostra tramontana in tutto il tempo che vi tratterrete in quel luogo». Al diplomatico spagnolo l'inviato lucchese dovrà esternare «la gran confidenza che ha la Republica nella Maestà Cattolica per l'antica protetione della quale è stata sempre favorita»[49]. Nella seconda metà del Cinquecento e per l'intero Seicento Lucca è dunque in primo luogo spagnola e poi imperiale, e questo senza alcuna contraddizione, essendo entrambi – come abbiamo sottolineato in apertura – grandi rami del medesimo albero di casa d'Austria[50].

Il modo, sofferto e contraddittorio, col quale la Repubblica vive i riflessi della guerra di successione spagnola, che divide definitivamente i suoi due protettori, meriterebbe un'indagine approfondita; qui mi limito a ricostruire la fase iniziale, che ha come uno dei principali protagonisti un personaggio sul quale non si è finora soffermata l'attenzione degli storici: il consigliere aulico di origine lucchese Francesco Tucci. Figlio di Pietro e di Dorotea Baschi, era nato a Lucca nel 1638[51]; laureato a Pisa *in utroque iure* nel 1666, fu poi chiamato in curia a Roma, dove venne nominato protonotario apostolico e assegnato come auditore di nunziatura al futuro cardinale Francesco Buonvisi, nunzio a Colonia, poi in Polonia e infine a Vienna[52]. Alla scuola del grande porporato – al quale solo l'avversione francese prima, e poi la morte impedirono l'ascesa al

[49] ASLu, *Anziani* 631, Istruzione a Giovanni Claudio Buonvisi, 16 novembre 1663.

[50] Il senatore Filippo de Giusti introduceva il discorso funebre per Carlo II nella cerimonia ufficiale organizzata dalla Repubblica nella cattedrale di Lucca il 29 dicembre 1700 con queste parole: «Doverei illustrare il principio del mio ragionamento con le glorie immortali dell'augustissima austriaca descendenza, chiaro e luminoso emisfero del nostro Sole eclissato. Potrei, nol nego, ridire che questa nobilissima pianta, feconda produttrice di Monarchi e di Cesari ... Potrei rammentare che ... vide fiorire gl'allori cesarei su la fronte di Ridolfo conte di Haspurgh, da cui collocata nel soglio imperiale, per longa non interrotta serie di lustri ha veduto a' gloriosi suoi figli coronate le tempie della fronda immortale dei Cesari» (F. DE GIUSTI, *Orazione funebre nelle publiche esequie della Sacra Cattolica Reale Maestà di Carlo II monarca delle Spagne* ..., In Lucca, per Domenico Ciuffetti, 1701, pp. 2-3).

[51] Fu battezzato in San Frediano il 4 ottobre. Il fratello Giuseppe (1623-1700) cura gli aspetti economici e politici della famiglia, giungendo alla massima carica di gonfaloniere nel 1685; mentre il fratello Girolamo (1621-1697) è sacerdote, pievano di Segromigno nella campagna lucchese, le cosiddette Sei miglia (Biblioteca Statale di Lucca, mss 1136 per l'albero della famiglia e 1137, pp. 157-166).

[52] Cfr. C. LUCCHESINI, *Della storia letteraria del ducato lucchese*, in *Memorie e documenti per servire all'istoria del ducato di Lucca*, tomo 10, Lucca 1831, pp. 344-346.

soglio papale[53] – Tucci si mette rapidamente in luce e nel 1675, quando il Buonvisi prende possesso della nunziatura di Vienna, rimane come internunzio a Varsavia[54]. Giunto a Vienna agli inizi degli anni Ottanta[55], dieci anni più tardi è chiamato dall'imperatore Leopoldo a far parte del Consiglio aulico[56], e sarà lui ad accompagnare al conclave del novembre 1700, dal quale uscirà Clemente XI, il neo cardinale Lamberg[57].

Francesco Tucci è l'autore di quell'anonimo *Spartimento del favoloso leone*[58], che rappresenta l'apice della riflessione politico-giuridica del

[53] È lo stesso Tucci che vi accenna: «Devo condolermi anche con Vostra Signoria Illustrissima per la perdita che la nostra patria ha fatto d'un cardinale tanto rinomato e stimato com'era l'eminentissimo Buonvisi, morto nel punto che secondo l'apparenza haverebbe, vivendo, accresciuta ancor e fondatamente la sua gran fama ...» (ASLu, *Differenze* 188, n. 166, Lettera del consigliere Tucci, Vienna, 18 settembre 1700).

[54] Cfr. *Inventario del R. Archivio di Stato in Lucca*, V: E. LAZZARESCHI (ed), *Archivi gentilizi*, Pescia (Pistoia) 1946, p. 103.

[55] Cfr. ASLu, *Archivio Buonvisi, parte seconda* 44, n. 89, Lettera di Francesco Tucci, Vienna, 9 giugno 1681.

[56] Secondo Lucchesini, che aveva avuto modo di consultare memorie della famiglia Tucci, la nomina a consigliere aulico non è posteriore al 1693 (C. LUCCHESINI, *Della storia letteraria*, cit., p. 344).

[57] Johannes Philipp von Lamberg (1652-1712) era stato nominato cardinale da Innocenzo XII nel concistoro del 21 giugno 1700. Dopo aver studiato a Passau e a Vienna, si era laureato in *utroque iure* all'Università di Siena nel 1673; fu attivo nella guerra contro il Turco, apprezzato diplomatico in Polonia e ascoltato consigliere di Leopoldo I, Giuseppe I e Carlo VI (cfr. *Hierarchia catholica* ... per CONRADUM EUBEL, 5, *A pontificatu Clememtis pp. 9. (1667) usque ad pontificatum Benedicti pp. 13. (1730)*, per REMIGIUM RITZLER et PIRMINUM SEFRIN, Patavii 1952, *ad vocem*).

[58] *Lo spartimento del favoloso leone, verificato dal re di Francia nella divisione della monarchia di Spagna*, A Colonia, 1700; *Lo spartimento del favoloso leone verificato dal re di Francia nell'intrusione del Duca d'Angiò alla corona di Spagna, con il giusto diritto dell'Imperadore, e della sua Casa a questa corona. Parte seconda*, A Colonia, 1701. Per l'attribuzione dell'opera a Tucci, già sostenuta da LUCCHESINI, *Della storia letteraria*, cit., p. 344, cfr. G. MELZI, *Dizionario di opere anonime e pseudonime* ..., Milano 1848-1859, III, p. 85. La data di Colonia è ritenuta falsa e in alcune schedature bibliografiche si ipotizza che l'opera (in-4°) sia uscita da una tipografia italiana; in questo caso, Roma sarebbe una buona candidata, visto che l'autore vi soggiorna dal novembre 1700 a tutto il 1702, ad esclusione di un paio di mesi trascorsi a Lucca nella primavera 1701 (cfr. ASLu, *Consiglio* 400). Occorre comunque segnalare l'esistenza di una contemporanea edizione in tedesco in-8°: *Die Vertheilung deß fabelhafften Löwens, wahrgemacht von dem König in Franckreich in der Eintringung deß Hertzogs von Anjou zu der Cron von Spanien. Und die Gerechtigkeit deß Rechts des Kaysers u. seines Hauses zu dieser Cron*, Cölln 1701. Lucchesini affermava di possedere «l'ultima traduzione stampata a Colonia il 1703, in 8., che è molto accresciuta qua e là, ed ha inoltre due nuovi capitoli» e faceva menzione di traduzioni dello *Spartimento* in spagnolo e francese (*Della storia letteraria*, cit., p. 345 nota).

partito filoasburgico nei mesi precedenti e successivi alla morte di Carlo II[59], nonché della *Osservazione theologica, giuridica e politica,* che qualche anno dopo replica alla pubblicistica filoborbonica[60]. Anche se nelle carte ufficiali lucchesi di questa duplice paternità non si trova cenno, non occorre ricorrere a congetture per affermare che la Repubblica vedeva in lui – come già aveva visto nella figura del cardinale Buonvisi – il suo principale difensore e consigliere presso la corte imperiale. Il fitto scambio epistolare con i governanti lucchesi, prima da Vienna e poi da Roma, se fa del Tucci il maggior interlocutore, non cancella tuttavia l'esigenza della Repubblica di tenere in conto anche le ragioni della Francia. Lo ricorda all'Offizio e al Senato, con forte preoccupazione e partecipazione emotiva, l'inviato a Parigi Francesco Burlamacchi:

«... qual apparenza vi puol esser mai, independentemente ancora dall'interesse della Francia, che una Republica così savia, e che tanto ama la sua libertà habbia voluto met-

[59] Il cambio di prospettiva, nel mantenimento dello spauracchio della «monarchia universale» della Francia, si coglie molto bene nei due avvertimenti (del 1700 e del 1701) dello «Stampatore a chi legge». «La pericolosa malatia del Re Cattolico avea sospesa l'impressione di questo libro, giudicandosi, che se questo principe fosse venuto a morire, il male, che doveva risultare della divisione de' suoi Stati (e che si voleva prevenire) sarebbe stato senza rimedio. L'Autore chiaramente vi dimostra, che il grand'affare della successione non è un negozio particolare fra l'Imperadore, ed il Re di Francia, ma un fatto, che interessa essenzialissimamente tutta l'Europa, e da cui dipende, o la di lei schiavitù, o la di lei libertà, che per la conservazione della monarchia di Spagna nella persona dell'arciduca Carlo, che vi ha tutte le ragioni, si può unicamente sperare di ristabilire l'equilibrio divenuto così necessario contro la Francia; e che la divisione, tal qual'ella possa essere, e quand'anche la Francia non ne profittasse né pure un palmo di terra, basterebbe per sollevarla senza verun contrasto alla Monarchia universale» (*Lo spartimento*, 1700, cit., pp. 3-4). «Sarebbe più presto comparsa alla luce questa Seconda Parte, se le frequenti indisposizioni dell'Autore non lo avessero impedito. Egli ha fatto vedere nella prima le perniziose conseguenze del Trattato della divisione, e in questa si appiglierà a far conoscere quelle dell'intrusione del Duca d'Angiò alla corona di Spagna. Non rimane più altro, che vedere, se la Francia, che si sforza di stabilire questa intrusione con li medesimi artifizii, de' quali si è servita a stabilire la divisione, haverà ancora la fortuna di riuscirvi. Se questo è, non vi sarà più alcuna difficoltà per la Monarchia Universale, che sarà l'inevitabile effetto dell'intrusione. Questo importante affare deve decidere della sorte d'Europa, e oggi mai si trova nella sua crisi: egli è d'uopo prevenire l'unione della monarchia di Spagna a quella di Francia nella Casa di Borbone, o risolvere di sottomettersi volontariamente, e presto al giogo di questa, per tema di non lo rendere più pesante con la resistenza» (*Lo spartimento*, 1701, cit., p. 3).

[60] *Osservazione theologica, giuridica e politica, contra le asserzione del P. Schiara, e di altri scrittori parziali di Francia, nella quale si prova la validità, e giustizia della lega imperiale con alcuni prencipi acattolici, il jus incontrastabile del re cattolico Carlo Terzo alla monarchia di Spagna, e feudo di Napoli, ancor fuori degl'inviolabili patti, e rinunzie, e l'obbligo degli ecclesiastici a cooperare con ogni zelo per la giustizia*, A Verona, Nella stamperia della Verità, 1705 [indicazioni di stampa, a parte la data, con ogni evidenza fittizie].

terla tutta in una volta nelle mani dell'imperatore, e habbia voluto rendere il suo paese la sede della guerra, e il teatro odioso a tutta l'Italia delle antiche pretensioni dell'imperio sopra la comune libertà ... Spero quanto prima una riga di risposta la quale mi faccia costar chiaro che la Republica non si sia scordata di se medesima con mettere nell'altrui mani la sua libertà e tutto il suo stato per incorrere nell'odio di un monarca, che la distruggerebbe intieramente e che potrebbe d'un oggetto d'invidia qual è presentemente, renderla facilissimamente un oggetto di compassione. Cotesti signori dunque pensino con tutta serietà a fare tutto quello che sarà necessario per non incorrere nell'odio d'un gran Prencipe dal quale può dependere la loro fortuna e la loro disgrazia»[61].

Alle rimostranze francesi e all'accorato appello del proprio inviato il Consiglio generale replica immediatamente rivendicando la particolare filosofia della neutralità amichevole, che guida la politica estera lucchese:

«Per verità, non solo questa Republica non ha havuto trattati con l'imperatore, o suoi ministri, per ricevere truppe in questa città, e suo Stato, ma né meno sentito motivare, e promuoere imaginabilmente verun discorso in tal proposito, troppo repugnante a quella massima che ha sempre osservato per la sua conservazione, quale è stato et è e sarà sempre di non far passo alcuno che possa disgustare Sua Maestà Christianissima et il glorioso regnante Filippo V Re delle Spagne, successore d'una corona, dalla quale riconosce questa Republica la sua sussistenza, in conformità di che non si è ommesso per questa parte, all'arrivo in Napoli di Sua Maestà Cattolica, di spedirvi due ambasciatori per tributarli i publici ossequii»[62].

Negli stessi giorni Tucci scriveva da Roma una lunga lettera, nella quale riprendeva i temi affrontati nello *Spartimento*, con un ampio squarcio storico-politico sulle strategie della Francia, a partire dal 1670, verso «la monarchia universale». La conclusione era un'accalorata e articolata perorazione della necessità per la Repubblica di tener fede alla sua secolare politica filoimperiale, una perorazione tanto appassionata proprio perché percepiva le difficoltà oggettive e gli sbandamenti politici della sua patria, il cui amore prepone a quello per l'imperatore:

«Tutte queste particolarità a qualcheduno parranno sospette per essere io impiegato e stipendiato dall'Imperatore, e però non me n'offenderò, ma solamente prego che in vece di trascurarle subito assolutamente s'informino bene se le cose di fatto siano vere,

[61] ASLu, *Differenze* 190, n. 151, Lettera di Francesco Burlamacchi da Parigi, 4 agosto 1702.

[62] ASLu, *Anziani* 632, Lettera a Francesco Burlamacchi a Parigi, 23 agosto 1702, pp. 525-527. A questa parte «ostensibile», si aggiunge una «instruzzione segreta» nella quale si chiariscono i contorni della visita a Lucca dell'ambasciatore Lamberg e si riferisce che il suo accompagnatore, marchese del Vasto, «non essendo stato riconosciuto col carattere che lui pretendeva, né havendo ricevuto alcun trattamento, dopo tre giorni ne partì poco gustato facendo la strada delle Alpi verso Modena» (*ibidem*, p. 529). Occorre ricordare – lo si è notato poco sopra – che lo stesso episodio era guardato con altra ottica nella lettera di scuse che il «trattenitore» Santini aveva fatto recapitare al marchese per il tramite dell'ambasciatore Lamberg.

et i ratiocinii siano probabili, poiché il loro valore e forza non depende dalla bocca o d'una persona o d'un'altra. Per servir l'Imperatore non direi mai né men una parola che potesse nuocere alla patria, tanto più che so desiderarsi dall'Imperatore la felicità di Lucca al pari d'ogni buon lucchese; e quando ho detto parer più sicuro lo star uniti con l'Imperatore, ho havuto i motivi che Lucca ha ottenuta la libertà in parte per denaro, e più per grazia de gl'imperatori; si conserva intieramente libera con esser imperiale, tenuta tale da tutti a segno che anche un'operetta francese stampata in Parigi del 1693 dice che Lucca si conserva libera per la protezion dell'imperatore; né ciò dice senza fondamento, poiché si suol prendere da ogni nuovo imperatore la confermazion de' privilegi, o diplomi già conceduti ... E li re di Spagna hanno protetto non come tali, ma come austriaci confederati e feudatari dell'imperio per il ducato di Milano, concedutoli con investiture che impongono di mantener le ragioni dell'imperio per la pace d'Italia, e tutto ciò che appartiene al commodo e benefizio dell'imperio; come nelle differenze con Modana, ha giovato la protezion cesarea, et il cardinale Buonvisi di felice memoria mentre era Nunzio in Vienna hebbe in una lettera alli Eccellentissimi Signori occasion di rappresentare che la patria non havendo forze da mantenersi per se stessa, come Venezia o Genova, havesse bisogno di appoggio, e meglior non esservi dell'imperatore, perché per le sue capitolazioni con l'imperio giurate e per l'attenzione e interesse di tutti gli Stati dell'imperio e suoi patrimoniali non può mai cominciar a voler togliere o diminuire privilegi o possessi e consuetudini; ma ogn'altro re assoluto che prendi in protezzione, fa poi liberamente quanto li piace. So che la cognizione e prudenza di cotesti Signori non ha bisogno di miei reflessi accennati solo per mai giustificazione»[63].

Nella primavera 1702, «grandissima apprensione» crea il passaggio da Lucca del fratello del cardinale, Leopold Joseph, conte di Lamberg (1653-1706), ambasciatore cesareo a Roma, per il fatto che egli ha come accompagnatore il marchese del Vasto, «quale si ritrova in disgrazia di Sua Maestà cattolica et anche del re di Francia»; anche se poi la grande abilità di Agostino Santini, destinato dal Consiglio generale per suo «trattenitore», riuscirà a convincere il diplomatico della necessità per la Repubblica di mantenersi prudentemente neutrale nello scontro per la successione spagnola[64]. Né meno ingombrante risultò il secondo passaggio lucchese dell'importante

[63] ASLu, *Differenze* 190, n. 185, Lettera di Francesco Tucci da Roma, 26 agosto 1702.

[64] Alle giustificazioni che il Santini adduceva per l'invio di ambasciatori lucchesi a Madrid e a Napoli, il Lamberg aveva risposto: «'Loro Signori hanno fatto bene', e discorrendo più volte della constituzione presente delli affari d'Italia, diceva che compativa a maggior segno i Prencipi di essa, correndo per loro una gran crisi, che havevano bisogno di governarsi con gran prudenza, perché non si poteva sapere quali accidenti fossero per succedere, et in favore di chi fosse per terminare la guerra». Anche se aggiungeva «che l'Imperatore suo signore teneva giusta confidenza di sperare nella giustizia della sua causa, et in conseguenza nella protezione di Dio» (ASLu, *Anziani* 632, Istruzione ad Agostino Santini, 19 maggio 1702, pp. 521-524; Relazione di Agostino Santini, 8 luglio 1702, pp. 767-777, qui p. 775). Sul personaggio, si rinvia alla relazione di F. POLLEROSS, *Bildnis und Politik. Der kaiserliche Botschafter Leopold Joseph von Lamberg in Rom (1700-5)*, presentata alla conferenza «The Holy Roman Empire / Das heilige römische Reich, 1495-1806», Oxford 30 agosto - 2 settembre 2006.

personaggio, nel settembre 1705. La richiesta di stampare in città una sua scrittura politica mise in allarme diversi Offizi, per il rischio di far torto alla Francia: la licenza fu negata, ma il *pamphlet* circolò ugualmente e l'occhiuto Magistrato dei Segretari decise di «non darsi per intesi» e si accontentò di constatare «che la carta si conosca essere di Roma»[65].

Ma saltiamo alle conclusioni della tormentata vicenda spagnola[66]. In un Consiglio generale congregato a metà agosto del 1713, a ridosso dei primi

[65] La trafila ebbe inizio di fronte all'Offizio sopra la giurisdizione: «Fu presentata ... dal libraro Ciuffetti una scrittura del sig. Ambasciatore cesareo, che desiderava si stampasse in questa città; et havendo loro Signori fatta reflessione, che detta scrittura conteneva qualche espressione contro ministri di Francia, e nepote del Papa, furono di sentimento che non potesse sottoscriversi, ma che più tosto dovesse farsi considerare dall'Offizio sopra le Differenze per quello che di ragione politica potesse farsi» (ASLu, *Offizio sopra la giurisdizione* 9, c. 96v, 24 settembre 1705). La stessa sera la pratica viene esaminata dai sei delle Differenze: «Furono di sentimento che da medesimi si rappresenti in voce all'Illustrissimo Magistrato che non è politica, né servizio publico che si stampi qui la detta scrittura, ma che l'Illustrissimo Magistrato consideri con la sua prudenza quei modi che possono essere più propri per rendere meno amareggiato che sia possibile il signor ambasciatore cesareo» (ASLu, *Differenze* 90, cc. 76v-77r, 24 settembre 1705, «giovedì sera»). Il giorno successivo l'ultima parola tocca al potente Magistrato: «Fecero venire avanti di loro Domenico Ciuffetti libbraro e li restituirono la detta scrittura ... incaricandolo di rappresentare a chi li facesse istanza di stamparla, che non può farlo senza le debite licenze; quando non si appaghino de i motivi e scuse già addotteli e che può addurli di nuovo di non haver comodità di huomini e di stampe per detto lavoro, e mentre li soggiunghino che procuri egli le oportune licenze, ne dia parte a loro signori; et in tanto procuri che ancora gl'altri stampatori della città, eccettuato il Venturini, col quale procureranno loro Signori, si contenghino nell'istessa conformità, come promesse di fare» (ASLu, *Magistrato dei Segretari* 17, cc. n.n., 25 settembre 1705). Pochi giorni dopo, però, i Segretari sono costretti a tornare sull'argomento: «Discorsero di certo libro stampato che si dice essere stato divolgato ancora per questa città, che contiene maldicenza della Francia, et havendo fatto qualche diligenza di sapere il preciso e da chi sia stato messo fuori, vennero in cognizione essere uscito dalla casa del signor ambasciatore cesareo, e non vedersi il luogo dove sia stato impresso, ben che la carta si conosca essere di Roma, e resolsero continuare le medesime diligenze per arrivarne meglio la verità, et intanto non darsi per intesi di tal particolare» (*ibidem*, 29 settembre 1705). Naturalmente, del libretto stampato alla macchia si sceglierà di non parlare più.

[66] Uno dei motivi di tormento era stato indubbiamente il saluto tributato in Milano a Carlo d'Asburgo durante il viaggio che lo portava all'incoronazione imperiale. Come già era avvenuto con le felicitazioni alla sua sposa (ASLu, *Anziani* 633, Istruzioni a Lelio Guinigi, giugno 1708), anche per lui il titolo è quello di «Maestà Cattolica» (ASLu, *Anziani* 633, Istruzioni a Giovanni Lando Diversi e Baldassarre Montecatini, 5 ottobre 1711). Il riconoscimento di Carlo III aveva però suscitato le ire di Filippo V, che con l'editto del 13 dicembre 1711 dichiara «incorse nell'indignazione di Sua Maestà Cattolica le Repubbliche di Genova, Venezia, e Lucca, et il serenissimo signor Duca di Parma» (ASLu, *Anziani* 633, Istruzioni a Carlo Orsucci, inviato alla corte di Spagna, 1713).

trattati di Utrecht, si decide la duplice contemporanea elezione di un inviato per la corte di Madrid e di uno per la corte di Vienna[67]. Mentre l'attenzione alla Spagna rientra nella tradizione, la novità della decisione riguarda l'Impero, verso il quale l'azione diplomatica era sempre stata occasionale; l'istruzione consegnata ad Alessandro Guinigi ne dà conto fin dall'esordio:

«Havendo l'Eccellentissimo Consiglio appreso poter molto conferire a suoi interessi il ritrovarsi alla corte di Vienna chi possa accudire a quelle incumbenze che di tempo in tempo li convenissero dare per suo servizio, e volendo nell'istesso tempo far apparire a Sua Maestà Cesarea sempre maggiori gl'atti della sua profonda divozione ...»[68].

Con il tipico stile lucchese, anche questa novità del residente presso la corte imperiale veniva attenuata dalla prudente decisione di considerare il Guinigi «in qualità di semplice gentilhuomo, ma con facoltà di prendere carattere d'inviato straordinario, quando ne conosciate il bisogno». Ma basterà al Guinigi l'incontro con il vecchio consigliere aulico Francesco Tucci (più defilato, ma sempre molto influente a corte)[69], per cogliere

[67] ASLu, *Anziani* 613, Relazione dell'Offizio sopra le differenze letta nel Consiglio del 14 agosto 1713. Alla corte di Madrid è destinato Carlo Orsucci. La preoccupazione di mantenere sullo stesso livello l'azione diplomatica nei confronti di Spagna e Impero continua a guidare le scelte dei governanti lucchesi anche a metà Settecento, come mostra l'elezione contestuale degli inviati Andrea Sbarra e Carlo Mansi (cfr. ASLu, *Consiglio* 419, pp. 121-133, 29 gennaio 1745: nella stessa seduta vengono eletti anche Lorenzo Diodati per la corte di Napoli e Giovan Battista Domenico Sardini per quella di Torino).

[68] ASLu, *Anziani* 613, Instruzione per il gentilhuomo per Vienna, 14 agosto 1713.

[69] L'istruzione era esplicita a questo proposito: «In tutti quei negozi, che dovete trattare haverete confidenza nella persona del signor consigliero Tucci, essendoci noto il suo affetto verso questa Republica, e la sua esperienza, e saggia condotta negli affari commessigli» (ASLu, *Anziani* 613, Instruzione per il gentilhuomo per Vienna, 14 agosto 1713). E nella relazione finale l'ambasciatore – che pure con Tucci ha avuto qualche dissapore su questioni politiche delicate, aperte da cittadini lucchesi che avevano trovato credito presso importanti personaggi di corte, in violazione delle leggi della Repubblica – non lesina gli elogi: «Il signor abbate Tucci, che è universalmente considerato con stima distinta acquistata da lui non solo con la propria virtù, e dottrina, ma con diversi maneggi appoggiati alla sua prudenza da quella corte, e dell'introduzione che li dà il suo credito con quel ministero, onde ha pienamente corrisposto al concetto che ha stabilito qui da longo tempo con tanti atti di servitù resa all'Eccellentissimo Consiglio d'essere un degnissimo cittadino, e pieno di zelo, et affetto per gli interessi della patria» (ASLu, *Anziani* 613, Relazione di Alessandro Guinigi Franciotti, 17 aprile 1716). Solo il declino fisico attenuerà la partecipazione del Tucci alle vicende della patria: «È disgrazia veramente che l'età avvanzata, e l'indisposizioni del consigliero Tucci, non li permettino ancora in questa congiuntura di potere fare comparire il suo zelo verso il servizio publico, nulla di meno però, quando lo crederete oportuno, potrete valervi del suo consiglio» (ASLu, *Anziani* 633, Istruzione per l'abate Giovanni Carlo Vanni, 3 ottobre 1719, p. 728).

tale bisogno[70]. Da questo momento, e per tutto il Settecento – pur con qualche soluzione di continuità –, la Repubblica avrà un proprio rappresentante diplomatico a Vienna: in genere un «inviato straordinario» residente; nelle udienze imperiali due ambasciatori con le «camerate» di accompagnamento; nei periodi di transizione tra un inviato e il suo successore rimarrà a Vienna un «Agente», che quasi sempre è colui che svolge la funzione di segretario degli inviati[71].

[70] ASLu, *Differenze* 193, n. 82, Lettera di Alessandro Guinigi, Vienna 21 marzo 1714. La sera stessa dell'arrivo a Vienna, il 18 marzo, avviene l'incontro col Tucci; al suo consiglio, il giorno successivo, si aggiunge anche quello dei connazionali abate Vanni, colonnello Orsetti e Frediano Ducci, segretario del conte Stella (cfr. ASLu, *Anziani* 613, Relazione di Alessandro Guinigi, 17 aprile 1716) .

[71] La nascita del piccolo Leopoldo Giovanni, destinato a vivere pochi mesi, è l'occasione per la Repubblica di approvare la missione, come inviato straordinario, di Agostino Santini (ASLu, *Anziani* 633, Istruzioni, 3 giugno 1716, pp. 711-718), che si fermerà a Vienna fino agli ultimi mesi del 1718, quando si risolve la lite con Massa (cfr. ASLu, *Differenze* 103, Lettera di Santini da Vienna, 2 novembre 1718). Gli succede l'abate Giovanni Carlo Vanni dal 1719 alla morte, che lo coglie in servizio nel 1735 (ASLu, *Anziani* 633, Istruzione all'abate Vanni, 3 ottobre 1719; ASLu, *Differenze* 215, n. 114, Lettera del cancelliere del Consiglio a Cesare Benedetto Pierotti, 1° luglio 1735: la comunicazione del Pierotti era partita da Vienna il 21 giugno). L'abate Pierotti, che era stato a lungo segretario del Vanni e lo sarà ancora con Carlo Mansi e col Sardini, provvisoriamente funge da agente (come di nuovo avverrà nei due anni di vacanza dell'inviato). Su Carlo Mansi, alla corte asburgica dal 1736 al 1743 e poi dal 1745 a tutto il 1748, rinvio a R. SABBATINI, *L'occhio dell'ambasciatore*, cit. Giovanni Battista Domenico Sardini, che conduce a Vienna anche la giovanissima moglie destinata a morire di lì a poco, risiede presso la corte imperiale dal 1751 al 1759 (ASLu, *Consiglio* 421, Elezione del Sardini, 11 dicembre 1750, e Istruzione, 4 gennaio 1751). Sulla sua permanenza a Vienna, cfr. E. LAZZARESCHI, *Un ambasciatore lucchese a Vienna*, cit. Nel 1760, in occasione del matrimonio tra l'arciduca Giuseppe e l'infanta Isabella di Parma, come inviato straordinario viene scelto l'esperto Nicolao Santini, che a Vienna troverà come segretario ancora il Pierotti (ASLu, *Anziani* 634, Istruzione, 16 settembre 1760). A omaggiare Giuseppe II e a chiedergli il consueto rinnovo dei privilegi saranno invece gli ambasciatori Andrea Sbarra Franciotti e Nicolao Montecatini (ASLu, *Anziani* 614, Istruzione, 13 marzo 1766; ASLu, *Anziani* 634, Relazione di Sbarra e Montecatini, 19 agosto 1766). Dal 1759, tuttavia, a risiedere stabilmente a Vienna non è più un inviato, ma l'agente Pierotti; con la sua morte, nella primavera del 1764, si apre un lungo dibattito in Consiglio generale sull'opportunità, invece che sostituire l'agente, di «mandarsi ivi un inviato nobile» (ASLu, *Consiglio* 428, 2 maggio 1764, pp. 162-165). Alla decisione di eleggere un inviato che risieda alla corte imperiale per tre anni si giunge l'anno successivo (ASLu, *Consiglio* 428, 17 maggio 1765, 17 maggio 1765, pp. 640-647), ma soltanto otto anni più tardi si eleggerà Ferrante Sbarra Franciotti (ASLu, *Anziani* 634, Istruzione, 8 settembre 1773), che rimarrà a Vienna fino ai primi anni dell'Ottocento, anche dopo la fine della Repubblica aristocratica e quindi della sua missione ufficiale interrotta, come le altre, con la disposizione dell'8 febbraio 1799 (cfr. G. TORI, *Lucca giacobina. Primo governo democratico della Repubblica lucchese (1799)*, I, *Saggio introduttivo*, Roma 2000, p. 228; ASLu, *Archivio Garzoni* 129, nn. 561-578, Lettere

3. *I cerimoniali*

«Dovrete, prima dell'udienza, assicurarvi di ottenere quelle onorificenze e distinzioni che hanno avuto i vostri antecessori, e procurerete di mantenerle»[72]: almeno a partire dall'ambasceria a Leopoldo I[73], è questa la prima, immancabile, disposizione contenuta, pressoché con le medesime parole, in tutte le istruzioni che l'Offizio sopra le Differenze predispone e che gli Anziani consegnano ai diplomatici lucchesi. Per questo, al nobile eletto per la missione diplomatica si consegnano copie delle relazioni dei

di Ferrante Sbarra Franciotti da Vienna, 6 gennaio 1792 - 10 agosto 1803). Allo Sbarra si aggiungono, nell'occasione delle udienze per la richiesta dei privilegi da Leopoldo II e da Francesco II, Francesco Maria Mazzarosa nel 1791 e Cristoforo Boccella nel 1792 (ASLu, *Anziani* 615, Istruzione per Sbarra e Mazzarosa, maggio 1791, e Relazione finale, 25 settembre 1791; ASLu, *Anziani* 615, Istruzione per Sbarra e Boccella, 5 ottobre 1792; ASLu, *Anziani* 634, Relazione finale, 25 aprile 1793).

[72] ASLu, *Anziani* 615, Istruzione per Sbarra e Boccella, 5 ottobre 1792. A inizio Settecento l'istruzione recitava: «Prima d'appuntar l'udienza non tralascerete di far precedere quei trattamenti, che vi si accenneranno in appresso, per ottenere quei maggiori honori, che potrà riuscire di conseguire» (ASLu, *Anziani* 612, Istruzione a Ferrante Cittadella e Carl'Antonio Marchiò, 30 settembre 1705).

[73] Le questioni di etichetta non sono sottolineate nell'istruzione consegnata a Giovanni Spada e Tolomeo dal Portico, ma occupano invece diverse pagine della loro relazione di fine missione. Il problema dei diplomatici lucchesi era quello di ottenere l'equiparazione di trattamento agli ambasciatori di Modena, ai quali – dopo lunga discussione, per evitare una loro rinuncia all'ossequio formale – era stato concesso di essere prelevati per l'udienza con la carrozza di corte (suscitando peraltro le proteste degli Elettori e di «tutti i primi prencipi dell'imperio»). Privilegio che i lucchesi non riescono a conseguire nonostante l'appoggio dell'ambasciatore di Spagna, che aveva perorato la causa della Repubblica presso il Porzia, maggiordomo maggiore dell'imperatore, del quale era il consigliere più ascoltato dopo essere stato il suo pedagogo. Qualche prerogativa di maggior decoro rispetto al passato riescono tuttavia a strapparla, come quella di entrare col tiro a sei nel cortile piccolo, onore espressamente vietato allo stesso ambasciatore di Modena. La decisione di forzare il protocollo viene giustificata, oltre che con furbeschi pretesti, con un'acuta considerazione politica: «Risolsemo di entrare con ogni libertà, pretendendo in ogni caso allegare ignoranza di un tal ordine, et il possesso in che erano gl'ambasciatori di Lucca, ancor che non si esplichino queste particolarità nella loro relazione, con la certezza particolarmente, che havevamo della benigna disposizione, che teneva Sua Maestà di fare ogni grazia all'Eccellenze Vostre in considerazione massime che tanti principi d'Italia havevano ommesso di farli quest'ossequio per mezzo de' loro ambasciatori, e la Republica nostra quasi sola haveva con la nostra missione dimostrato la sua costantissima devozione verso il Sacro Romano Impero, et all'augustissima Casa d'Austria» (ASLu, *Anziani* 610, 5 marzo 1660). Nelle missioni precedenti, le istruzioni si erano limitate ad un generico «procurerete l'audienza con quei mezzi, che vi parranno più opportuni» (ASLu, *Anziani* 604, Istruzione a Mansi e Burlamacchi, 13 aprile 1620; ASLu, *Anziani* 629, Istruzione a Saminiati e Lucchesini, 1637).

suoi predecessori, da usare come precedenti per rivendicare il possesso di prerogative messe in discussione; e tanto più lo si fa per gli inviati a una corte, come quella di Vienna, che non brilla per efficienza burocratica e per organizzazione archivistica, e dove quindi spesso non si riesce a trovare il documento ufficiale che stabilisca l'esatto cerimoniale. Nel 1705, ad esempio, il solito consigliere Tucci aveva avvisato gli ambasciatori inviati a Giuseppe I che nei registri delle cancellerie di corte e dell'Impero non vi era traccia del diploma imperiale rilasciato ad Augusta nel 1689, che concedeva agli Anziani di Lucca il titolo di «Illustrissimi»: sarà poi l'Offizio lucchese a inviarne a Vienna una copia autenticata[74].

La sensibilità della Repubblica su questi aspetti protocollari era particolarmente acuta; nel 1727, di fronte a una variazione operata dalla corte medicea, il Consiglio generale si era espresso in maniera decisa:

«Sono così religiosi presso tutte le corti i cerimoniali convenuti con li ministri forastieri che ovunque non si variasse per maggior loro convenienza, sarebbe un violar le leggi più sacre dell'ambasciate con l'alterarne il trattamento in diminuzione delle consuete onorificenze né potrebbero li ministri stessi soffrirne, o dissimularne il torto senza discredito non men proprio, che dello stesso Sovrano»[75].

È per questo che nel 1747 Mansi e Bernardini, ambasciatori a Francesco I, dopo aver faticato mesi per vedersi riconoscere la prerogativa dei fiocchi, nei giorni successivi all'udienza mobilitano tutte le loro conoscenze per ottenere che la trascrizione del cerimoniale praticato venga fatta nei termini indicati nella relazione inviata in patria, e se ne procurano «un estratto autentico»[76]. Il prezioso documento non viene spedito con il solito corriere postale, ma sarà fatto recapitare dallo stesso Bernardini direttamente nelle mani dei responsabili dell'Offizio. Le espressioni volutamente generiche, con le quali se ne notifica la ricevuta nella lettera inviata a Mansi, fanno supporre che la copia sia stata ottenuta con qualche «gratificazione», e che quindi non sia il caso di rivelarne l'esistenza all'occhiuta censura viennese, abilissima nell'apertura della corrispondenza[77].

[74] ASLu, *Anziani* 612, Relazione di Ferrante Cittadella e Carl'Antonio Marchiò, 28 febbraio 1706.

[75] ASLu, *Consiglio* 410, p. 448, 19 agosto 1727.

[76] ASLu, *Differenze* 219, n. 60, Lettera di Carlo Mansi e Francesco Bernardini da Vienna, 29 marzo 1747.

[77] Abbiamo ricevuto la lettera del 15 maggio – scrive l'Offizio – con «alcune cose intorno all'imbasciata adempita a codesta corte imperiale», inviata da Bernardini da Venezia «per mezzo di persona nazzionale» (ASLu, *Differenze* 219, n. 140, 12 giugno 1747). Sulla censura imperiale, si rinvia a R. SABBATINI, *L'occhio dell'ambasciatore*, cit., in particolare al cap. «Il mestiere di ambasciatore».

Già Carlo Mansi, per la verità, riferiva che l'imperatore Francesco definiva «minuzie» certe ricercatezze del protocollo, e rivelava che, per sua disposizione, «a corte studiano quanto possono a diminuirle»[78]. Nel clima postrivoluzionario del 1793, gli ambasciatori lucchesi registreranno un sensibile mutamento di stile: «Non si voleva ormai più badare alle formalità insignificanti e andate fuor d'uso»; il gesto pubblico di consegna dell'anello di fine missione, l'imperatore «lo aveva creduto meno necessario giusta la pratica de i tempi presenti, nei quali le inutili etichette hanno molto perduto del loro pregio»; «sapevamo che questa corte non osservava più da qualche tempo certi cirimoniali, che soleva avere per antiquati»[79]. E tuttavia anch'essi si fanno rilasciare dal maggiordomo maggiore la copia autentica del cerimoniale praticato nei loro confronti; e la loro relazione, come si vede dal brano riprodotto in Appendice, non risparmia alcun particolare.

«Usai lo stile solito praticarsi a quella corte», scrive nel 1716 Alessandro Guinigi Franciotti, l'inviato straordinario che inaugura, pur fermandosi solo un paio di anni, la serie dei residenti. Qual è, dunque, lo stile della corte di Vienna riguardo agli inviati?

«Qui dirò all'Eccellentissimo Consiglio per sua informazione, che alla corte cesarea i ministri del secondo ordine non hanno distinzione alcuna, né si dà loro rango o si fa trattamento, sono considerati tutti in un'istessa linea, tanto gl'inviati regij, come i ducali, e vanno a udienza senza formalità, così la prima volta come ogn'altra. Quanto s'usa loro di distinzione dagl'altri particolari è questo (non parlando della immunità, che dà loro il dritto delle Genti, quale colà, come altrove, è attaccato al carattere di ministro) che hanno l'ora dell'udienza prefissa, dove gl'altri si fanno mettere su la lista dove si notano quelli che la domandano, né sono sicuri d'haverla. Hanno inoltre gli inviati il privilegio dell'ingresso in anticamera adesso che si è riformato l'abuso di tenersi l'istessa aperta indistintamente a tutti come si faceva per il passato, e sono ammessi il Carnevale a qualche feste di maschere e balli che si fanno a corte»[80].

Detto del rapporto con la corte, rimane da dire della prassi nei confronti degli altri diplomatici presenti in città[81]. Appena giunto a Vienna, l'inviato deve partecipare il suo arrivo per mezzo del segretario tanto agli ambasciatori che agli inviati. Tutti ricambiano «il complimento per mezzo di

[78] ASLu, *Differenze* 219, n. 58, Lettera di Mansi e Bernardini, 25 marzo 1747.

[79] ASLu, *Anziani* 634, Relazione di Ferrante Sbarra Franciotti e Cristoforo Boccella, 25 aprile 1793, pp. 743-746.

[80] ASLu, *Anziani* 613, Relazione di Alessandro Guinigi, 17 aprile 1716.

[81] «Aggiungerò qualche cosa del contegno tenuto da me con i ministri de' Prencipi forastieri, già che tal notizia può servire di lume per i casi avvenire» (ASLu, *Anziani* 613, Relazione di Alessandro Guinigi, 17 aprile 1716).

loro offiziale». Gli inviati già presenti sono tenuti a effettuare per primi la visita di cortesia al nuovo arrivato, che la ricambierà nell'arco di pochi giorni. Anche il nunzio e gli ambasciatori «corrispondono alla notificazione dell'arrivo che si dà loro, con un complimento che mandano per mezzo d'un loro offiziale», ma aspettano di essere visitati per primi; restituiscono la visita, ma non danno la mano ad alcun inviato. Naturalmente il cerimoniale con gli altri ministri esteri presenti a corte è differente nel caso che il diplomatico lucchese abbia il rango di ambasciatore. Debitamente avvisati dell'arrivo, gli ambasciatori ducali (ai quali sono equiparati quelli lucchesi) e gli inviati regi sono i primi a far visita (prontamente ricambiati). Agli inviati ducali, l'ambasciatore non partecipa il suo arrivo, ma ricambia le visite che riceve.

Più complesso, e fonte di contestazioni, è il cerimoniale nei confronti del nunzio e degli ambasciatori regi. Le istruzioni lucchesi – nonostante gli insuccessi del 1715 e del 1747 – ancora nel 1766 prescrivevano, come da relazione del Guinigi:

> «al vostro arrivo, ne li darete subito parte, e quando dai medesimi si pratichino con voi le solite convenienze di mandare un gentiluomo a complimentarvi, darete loro la visita, procurando che vi concedino la mano, come pratica il nunzio del Papa a Firenze e Madrid con gli ambasciatori della Repubblica, e come hanno anche costumato alla detta corte di Madrid gli ambasciatori dell'Imperatore, di Francia e d'Inghilterra, quantunque sì l'uno che gl'altri la neghino agli inviati regi»[82].

Anche nel caso della missione presso Francesco I, per questa pretesa lucchese della mano destra, non ci sarà scambio formale di visite con gli altri ambasciatori. Non solo, ma stavolta ad essere messo in discussione è lo stesso status di ambasciatore dei diplomatici lucchesi. E in effetti, come riconoscono gli stessi ministri Sbarra e Montecatini

> «È fuori d'ogni dubbio che compete solo a Re e alle Repubbliche le quali hanno la sala regia, di mandare ambasciatori a monarchi. Quelli delli altri principi possono arrogarsene il nome, ma ne goderanno già mai l'essenziali prerogative. L'imperatore, in virtù del trattato di Nimega [1678], e delle successive capitolazioni riceve e riconosce il primo ambasciatore delli Elettori, ma questa loro preeminenza non è accordata dalle altre potenze».

La Repubblica, proseguono i due ambasciatori, dovrebbe «non pretendere, e insistere su quello che a noi per dritto non conveniva». Col nunzio e con gli ambasciatori di Spagna e Inghilterra era stato concordato di «trattarsi con scambievole confidenza, e senz'alcuna etichetta»; ma i ministri di Francia e Venezia si sono «adombrati» e gli ambasciatori non li hanno visitati.

[82] ASLu, *Anziani* 614, Istruzione a Sbarra e Montecatini, 13 marzo 1766.

«Alcuni ministri plenipotenziari, e quelli di Moscovia, di Napoli e di Sassonia, di comune accordo considerandoci (come sostanzialmente eramo) ministri di secondo rango, pretesero la prima visita, solita farsi dalli ultimi arrivati, secondo il metodo di Vienna, e venendoci questa proibita dalle nostre istruzioni, perciò lasciando di praticare alcuna reciproca formalità, ci siamo ritrovati solamente con essi loro alle tavole ed alle conversazioni. I ministri di Sardegna, di Modena e qualchedun altro ci hanno fatta visita, ed usate le più distinte ufficiosità»[83].

Ma il pieno successo della missione in rapporto all'imperatore, spinge i diplomatici lucchesi ad avanzare questa proposta conclusiva di buon senso:

«È così onorevole e distinto il cerimoniale fissato per i nostri ambasciatori che non sapremmo insinuare, in vista di un mediocre risparmio, o delle considerazioni sopra espresse, di procurare in simili congiunture avvenire, che uno o più nostri rappresentanti sieno ricevuti con titolo diverso. Crederemmo bensì, che rispetto alli ambasciatori Regij dovessero senz'impegno pubblico regolarsi col metodo da noi praticato, e che a riguardo de ministri plenipotenziarij, per sfuggire qualunque osservazione sempre pregiudiziale, potessero accomodarsi alli usi stabiliti a Vienna»[84].

E in effetti questa sarà la soluzione adottata, resa più indolore per i tradizionalisti lucchesi dal fatto che a fine Settecento alla corte di Vienna – come si è accennato – si va affermando uno stile meno puntiglioso, facilitato anche dalla moda dei biglietti da visita. Il consiglio che, facendo tesoro delle difficoltà incontrate, gli inviati presso Leopoldo II forniscono ai governanti per le occasioni future va proprio in tale direzione: «Dare in istruzione agli ambasciatori di visitare, qui giunti, per mezzo di viglietto senz'altra formalità, non tanto i grandi della corte, e gli ambasciatori regi, quanto anche tutto il corpo diplomatico, niuno eccettuato, e la primaria nobiltà nazionale»[85]. D'altra parte – osservano – ormai la corte è affollatissima: «incaricati di affari, residenti, segretari regi o immediati, che qui sono moltissimi, e che ormai vanno quasi confusi fra i ministri di second'ordine»[86].

[83] ASLu, *Anziani* 614, Istruzione a Sbarra e Montecatini, 13 marzo 1766.

[84] ASLu, *Anziani* 614, Istruzione a Sbarra e Montecatini, 13 marzo 1766.

[85] ASLu, *Anziani* 615, Relazione di Ferrante Sbarra Franciotti e Francesco Maria Mazzarosa, 25 settembre 1791. Del biglietto forniscono anche il fac-simile: «Le Marquis, le Comte, ou le Prince N.N. ambassadeur de ... venant d'arriver en cette capitale, et ayant presenté ses lettres de creance à S.M. l'Empereur, donne part, qu'il recevra les visites des Ministres etrangers, et de la noblesse le ... [sono qui espressi i tre giorni successivi, e le ore destinate al ricevimento delle visite]» (ASLu, *Anziani* 615, Relazione di Ferrante Sbarra Franciotti e Francesco Maria Mazzarosa, 25 settembre 1791, nota 4).

[86] ASLu, *Anziani* 615, Relazione di Ferrante Sbarra Franciotti e Francesco Maria Mazzarosa, 25 settembre 1791. Anche il segretario lucchese, che dal 1787 è l'abate Giovanni Vincenzo Serafini, gode di una certa visibilità: «presentato alla corte, e alla nobiltà, e ammesso in qualsiasi luogo».

L'altra novità adottata nel 1791, novità invero solo per i lucchesi, ma ormai divenuta prassi a corte, «consisté ... nel prendere con noi in carrozza un Mastro di Cirimonie, che in certa guisa facesse le veci di maresciallo, o d'altro soggetto destinato ad accompagnare i Nunzi e gli ambasciatori regi alla prima loro entrata e udienza pubblica, tenendo l'ultimo posto nel cocchio di corte»[87].

Su queste nuove basi – anche perché lo Sbarra risiede a Vienna ormai da vent'anni e il suo segretario è ben introdotto a Corte e presso la nobiltà cittadina – riscuoterà grande successo pure l'ultima missione, quella a Francesco II nella primavera del 1793.

Per non disturbare il vecchio Kaunitz, il conte di Cobenzl chiede direttamente al segretario lucchese, abate Serafini, copia del cerimoniale con la vice cancelleria dell'impero e la cancelleria di corte e Stato.

«Gli ambasciatori di Lucca annunziano per mezzo del loro segretario il loro arrivo all'uno e all'altro dei cancellieri e dimandano che venga loro assegnato un giorno e l'ora per visitarli. Si trasferiscono nel tempo prefisso alle abitazioni respettive dei due ministri, da i quali vengono gl'ambasciatori ricevuti e incontrati alla porta della prima anticamera. Introdotti nella sala destinata a riceverli dal ministro, che dà loro la mano, viene loro offerto da sedere, come anche ai quattro cavalieri d'ambasciata, per li quali sono preparate quattro sediette senza bracci, a differenza di quelle dei due ambasciatori ...

Allorché gl'ambasciatori partono, il vice cancelliere dell'Impero, e il cancelliere di Corte e di Stato vanno per accompagnarli sino alla loro carrozza, nel qual caso gli ambasciatori di Lucca debbono avviarsi a portiera aperta. Gli ambasciatori di Lucca, però nelle occasioni, non hanno voluto permettere che gli indicati ministri scendano tutte le scale.

Quando il vice cancelliere dell'Impero, e il cancelliere di corte e stato restituiscono la visita agli ambasciatori, sono da questi ricevuti alla metà delle scale; sono posti in mezzo,

[87] ASLu, *Anziani* 615, Relazione di Ferrante Sbarra Franciotti e Francesco Maria Mazzarosa, 25 settembre 1791. La relazione elenca anche pranzi e cene offerte dagli ambasciatori, e tra queste, con particolare orgoglio «una cena data nella sera de' 17 di agosto a più di sessanta persone, della quale molto si parlò, benché disposta senza invito di pretenzione, e coll'unico pretesto di udire il bravo improvvisatore bolognese, il cavalier Ghisilieri. In sì fatta occasione ricevemmo dal principe di Rosenberg, venuto espressamente il primo ad onorarci, il regalo dell'imperatore, cioè il ritratto di Leopoldo secondo a guisa di medaglione attorniato d'intreccio di brillanti, con soprapposta corona imperiale ricca anch'essa di gioje» (alla nota 19 compare l'elenco completo dei 69 commensali). A uno di questi pranzi ufficiali fu presente «il marchese Girolamo Lucchesini, gentiluomo lucchese, cavaliere dell'Aquila Bianca, ciamberlano del re di Prussia, e suo ministro a Varsavia nelle più difficili congiunture della repubblica di Polonia, [che] trovavasi in Vienna di ritorno da Sistow, ove era stato spedito dal sovrano di Brandemburgo col carattere di plenipotenziario, e primario mediatore per la pace, che fu, con sua gloria, sottoscritta in detto luogo il dì 4 agosto 1791 fra Casa d'Austria e la Porta Ottomana» (*ibidem*, nota 16).

introdotti nella sala di compagnia, e viene loro offerto il canapè per sedersi, lo che fanno o non fanno se gli ambasciatori hanno o non hanno seduto in casa loro.

Nel partire i due ministri suddetti vengono dagl'ambasciatori e dai quattro signori di camerate accompagnati sino alla carrozza, e s'avviano a portiere aperte»[88].

Ma il momento più solenne è certamente la prima udienza che l'imperatore concede ai due ambasciatori. In Appendice si riporta il dettagliato resoconto di Ferrante Sbarra e Cristoforo Boccella nella relazione di fine missione, redatta a Vienna il 25 aprile 1793[89].

4. *I ritratti della corte*

Il decreto del Consiglio generale del 13 dicembre 1581, che imponeva ad ambasciatori e agenti l'obbligo della relazione finale scritta, da consegnare entro pochi giorni dal rientro in patria, stabiliva che la parte dedicata al negozio oggetto dell'azione diplomatica rimanesse segreta e consultabile solo col permesso degli Anziani, e considerava opzionale, ma certamente «lodevole», il mettere su carta anche quelle considerazioni tradizionalmente lasciate alla parte «in voce», relative alla «qualità delli stati e delle adherenze de' ministri del Principe appresso del quale saranno stati»; tale seconda parte, purché non contenesse particolari dei negozi, era liberamente consultabile[90].

Della facoltà di allargare le considerazioni finali a una più generale descrizione della corte e a veri e propri ritratti – fisici, morali e politici – dei regnanti e dei principali ministri, si avvalgono quasi tutti gli ambasciatori lucchesi. Talvolta le relazioni non si elevano al di sopra delle formule stereotipate e dei luoghi comuni, ma in diversi casi mettono in luce acutezza di analisi sia politica che psicologica, tanto da costituire, per noi, documenti di straordinaria potenzialità.

La prima sensazione di molti ambasciatori lucchesi, e in particolare del Guinigi, a Vienna tra il 1714 e il 1716, ma anche del Mansi venti anni più tardi, è che «quella corte, che per l'altezza della dignità imperiale

[88] ASLu, *Anziani* 634, Relazione di Ferrante Sbarra Franciotti e Cristoforo Boccella, Vienna, 25 aprile 1793, nota 1.

[89] La descrizione dell'udienza concessa da Francesco I a Carlo Mansi e Francesco Bernardini è riportata in R. SABBATINI, *L'occhio dell'ambasciatore*, cit., pp. 251-254.

[90] ASLu, *Consiglio* 67, 13 dicembre 1581, pp. 531-533; il decreto riprendeva una relazione al consiglio presentata quasi due anni prima, il 10 gennaio 1580. La disposizione è riportata in S. BONGI, *Inventario del R. Archivio di Stato in Lucca*, I, Lucca 1872, p. 183.

ha la prerogativa d'esser considerata come la prima di tutte le corti d'Europa, ... non corrisponda con la magnificenza o fasto esteriore alla grandezza del nome, et alla potenza del Principe»[91].

A colpire un po' tutti i diplomatici lucchesi sono, poi – per dirla ancora con le parole di Alessandro Guinigi – «quelle longhezze che alla corte di Vienna sono tanto naturali», conseguenza della «naturale longhezza di quella nazione, praticata in tutti i negozi»[92]. Di «lentezza nel trattare e nel concludere li negozi» parla anche Carlo Mansi nella sua autobiografia, scritta nel 1743, in una pausa tra le due missioni che lo tengono a Vienna dal 1736 alla fine del 1748. Mansi ci lascia anche un interessante «ritratto della nazione austriaca»:

«La nazione tedesca, e particolarmente l'austriaca, è docile e facile ad essere condotta, ossequiosa, devota, paziente e sommamente attaccata in tutto all'uso ed al costume senza esaminare talvolta se sia utile o dannoso; brava per obedienza, quando non lo fosse per istinto; incapace di odio e d'amore violento, scorda presto li benefizi e gli amici, come le ingiurie e li nemici; è sommamente avida del denaro, non per accumularlo, ma per spenderlo, e particolarmente in conviti (dai quali però il soverchio uso del vino è presentemente bandito) ed è certo che sotto li passati regni tutto poteva sperarsi da chi molto poteva spendere»[93].

La venalità è dunque l'altra caratteristica della corte asburgica: si percepisce in tutte le istruzioni redatte per gli ambasciatori lucchesi e lo confermano, più che le relazioni, i dispacci settimanali dei diplomatici, che insistono sul costume dei ministri «di non far piacere senza mercede»[94]. Ma gli inviati della Repubblica sono anche pronti a cogliere i tentativi di moralizzazione, non tutti destinati al successo, operati da Ferdinando III, da Carlo VI all'inizio del regno e, soprattutto, da Maria Teresa. Di quest'ultima Carlo Mansi, scrivendo a poche settimane dalla morte del padre e riferendosi alla monarchia asburgica, fornisce un netto giudizio positivo: «Dal poco tempo che governa la regina, può formarsi quasi certo giudizio che gli affari saranno meglio condotti che per il passato»[95].

Superando l'imbarazzo dovuto alla grande ricchezza delle fonti lucchesi – felice e invidiabile imbarazzo –, propongo solo pochissimi esempi della

[91] ASLu, *Anziani* 613, Relazione di Alessandro Guinigi Franciotti, 17 aprile 1716.

[92] *Ibidem*.

[93] Le memorie del Mansi (conservate in ASLu, *Biblioteca manoscritti* 169) si leggono in Appendice a R. SABBATINI, *L'occhio dell'ambasciatore*, cit., pp. 345-379, la citazione è alle pp. 129-130 del manoscritto.

[94] ASLu, *Differenze* 216, n. 179, Lettera di Carlo Mansi, Vienna, 12 settembre 1736.

[95] ASLu, *Differenze* 399, Lettera originale di Carlo Mansi, Vienna, 19 novembre 1740.

capacità di lettura delle vicende storiche e di penetrazione psicologica di molti ambasciatori della Repubblica. E mi scuso se l'economia del contributo non consente qui che delle istantanee, mentre la documentazione può fornire un quadro ben più articolato e approfondito – soprattutto se alle relazioni si intrecciano i dispacci settimanali degli ambasciatori.

Il XVII secolo si apre sotto brutti auspici per l'Impero e pessimi per la casa d'Austria. Sulla «infelicità» della corte di Praga di Rodolfo II l'ambasciatore lucchese – Nicolao Saminiati, che scrive nel novembre 1602 – potrebbe riferire molte cose viste e udite di persona nell'anno di sua permanenza, ma ritiene che sia sufficiente riportare ai governanti lucchesi quanto gli ha detto l'ambasciatore spagnolo nella visita di congedo: «mi disse ch'io conoscevo al par suo i mancamenti di quel governo, e che quelle cose ch'io reputavo servitio della Repubblica che si sapessero le dicessi; l'altre mi esortava a tacerle per honor di quella Casa». Casa che il diplomatico lucchese vede a concreto rischio di perdita della corona imperiale:

> «Questo si tien per securo, che in ogni caso di sedia vacante, l'Imperio fosse per uscir di Casa d'Austria, non mancando molti principi che non amano la grandezza di quella casa, e che apertamente se gli demostrano nemici, tra quali principalissimi sono il conte Palatino del Reno, et il marchese di Brandenburgh, ambedui elettori; molti sariano in questo caso i pretensori, ma nessuno forse di meglior conditione di Baviera, per quello che universalmente si discorre»[96].

Conosciamo l'evoluzione interna e le disastrose vicende della Guerra dei Trent'anni; non mi soffermo dunque sui ritratti non banali degli imperatori Mattias[97] e Ferdinando II[98] e sui giudizi politici acuti e lucidi

[96] ASLu, *Anziani* 601, Relazione di Nicolao Saminiati, 12 novembre 1602.

[97] «È l'imperatore Mattias di età d'anni 56, ben disposto della persona, et assai essercitato in ogni sorte di attione cavalleresca, di buona sanità, se non in quanto è alle volte leggiermente molestato dalla podagra, et da un poco di dolore di stomaco; di natura facile, et benigna, tollerante oltre ogni credere delle fatiche, et de disagi, ne' quali si è habituato per l'estraordinaria strettezza usata seco dall'imperatore Ridolfo suo fratello, il cui mal trattamento, et il non poter più sofferire quelli stati la continuata sua irresolutione di tutti i negotij, l'hanno aperta la strada alla presente grandezza». Di rilievo, anche per il termine che sceglie (non ancora frequente in questa accezione) è il giudizio sull'Ungheria: «stati poco ubidienti et disposti ad ogni sorte di rivolutioni» (ASLu, *Anziani* 603, Relazione di Alessandro Garzoni e Francesco Tegrimi, 22 febbraio 1613).

[98] «Questo presente imperatore, ne i trattamenti dà a tutti gran satisfattione, ma per la sua gran clemenza, pare sia più atto a governare ne tempi di pace che di guerra. Ha mutato la maggior parte de' ministri, et in particolare quelli del Consiglio aulico ... S.M., eccettuati due giorni della settimana, che va alla caccia, et qualche poco tempo che consuma in sentir musica, sta assiduo a' negotij, né sottoscrive scrittura alcuna che prima non la leggi, né permette che i negotij habbiano più quella longhezza, che solevano havere.

dell'intricata situazione internazionale. Ricordo solo di sfuggita Ferdinando III che – nelle parole degli ambasciatori che lo felicitano nel 1637 – si applica indefessamente ai negozi,

«sobriamente al riposo, e religiosamente a Dio; è versatissimo in tutte le scienze, amatore de virtuosi, benefico, di ottima intentione, rettissimo, sostenuto nell'apparenza ma tutto benignità, resoluto nell'uso della giustizia, temuto da ministri et offitiali suoi per la sua vigilanza et per la gran vivacità d'ingegno con la qual penetra anche il segreto delli animi, di sorte che, nell'aborrimento che ha d'ogni dishonestà et inconvenienza, et particolarmente della venalità de ministri, si è reformata grandemente la corte»[99].

Qualche parola in più possiamo spendere per Leopoldo I, visto dagli ambasciatori Spada e dal Portico, che lo congratulano nel 1660.

«È Leopoldo imperatore giovine di anni 19 e ottimo genio, et inclinatione di devozione e pietà singolare, venendoci asserito che ogni giorno di festa frequenta i ss. Sacramenti, assiste ogni mattina al Consiglio di Stato, dove non lascia ancora di dire il suo parere, non ha alcun vitio, che lo divertisca, particolarmente di quelli che sono più propri della gioventù, ma il tempo che li avanza da i negotij impiega in compuonere poesie in lingua toscana, e quelle mette in musica, prende gran diletto dall'esercizio delle caccie e delle commedie italiane, facendo venire con molta spesa compagnie d'Italia, che apunto nel tempo che ci partimmo si stava di giorno in giorno aspettandone una ... Passa con l'imperatrice [Eleonora Gonzaga, terza moglie di Ferdinando III] ottima corrispondenza, vedendosi fra loro dimostrazioni d'affetto singolare, onde havendo ella, per incontrare il genio della maestà sua, fatta rappresentare pochi mesi prima del nostro arrivo una nobilissima commedia in musica per celebrare il giorno natalizio dell'imperatore, egli all'incontro volendola contracambiare con egual cortesia, ha fatta rappresentarne un'altra simile con apparato assai riguardevole per il natalitio di lei. E come simiglianti opere in musica non erano sin'hora state gustate in Alemagna, queste hanno ricevuto appresso quella nazione grandissimo applauso»[100].

Le maggiori speranze sue sono sopra li aiuti di Spagna, Baviera et Sassonia, essendo per sé medesimo debolissimo di forze ... Mentre passi questo anno senza che per parte dell'imperatore siano superati i presenti moti, si teme che le condittioni dell'imperio peggioreranno, poiché se bene il Turco quest'anno non si è mosso, si crede che quello seguente, chiamato dai Boemi, si moverà con grosso essercito» (ASLu, *Anziani* 604, Relazione di Paolo Mansi e Cesare Burlamacchi, 14 agosto 1620).

[99] ASLu, *Anziani* 629, Relazione di Lorenzo Saminiati e Federigo Lucchesini, 31 ottobre 1637.

[100] ASLu, *Anziani* 610, Relazione di Giovanni Spada e Tolomeo dal Portico, 5 marzo 1660. Nella solenne cerimonia funebre organizzata dal governo lucchese, l'oratore – attingendo ai *topoi* retorici dell'occasione – parla della straordinaria nascita di Leopoldo, sicuro presagio della vittoria sul Turco: «A questo improviso spettacolo, all'insolito balenare di quell'ammirabile pietà, che al nascere dell'imperiale Pargoletto, già quasi comparisce gigante, hai ben ragione di far pompa de' tuoi spaventi o maomettana perfidia, e tra i deliri d'una cieca religione presagire alle tue superstizioni gl'oltraggi maggiori»; lo ricorda come animatore del culto mariano, come uomo virtuoso «che prima imparò comandare a se stesso», come «regnante liberale» clemente e anelante alla pace che sa «ugualmente

È davvero un peccato che in occasione del matrimonio di Leopoldo con Margherita Teresa di Spagna, la Repubblica abbia scelto – per ovvie ragioni logistiche – di complimentare la futura imperatrice nel suo passaggio da Milano nell'estate 1666[101], perché così è andata persa la descrizione del fastosissimo allestimento dello smisurato melodramma barocco *Il pomo d'oro*, messo in musica da Antonio Cesti su libretto del lucchese Francesco Sbarra, celebrato poeta alla corte cesarea[102]. L'ambasciatore giunto a Vienna due anni prima per fronteggiare il pericolo della vendita dei feudi della Lunigiana, del matrimonio dell'imperatore, ormai stabilito, aveva dato un'acuta lettura politica: «L'autorità del Re Cattolico nella corte cesarea è grandissima» e passa attraverso il ministro Porzia, il cui sentimento filospagnolo sarà accentuato dalla speranza di «insinuare nell'animo della sposa cesarea concetti a lui favorevoli, prevedendo forse che quella principessa sia per havere grand'autorità appresso il casto marito»[103].

Il regno di Giuseppe I è troppo breve per lasciare tracce rilevanti nella documentazione lucchese[104]. Sulla figura di Carlo VI abbiamo, invece,

comandare, e soffrire del governo la mole», come artefice del nuovo equilibrio dell'Europa che ora, dal cielo, impetra «un'iride vaga, un dolce baleno di quell'amabile pace, ch'il mondo sospira» (P. SINIBALDI, *Orazione funebre nelle publiche esequie della Sacra Cesarea Imperiale Maestà di Leopoldo Ignazio celebrate dalla Serenissima Republica di Lucca il dì 13 luglio 1705 nella catedrale d'essa Città*, in Lucca, per Domenico Ciuffetti, 1705).

101 Cfr. ASLu, *Anziani* 631, Istruzione a Francesco Palma, 25 giugno 1666; Relazione del Palma, 17 ottobre 1666.

102 Sul personaggio (nato nel 1611) non sappiamo, ancora oggi, molto più di quanto ne scriveva C. LUCCHESINI, *Della storia letteraria*, cit., pp. 52-53 e 57: «Egli dopo aver servito alla patria nel senato, ed in più e diverse magistrature, e dopo aver menata moglie, morta questa, cambiò la toga senatoria colla veste clericale nel 1641 e fu sacerdote. Dagli Arciduchi austriaci, che dominavano nel Tirolo fu chiamato a Inspruck, ed ebbe il titolo di consigliere e di poeta di corte. Poiché fu spenta la linea di quei principi, ed il Tirolo fu dall'Imperador Leopoldo alle altre sue signorie riunito, questi pure volle alla sua corte lo Sbarra, e gli conferì i medesimi titoli e gl'incarichi medesimi. Egli accettò l'onorevole invito, e morì poi in Vienna il 1668 dopo aver scritti molti versi, pel teatro principalmente». Tra le molte «feste teatrali», «feste a cavallo», «azioni sacre», «idilli musicali», «drammi musicali» allestiti a Vienna negli anni Sessanta su libretto di Sbarra, «consigliero e poeta di S.M.C.», si possono ricordare: *Le lachrime di S. Pietro*; *La contesa dell'aria e dell'acqua*; *Le disgrazie d'amore*; *La Germania esultante*; *La generosità d'Alessandro*; *Nettuno e Flora festeggianti*; *Il lutto dell'universo* (con musica dello stesso Leopoldo).

103 ASLu, *Anziani* 631, Relazione di Giovanni Claudio Buonvisi, 8 luglio 1664.

104 La relazione dei due ambasciatori inviatigli, che pure ha in appendice una «Nota delle cariche di Corte della Maestà dell'Imperatore, e chi le possedeva nel mese di decembre 1705», non contiene un ritratto del nuovo Cesare, ma solo la registrazione di un suo gesto di cortesia fuori dal solito cerimoniale, se non nei riguardi di ambasciatori

più di una testimonianza, tanto da poter seguire – sia pure scontando la grande diversità dei testimoni – l'evoluzione del giudizio lucchese. Salutandolo a Milano ancora come Carlo III di Spagna, anche se già eletto imperatore e prossimo all'incoronazione a Francoforte, gli ambasciatori Montecatini e Diversi ne ricavano questa impressione:

«Venendo poi alle qualità personali di Sua Maestà, le diremo essere la sua apparenza seria e sostenuta, ha un'aria grave, non mostrando essere di sua natura allegro, ma più tosto malinconico. È Principe religiosissimo e devoto ... [e qui si diffondono in particolari]. La sua età è di 26 anni, ma benché sia giovine nutrisce sentimenti da vecchio, essendo tutto applicato al governo et a ben regolare gl'affari della sua monarchia; è indefesso nello scrivere, si leva tutte le mattine a buonissima ora, e da per se medesimo vuole vedere tutte le lettere e le spedizioni che li vengono. È geloso della sua autorità, non dando animo alli suoi ministri e cortigiani di potersi prendere un minimo arbitrio. È indifferente con tutti, né mostra parzialità, né genio più per uno che per l'altro di quelli che ha al suo servizio»[105].

E analoghe considerazioni svolge nel 1716 il Guinigi, che lo descrive «avido di gloria, geloso della propria autorità e stima, e vigilantissimo su la condotta de i suoi ministri»; gli danno credito, per l'azione di riforma dell'amministrazione, il nuovo regolamento del Banco, la tavola delle classi fiscali e una certa moralizzazione della corte[106].

Ben diversa è invece l'immagine che ce ne lascia Carlo Mansi nell'autobiografia a uso privato dei figli del 1743, ma – per quanto meno esplicite – le sue lettere ufficiali contengono analoghi giudizi:

regi: «si portò verso di noi, e di propria mano ci consegnò due suoi ritratti attorniati di diamanti con queste precise parole: 'Signori Ambasciatori vogliamo darli per memoria il nostro ritratto'» (ASLu, *Anziani* 612, Relazione di Ferrante Cittadella e Carl'Antonio Marchiò, 28 febbraio 1706). L'ombra del padre Leopoldo e le alte prerogative della casa d'Austria, «di questa nobilissima pianta, cresciuta all'innaffio delle benedizioni celesti, e feconda produttrice di palme trionfali, e d'augusti allori», sono il motivo conduttore dell'orazione funebre fatta recitare dagli Anziani. «Il defunto monarca racchiudeva in se stesso i pregi più riguardevoli di gran soldato, di gran politico e di gran Prencipe». Ma l'oratore lucchese ne riconduceva la saggezza politica alla pietà cristiana: «Faceva egli ben conoscere, che si può esser gran Prencipe et esser pio; e governar felicemente gl'imperi con gl'aforismi dell'Evangelio: a dispetto di certe massime scandalose, insegnate da chi non conobbe altro nume, che il suo capriccio... Faceva sedere sotto i piedi dell'Evangelio la ragione di Stato, e dava la precedenza alla religione sopra la politica» (F. PALMA, *Orazione funebre nelle pubbliche esequie della Sacra Cesarea Imperiale Maestà di Giuseppe I celebrate dalla serenissima Repubblica di Lucca il dì XV luglio MDCCXI nella catedrale di essa città*, In Lucca, per Domenico Ciuffetti, 1711).

[105] ASLu, *Anziani* 613, Relazione di Giovanni Lando Diversi e Baldassarre Montecatini, 15 dicembre 1711.

[106] *Ibidem*, Relazione di Alessandro Guinigi Franciotti, 20 febbraio 1714.

«L'imperatore Carlo Sesto, che da giovane fu bel principe, era privo di grazia in tutte le sue azioni, affettando ancora ed essendosi in lui reso naturale un sopracciglio severo, che non raddolciva che con alcuni de suoi più familiari, molti de quali, benché nobili, trattava e considerava come una specie di buffoni»[107].

Alla affettata protervia, somatizzata nella fisiognomica del «sopracciglio severo», faceva però riscontro un profondo senso di insicurezza e addirittura di inadeguatezza, che lo portava a circondarsi di uomini «di poca nascita», in tutto dipendenti dalle sue concessioni. La maniacale e «violentissima» passione per la caccia, con le drammatiche conseguenze sulla vita dei contadini, è un altro tratto saliente del suo ritratto.

Né migliore è l'immagine di Carlo VI come uomo di governo:

«Era incapace di fare per se stesso un'ingiustizia, ma non rimediava alle molte che si facevano ne suoi tribunali, e sapeva che ogni informazione vantaggiosa gostava denaro, e si vendeva al più offerente, che ne otteneva in seguito le cariche civili e militari. Era prodigo: nessuno imperatore avendo donato tanto quanto ha egli donato, mentre li suoi doni erano di somme eccessive, ma pareva avaro, perché dava a pochi».

Esplicita, con tanto di esempi, è poi l'accusa di interesse personale nella gestione delle finanze imperiali. All'avarizia privata l'ultimo Asburgo non univa però alcuna attenzione alla gestione delle finanze pubbliche, abbandonate nelle mani di ministri e cortigiani la cui venalità e corruttibilità erano ormai divenute, come si è visto, caratteristiche nazionali

Con equilibrio, Mansi ricorda anche i suoi lati positivi. La sua cultura: «parlava ottimamente molte lingue, e aveva erudizione e cognizione di scienze maggiore di quella che possa dimandarsi in un prencipe»; la sua morale sessuale: «fu casto, o almeno se peccò, peccò con cautela, restando ancora in dubbio se il genio da lui dimostrato per una dama fosse o non fosse innocente»; la sua religiosità: fu «devoto e prolissamente assiduo alli divini offizi, più di quello che fosse conveniente a un gran monarca, che deve se stesso alli suoi sudditi e alla spedizione degli affari».

Il ritratto si chiude con il riconoscimento del valore militare di Carlo VI, alludendo alla parabola che va dalla giovanile, eroica quanto sfortunata impresa della Catalogna – alla quale aveva offerto un significativo contributo anche Aurelio Mansi – alla umiliante pace col turco, che prelude alla sua morte:

«Mostrò intrepidezza e coraggio singolare nella difesa di Barcellona, e costanza nelle aversità, se ne eccettuiamo la perdita di Belgrado, che non poté sostenere, avendolo molti

[107] R. SABBATINI, *L'occhio dell'ambasciatore*, cit., pp. 377-378, questa e le citazioni che seguono sono alle pp. 132-136 del manoscritto dell'*Autobiografia*.

de suoi cortigiani sentito segretamente dolersi d'essere stato malservito, e delle disgrazie che gli accaddero in quest'ultima guerra col Turco; e al parere di molti l'afflizione che ne ha provata non è stata una delle minori cagioni della sua morte».

Gli ambasciatori Andrea Sbarra e Nicolao Montecatini, a Vienna nel 1766, ci hanno lasciato un notevole ritratto parallelo di Giuseppe II, appena eletto imperatore, e della madre Maria Teresa.

«L'imperatore, che fino dalla sua prima età niente ha mai detto, né fatto di puerile, e che aveva dato a temere di essere di naturale taciturno e feroce, spiegando sempre più il suo carattere, raddolcito dalla conversazione della prima sposa, che ricorda ancora con tenerezza, dà a conoscere uno spirito elevato, riflessivo e determinato, conoscitore ed amante della giustizia la esercita e la vuole; docile nel richiedere e sentire i consigli, è fermo ed invariabile nelle prese risoluzioni; inclinato al sistema ed all'ordine, alieno dal lusso e da passatempi, pare men generoso verso i particolari, ma si assicura siasi proposto d'esserlo col popolo alleggierendolo quanto più presto potrà da presenti tributi; assiduo ed attivo, non soffre negligenza e lentezza; propenso per genio e per l'età alla guerra, la studia e si trattiene co' vecchi generali. È dipendente ed affezionatissimo alla madre, che sopra ogn'altro figlio lo ama, lo stima e lo seconda. Tratta le sorelle con dimestichezza ed affetto, e distingue le arciduchesse Maria Anna e Maria Cristina; è umano e capace di amicizia, ma non di confidenza co' suoi familiari ...

La imperatrice regina ha tutti i doni possibili per rendere amabile la sua sovranità. Deve a se stessa la conservazione della sua grandezza; affabile e compassionevole, s'è fatta dispotica de sudditi, i quali soffrono della sua illimitata generosità. Il riguardo, se non la soggezione del figlio l'ha resa adesso più ritenuta. È ancora oltremodo sensibile alla perdita del fu imperatore ... Assuefatta al comando, è gelosa di mantenerlo, ne fa partecipe solo quanto a lei piace l'imperatore. Prende consiglio negl'affari più rilevanti; quelli di minor conto gli decide da sé; desidera il bene, e trasportata dalla sua vivacità e sedotta talvolta ancora dal favore d'alcuna confidente, non sceglie sempre il meglio, si pente e si cambia. Amantissima della sua famiglia, la vuole e tiene soggetta»[108].

È una testimonianza che non richiede commenti. Il consuntivo sulla figura di Giuseppe è tracciato in quanto scrivono Ferrante Sbarra e Francesco

[108] ASLu, *Anziani* 634, Relazione di Andrea Sbarra Franciotti e Nicolao Montecatini Gigli, 19 agosto 1766. Nella sua essenzialità, il documento (che meriterà un esame meno frettoloso) è una delle analisi più lucide prodotte dalla diplomazia lucchese, come testimoniano questi brevi stralci: «Il signor principe Colloredo, vicecancelliero dell'impero esercita con lodevolissima attenzione, pratica, e magnificenza la sua carica; indotto dalli esempi, e dalla toleranza non ricusava nel passato con che supplire alla sua generosità; adesso sarebbe delitto. Non ha ingerenza in altri affari, e solo pensa al grandioso stabilimento della sua famiglia. È generalmente manieroso, ed obbligante, e fa distintissima figura per la sua persona, per la dignità, e per la spesa. ... L'economico è diretto dal signor conte di Hatzfeld, presidente del Banco, soggetto di nascita, di raro talento, di regolato metodo, e di continua applicazione... Siccome l'economico è quello, che dà tutto il movimento, e la energia alle altre parti del governo, così affine di prevenire, che il presidente non se ne renda, come per il passato, l'assoluto dispositore, gli è stato aggiunto per tesoriere generale il signor conte di Zinzerdorff, creatura del signor principe Kaunitz, giovine di mente, e di studio, ma amante, e promotore di novità».

Mazzarosa nel 1791 dell'eredità che ha lasciato a Leopoldo II. Essi parlano dello «stato burrascoso e deplorabile, nel quale [la monarchia] era ridotta, allorché gliela lasciò, morendo, l'infelice imperatore Giuseppe», con i problemi internazionali successivi al 1789 e i molti focolai di rivolta interni. «Ciò riunito insieme era troppo per qualsivoglia, e specialmente poi per un principe avvezzo da lunghi anni a governar piccolo e tranquillo Paese». Risultati positivi Leopoldo li ha già conseguiti nei suoi 19 mesi di regno,

«ma egli è ben lungi tuttavia dall'aver rilevato la macchina che era caduta in precipizio ... Dovrà egli seriamente applicarsi a ricuperare il buon concetto perduto nel suo antecessore ... Sarà necessario in appresso che pensi a introdurre nel suo stato un nuovo sistema di governo, sia quello della imperatrice sua genitrice Maria Teresa, o altro; e che riformi e tribunali e cancellerie e amministrazione di finanze e direzione di commercio e censura di stampe e spedali, e cento cose più o meno disordinate»[109].

La lettura lucchese è quindi, riguardo a Giuseppe, pesantemente e quasi totalmente negativa. Ma la ricerca è tutt'altro che conclusa e sarà interessante, esaminando le missive dello Sbarra, a Vienna ininterrottamente dal 1773, capire come questo giudizio sia andato maturando all'interno dell'aristocrazia di una Repubblica, che peraltro vive la sua ultima, stanca stagione.

[109] ASLu, *Anziani* 615, Relazione di Ferrante Sbarra Franciotti e Francesco Maria Mazzarosa, 25 settembre 1791.

Appendice

[ASLu, *Anziani* 634, 25 aprile 1793, pp. 743-746]

Udienza ufficiale concessa dall'imperatore Francesco II agli ambasciatori della Repubblica di Lucca Ferrante Sbarra Franciotti e Cristoforo Boccella il 13 gennaio 1793.

Intanto giunse la domenica 13 di gennaio [1793], giorno destinato per le nostre pubbliche udienze. Partimmo noi dalla solita abitazione dell'inviato della Repubblica, e ci trasferimmo alla residenza imperiale traversando le strade e le piazze le più frequentate con l'ordine seguente.

1. Due portieri con livrea nostra di gala, bandoliera, spada e bastone, che precedevano;

2. Due staffieri con livrea di gala di casa Sbarra, e con la spada, che passavano per addetti al servizio del segretario della Repubblica;

3. Otto staffieri con livrea di gala de i quattro signori camerate a due a due secondo i colori, e le divise dei loro padroni [in altra relazione si chiede anche di prevedere una certa armonia di colori];

4. Quattro lacchè vestiti riccamente secondo la moda, con bastone e fiocco d'argento aventi due la livrea di casa Sbarra e due quella di casa Boccella;

5. Dodici staffieri con livree di gala, e spada, sei dei quali aventi la divisa di casa Sbarra marciavano a destra, e sei a sinistra con la divisa di casa Boccella;

6. Un corriere, e sei camerieri con uniforme di panno scarlatto gallonato d'oro, e spada;

7. Un tiro a sei cavalli con fiocchi, guidato da due cocchieri con livrea di gala di casa Sbarra; due palafrenieri con la stessa livrea, che marciavano a piede badando ai cavalli; una carrozza di gala a quattro posti con l'imperiale, ove stavamo noi, e il nostro gentiluomo, o mastro di cirimonia, il quale avevamo rivestito con molta proprietà, e potremmo quasi dire con ricchezza e sfarzo;

8. Una carrozza di mezza gala a quattro posti, tirata da due cavalli con fiocchi, e questi guidati da cocchiere avente la livrea di gala di casa Boccella; nella carrozza medesima erano i due più anziani dei quattro signori camerate, cioè i senatori signor conte Filippo Orsetti, e signor marchese Cesare Lucchesini;

9. Un'altra carrozza di mezza gala come la descritta qui sopra, nella quale stavano gl'altri due signori camerate, i senatori signor conte Alessandro Ottolini, e signor marchese Raffaello Mansi;

10. Un carrozzino tirato da due cavalli con fiocchi, con livrea di casa Sbarra, nel quale si tenevano i due segretari, l'abate Serafini e l'abate Ghilardi.

In questo modo, e con quest'ordine, giungemmo al palazzo due o tre minuti prima delle dieci, e nell'avvicinarci al primo cortile ci furono, come si usa con gl'ambasciatori, presentate le armi dalla gran-guardia ivi stabilita. Entrammo noi col nostro tiro a sei nella così detta vecchia corte, e discendemmo a piè delle scale principali, incontrati da due forieri di corte; in tempo che i signori camerate, obbedendo alle disposizioni dell'antico cirimoniale, escivano dalle loro carrozze presso il portone della stessa vecchia corte.

Salite le scale, e traversate le prime sale, che trovammo guarnite di guardie, dovemmo aspettare pochi minuti nella sala chiamata dei cavalieri per esservi incontrati dal gran-maresciallo di corte, il quale ci disse in appresso, che più non essendo avvezzati a tanta precisione e puntualità, niuno, senza eccettuare Sua Maestà l'Imperatore, era al suo posto nel primo momento del nostro arrivo. Ciò sia detto in grazia della più scrupolosa esattezza nostra, non perché tale inconveniente, se così può chiamarsi, abbia dato luogo alla minima osservazione, o alterato in qualche leggerissima parte il nostro cirimoniale.

Introdotti dal gran-maresciallo nella grande anticamera e sala del trono, fummo tosto incontrati dal gran ciamberlano signor principe di Rosenberg; e in mezzo a questi due personaggi ci avanzammo immediatamente all'altra sala ove era Sua Maestà l'Imperatore a lato del trono in piede e con cappello in testa. Rimasero sulla soglia, secondo il solito, i signori camerate e noi, fatte tre profonde riverenze, ci avvicinammo al trono. Il più anziano di noi disse un breve complimento, col quale, in nome della Repubblica serenissima, e si condolse per la morte dell'augustissimo imperatore Leopoldo secondo, e si rallegrò per l'esaltazione al trono imperiale del regnante, al di cui magnanimo patrocinio raccomandò la Repubblica, chiedendo in termini rispettosi la conferma degl'antichi privilegi, e presentando nel tempo stesso alla Maestà Sua la lettera credenziale e il consueto memoriale. Sua Maestà l'Imperatore ascoltò il discorso, e ricevette il tutto con somma attenzione e bontà, e ci assicurò che avrebbe sempre considerata la Repubblica come buona amica sua; che oltre alla conferma de i privilegi (cosa che non ammetteva ormai più dubbiezza veruna) le avrebbe accordato sempre con piacere assistenza e favore in prova del suo sincero attaccamento. Qui l'altro di noi ringraziò con poche parole l'imperiale Maestà Sua per le clementissime espressioni, che tanto erano per fare lieta la Repubblica nostra. Quindi fu dimandata, e ottenuta la permissione di presentare a Sua Maestà i signori camerate, che si accostarono e s'inchinarono a misura che venivano nominati l'uno dopo l'altro. In quel momento avea Sua Maestà deposto il suo cappello per trattenersi alquanto a discorso familiare, il quale fu breve, ma pieno di benignità e di gentilezza straordinaria. Nel congedarci fece a tutti distintamente riverenza, e non volle ritirarsi dalla sala d'udienza (tutto che fosse al lato della porta) sinché noi non fummo vicini ad escirne per la parte opposta.

L'Archivio delle cerimonie nel fondo delle «Residenze reali lombarde» nell'Archivio di Stato di Milano

di *Maria Canella* e *Elena Puccinelli*

Presso l'Archivio di Stato di Milano è stato depositato il fondo denominato *Archivio storico della Villa Reale o delle Residenze reali lombarde*, in precedenza conservato presso la Villa Reale di Monza. Nel fondo è presente documentazione relativa alla gestione della corte e delle residenze reali a Milano, Monza e Venezia, nel periodo 1814-1918, vale a dire durante la Restaurazione, il Decennio di preparazione e la fase compresa tra l'Unità e la fine della Prima guerra mondiale. Il fondo, essendo rimasto presso la Villa Reale di Monza, ha conservato la sua struttura originale e non ha subito quel processo di smistamento e riaccorpamento delle carte secondo il sistema enciclopedico declinato per temi e voci praticato su molti altri archivi milanesi e lombardi.

In questo senso l'*Archivio delle Residenze reali lombarde*, composto da circa 550 buste (depositate come si è detto presso l'Archivio di Stato di Milano) e da oltre 2.000 disegni (depositati presso la Soprintendenza ai Beni architettonici e paesaggistici di Milano), è particolarmente prezioso, perché offre agli studiosi in maniera organica la documentazione relativa alla vita quotidiana della corte preunitaria austriaca e di quella postunitaria italiana – per quanto concerne ovviamente le loro sedi lombarde e venete –, fornendo uno specchio di una certa importanza rispetto alla documentazione politico-istituzionale conservata presso gli Archivi di Stato di Vienna, Milano, Venezia e Torino.

L'*Archivio delle Residenze reali lombarde* è suddiviso al suo interno in dieci serie:

1. Archivio delle cerimonie (1818-1859) – 36 buste (Milano, Monza e Venezia).
2. Regio Ispettorato delle mobilie di corte (1818-1859) – 71 buste (Milano e Monza).
3. Fabbricati di corte (1805-1860) – 90 buste (Milano: Palazzo Reale, Scala, San Giovanni in Conca, Palazzo Marino, Villa Reale; Monza: Villa Reale).
4. Ministero della Casa di Sua Maestà, Ufficio generale della Lombardia (1860-1870) – 27 buste.
5. Archivio Amministrazione della Real Casa in Lombardia (1880-1921) – 32 buste.

6. Archivio denominato «Casa Reale» (1836-1891) – 25 buste.
7. Archivio della Casa di S.A.R. il principe ereditario (1867-1876) – 100 buste.
8. Archivio Villa Reale di Monza (1805-1921) – 38 buste (gestione villa e giardini).
9. Archivio della Casa di S.M. il re (1881-1919) – 12 buste (contabilità).
10. Archivio delle scuderie (1875-1876) – 1 busta.

A queste va aggiunta la serie conservata presso la Soprintendenza alle Belle arti: Archivio dei disegni antichi (Monza: Cascine e Villa Reale).

Come è facile notare, si tratta di documentazione relativa al cerimoniale della corte e alla gestione istituzionale e amministrativa della corte e delle sue residenze tra i primi anni dell'Ottocento e gli anni Venti del Novecento.

Oggetto di questo saggio è la prima delle serie, vale a dire l'Archivio delle cerimonie, la cui documentazione compresa tra il 1818 e il 1859 è a sua volta suddivisa come segue:

Archivio delle cerimonie (1818-1859) – 36 buste (Milano, Monza e Venezia)

b. 1 Ammissibili e ammessi a Corte nelle Provincie Lombardo-Venete prima delle norme sanzionate da S.M.I.R.A. nel 1823 [Veneto] (1818-1823).
b. 2 Ammissibili e ammessi a Corte nelle Provincie Lombardo-Venete prima delle norme sanzionate da S.M.I.R.A. nel 1823 [Veneto] (1821-1822).
b. 3 Ammessi e ammissibili a corte nelle Provincie Lombardo-Venete dietro le norme sanzionate da S.M.I.R.A. nel 1823 [Milano] (1823-1825).
b. 4 Ammessi e ammissibili a corte nelle Provincie Lombardo-Venete dietro le norme sanzionate da S.M.I.R.A. nel 1823 (1825-1836).
b. 5 Ammessi e ammissibili a corte nelle Provincie Lombardo-Venete dietro le norme sanzionate da S.M.I.R.A. nel 1823 (1837-1859).
b. 6 Registri degli invitati ai pranzi di corte in Venezia (s.d.).
b. 7 Ammissibili agli onori di corte delle Provincie venete dietro le norme del 1823 (1823-1859).
b. 8 Anniversari dei giorni natalizi e onomastici di Ferdinando I e Francesco I (1819-1845).
b. 9 Anniversari dei giorni natalizi e onomastici di Francesco Giuseppe (1857-1858).
b. 10 Anniversari di morte di sovrani d'Austria (1838-1859).
b. 11 Capi d'anno a Milano e Venezia (1819-1831; 1857-1858).
b. 12 Circoli ossiano ricevimenti serali in Milano (1820-1846).
b. 13 Circoli ossiano ricevimenti serali in Milano (1857-1858).
b. 14 Circoli ossiano ricevimenti serali in Venezia (1820-1859).
b. 15 Conferimento di ordini cavallereschi (1812-1858).
b. 16 Consoli esteri (1827-1857).
b. 17 Miscellanee (1831-1857).
b. 18 Corpus Domini (1818-1858).
b. 19 Etichette e onori per Sovrani, Principi, Cardinali, Duchi, Governi, ecc. (1821-1845).
b. 20 Feste proprie in Monza e Venezia (1818-1835).
b. 21 Feste e Cerimonie eventuali e straordinarie (1820-1858)
b. 22 Funzioni della Settimana Santa e Solennità di Pasqua (1795-1832).

b. 23 Funzioni della Settimana Santa e Solennità di Pasqua (1833-1840).
b. 24 Ingressi solenni (1818-1838).
b. 25 Ingressi solenni (1857-1858).
b. 26 Lutti ed esequie per Principi altissimi (1818-1836).
b. 27 Lutti ed esequie per Principi altissimi (1837-1859).
b. 28 Massime, etichette di Corte, uniformi dei nobili presentati del Regno lombardo-veneto (1818-1851).
b. 29 Massime ed etichette di corte. Norme e regolamenti (1840-1858).
b. 30 Nomine a grandi cariche della Corte imperiale a Vienna (1819-1846).
b. 31 Nomine a cariche nobili alla Corte vicereale (1818-1846).
b. 32 Nomine e giuramenti, chiavi, uniformi, prerogative, doveri di R.R. Ciambellani, Consiglieri intimi e Dame di palazzo (1838-1859).
b. 33 Nomine e giuramenti di Gran Dignitari del Regno lombardo-veneto (1818-1842).
b. 34 Novena per la regnante casa d'Austria nel tempio di Santa Maria presso San Celso (1818-1857).
b. 35 Petenti la presentazione o l'ammissione a Corte senza l'appoggio dei titoli contemplati dalle norme 1823 (1818-1838).
b. 36 Parti di S.A.I. la viceregina. Preci per la gravidanza e battesimi solenni (1821-1831).

La documentazione conservata nell'*Archivio delle Residenze reali lombarde* costituisce lo specchio in cui trovare conferma dell'analisi condotta, sul ceto nobiliare e sul suo rapporto con la corte austriaca durante la Restaurazione, dai maggiori storici che si sono occupati di tali questioni. In questo senso, è interessante ripercorrere l'interpretazione offerta da Marco Meriggi[1] delle pagine dedicate alle caratteristiche del Regno lombardo-veneto, e in particolare agli esponenti della nobiltà di questo territorio, e dallo statistico boemo Carl Czoernig, il quale, com'è noto, nei suoi scritti degli anni Trenta esprimeva un giudizio critico sulla società lombardo-veneta, a suo parere dissestata dall'assenza di quegli elementi di corporativismo arcaicizzante che nelle province austro-boeme dell'Impero venivano emblematicamente espressi dalla tenuta della signoria fondiaria feudale.

Nel Lombardo-Veneto, dopo il riassetto giuridico e sociale introdotto dal periodo francese e napoleonico, era scomparso, secondo Czoernig, quello spirito di solidarietà tipico dell'antico regime che aveva lasciato il passo a una materialistica società inorganica composta da individui isolati caratterizzati in base al rispettivo patrimonio; una società che, oltre ad essere nel suo insieme conflittuale rispetto al governo di Vienna, era percorsa al proprio interno da correnti di disgregazione dell'antico assetto e di crescita di nuovi rapporti sociali. Fenomeni accentuati, sempre secondo Czoernig, dalla plurisecolare mancanza di considerazione per la sacralità del potere e da una più recente irreligiosità diffusa finanche negli strati

[1] Cfr. M. MERIGGI, *Il Regno Lombardo-Veneto*, Torino 1987, in particolare il capitolo dedicato alla nobiltà alle pp. 110-145.

inferiori della società. Egli imputava molte delle responsabilità di questa situazione al ceto nobiliare lombardo-veneto, il quale, a suo parere, aveva derogato dalla sua antica funzione di coadiutore del monarca, specie se confrontato con la nobiltà austriaca; va detto, tuttavia, che a differenza di quello austriaco, il ceto nostrano non godeva di tutte quelle prerogative e di tutti quei privilegi che costituivano un sostegno fondamentale per il ceto d'Oltralpe.

Nonostante questa sostanziale disparità, è innegabile il fatto che gli appartenenti alla nobiltà lombarda e a quella veneta, pur con notevoli differenze tra loro, rimasero ancora per tutta la Restaurazione l'*élite* incontrastata del paese dal punto di vista sia economico e patrimoniale che politico e sociale. Nonostante l'ascesa sempre più rapida di un ceto borghese con caratteristiche imprenditoriali, l'aristocrazia mantenne infatti una salda preminenza nella proprietà terriera, anche se tale proprietà era ormai completamente avulsa da vincoli feudali e non di rado si esercitava con rapporti capitalistici moderni nella gestione degli affitti e dei salari.

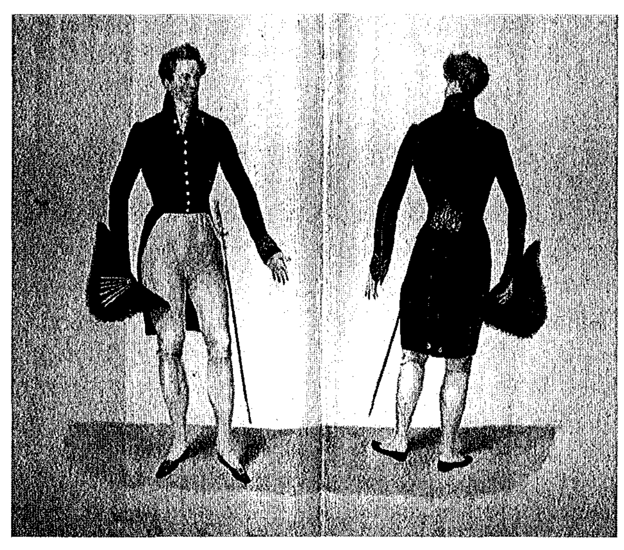
Venendo ai rapporti tra la nobiltà e la corte, è importante sottolineare il crescente distacco dalla gestione dello Stato, con l'eclissi parziale da parte della nobiltà – che divenne quasi totale dopo il Quarantotto – dalle strutture amministrative e giudiziarie per non parlare di quelle finanziarie, più tecniche, da sempre disertate. Com'è noto, la rinuncia allo Stato da parte della nobiltà aveva una delle sue cause nella «formalizzazione» ovvero nella burocratizzazione della funzione pubblica, al cui interno l'iter della carriera, con l'applicazione del corpus normativo imperiale a partire dal 1817, comportava una lunga attesa prima di raggiungere le cariche più alte. Inoltre la maggiore dimensione e professionalizzazione dell'amministrazione lombardo-veneta rispetto a quella austro-boema ne diminuiva inevitabilmente il prestigio: alle cariche inutilmente gravose dell'amministrazione statale la nobiltà lombarda, e milanese in particolare, preferiva i ruoli direttivi delle istituzioni sanitarie, assistenziali e benefiche, che garantivano un ben più ampio campo di potere e palpabile alone di prestigio. Tanto è vero che per ricostruire il volto della nobiltà lombarda si ricorre alle straordinarie quadrerie dell'Ospedale Maggiore di Milano e degli altri Luoghi pii congregati più che alle collezioni ufficiali, e che in questi dipinti la postura e l'abito anche dei maggiori aristocratici milanesi sono spesso informali e raramente distaccati. Tornando dunque al sottrarsi della nobiltà lombarda dalla gestione dello Stato, questa ritrosia fu causa di un ovvio aumento di conflittualità con il governo e la corte austriaca.

Ma il punto di scontro maggiore tra la corte e la nobiltà lombardo-veneta si ebbe con i lavori delle Commissioni araldiche di Milano e Venezia a partire dal 1815, destinati a elaborare un nuovo codice della nobiltà che tenesse conto sia della situazione prerivoluzionaria, sia dei recenti titoli di epoca napoleonica, e che tendenzialmente cercasse di omologare la confusa situazione della nobiltà italiana a quella molto più definita dell'aristocrazia austriaca, secondo una tendenza già portata avanti da Giuseppe II.

I lavori delle commissioni araldiche, che si conclusero nel 1828 con l'Elenco dei nobili confermati per Milano e Venezia, si riflettono nella notevole quantità di documenti centrati su questa questione, conservati nell'*Archivio delle Residenze reali lombarde.* Tale documentazione conferma da una parte la scomparsa all'interno del corpo aristocratico di quella centralità del patriziato urbano che aveva costituito la principale caratteristica della vita nobiliare e dell'esercizio del potere nei territori lombardi e veneti prima del periodo napoleonico; dall'altra l'esclusione di una consistente parte della nobiltà – e non di rado di alcuni dei rami delle famiglie più importanti – dall'acceso a corte.

Infatti con l'arrivo del viceré, l'arciduca Ranieri, e la conseguente istituzione di una corte vicereale si dovettero stabilire i criteri per l'ammissione alle feste e alle cerimonie della corte stessa. Da Vienna erano giunte le regole da applicare per l'ammissione presso la corte, in base alle quali era stato dato incarico al conte Luigi Settala di redigere l'elenco dei nobili aventi diritto a tale ammissione. Settala, che sarebbe poi divenuto ciambellano e gran maestro delle cerimonie del Regno lombardo-veneto – e che fu oggetto di astio da parte dell'aristocrazia per il suo ruolo all'interno della Commissione araldica –, lasciò una straordinaria quantità di materiale documentario, che costituisce oggi una parte importante dell'*Archivio delle Residenze reali lombarde.* Infatti più di metà della documentazione preunitaria in esso conservata non riporta il protocollo della corte, ma risulta direttamente «proveniente dalla *casa mortuaria* del conte Luigi Settala». Esiste, in questo senso, nelle carte Settala un prezioso «Protocollo»[2] ovvero una rubrica che elenca alfabeticamente tutti gli argomenti trattati nelle carte dell'Archivio, con il rimando al fascicolo e al numero di protocollo.

[2] Archivio di Stato di Milano (d'ora in poi ASMi), *Archivio storico della Villa Reale o delle Residenze reali lombarde,* Archivio delle cerimonie, b. 6, Registri degli invitati ai pranzi di corte in Venezia: «Rubrica del protocollo separato delle Cerimonie».





Figg. 1 e 2. Bozzetti per le uniformi dei ciambellani: documentazione proveniente da Vienna relativa ai cerimoniali per la corte vicereale, 1818 (ASMi, *Archivio delle Residenze reali lombarde*, Archivio delle cerimonie, b. 28, Massime, Etichette di Corte ed Uniformi dei Nobili presentati del Regno Lombardo-Veneto).

A. Ammissibili a corte prima delle norme 1823; ammessi; ammissibili dietro le norme 1823; ammissibili a corte forestieri; ammissibili a corte delle province venete; ammissibili agli onori per grazia; anniversari di giorni natalizi di S.M.; anniversari di giorni onomastici; anniversari di morte di sovrani d'Austria; appartamenti serali in Milano; appartamenti serali in Venezia; Arena: feste all'Arena; arena: festa in maggio 1825; Arena: intervento delle LL.AA.II. alla regata veneziana il 17 agosto 1828; avvisi di corte; accademia al conservatorio di musica; anticamera di corte: regolamento; anticamera di corte: accesso; avvisi di lutto; arcipretura di Monza sulla festa di San Giovanni; ammessi effettivamente a corte; ammessi a corte: invitati all'ingresso; andata solenne di S.M. a S. Ambrogio; autorità civili intervento in chiesa; ammissibili agli onori di corte; arciduca viceré.

B. Battesimi solenni; ballo dato dalle LL.AA.II. in Milano; ballo dato dalle LL.AA.II. in Milano; berretto cardinalizio: norme di cerimoniale; berretto cardinalizio: cerimonia per l'imposizione a S.E. Gaysruck; benedizione data ad una bandiera in piazza d'armi, 16 maggio 1824; Brera: distribuzione dei premi; Brera: distribuzione dei premi 28 agosto 1828; Brera: visita degli oggetti d'arte; Brescia: nobili della città di Brescia ammissibili dopo il 1823; Bergamo: nobili della città di Bergamo ammissibili dopo il 1823; Belluno: nobili della città di Belluno ammissibili dopo il 1823; banchetto solenne per l'incoronazione; battesimo di un figlio di S.A. il duca di Toscana tenuto da S.A.I.

C. Capi d'anno in Milano; capi d'anno in Venezia; canonici ordinari della Metropolitana ammissibili a corte; circoli in Milano; circoli in Venezia; conferimenti d'ordini cavallereschi; consoli esteri nella loro ammissibilità agli onori di corte del Regno lombardo-veneto; Corpus Domini; cavalieri lombardi ammessi alla nobiltà; cavalieri veneti; cardinale: per insignimento; cardinale arcivescovo di Milano: etichetta sul suo ricevimento a corte; chiavi di ciambellano; conservatorio di musica; consiglieri intimi; comandante la guardia nobile; ciambellani: modula di giuramento; chiavi di ciambellano: regolamento; certificati d'ufficio comprovanti l'ammissibilità a corte; ciambellani di nuova nomina; ciambellani di servizio; ciambellani: norme; commissione araldica di Venezia intorno a nobiltà ammissibile a corte; cariche grandi di corte; cariche nobili di corte; comando militare di Milano: avvisi; consiglieri intimi e ciambellani: circolare a stampa; cancelleria; compagnia del Tirazzo: sul parto della viceregina; comando militare di Milano; comando generale a Verona; comandante la città di Venezia; comando militare in Milano: sul Corpus Domini; comando dato sul ricevimento per il cardinale; congregazione municipale di Monza; comando militare in Milano per Te Deum; commissione diplomatica nella settimana santa; comando militare: ingressi solenni; comando militare in Venezia: idem; comando militare in Padova; congregazione municipale di Milano: sull'ingresso di S.M. e sulla dimora di Monza; circolari; cancelleria: decreti; conti dell'Impero; congregazione municipale di Monza sulla festa del Santo Chiodo; Crema, Cremona e Como: elenco dei nobili; cancelleria: sull'ammissibilità del capitolo di Sant'Ambrogio; cancelleria di casa, corte e stato; conferimento di ordine, cariche; cholera: funzione per la liberazione; cancelleria per diverse questioni; corona ferrea: trasporto, esposizione; cerimoniale.

D. Dame lombarde ammesse a corte; dame venete ammesse a corte; duchi nel cessato governo; direttorio: sulla processione del Corpus Domini; distribuzione dei premi; dignitari del Regno: nomine; dame di palazzo: nomine; dicasteri di Milano e di Venezia; direttore della cancelleria; direzione del demanio di Venezia; direzione del demanio di Milano; direzione generale della polizia di Milano; delegazione provinciale di Como;

direzione generale della polizia di Milano sul giubileo all'Ospedale Maggiore; delegato provinciale di Verona; decorati di ordini stranieri.

E. Etichette, onori, titoli, ecc.; etichette per l'interno della corte; esequie di altissimi principi; elenchi di nobiltà; elargizioni a partorienti; esequie anniversarie per morte di sovrani d'Austria; etichette di massima pel ricevimento a corte di diversi; espressioni da unirsi nell'introduzione e contesto scrivendo a capi di famiglia ecc.; elenchi dei nobili delle diverse città lombarde; elenchi dei funzionari che per carica sono ammessi a corte; elenchi dei membri del capitolo de Duomo; elenchi dei decorati della corona di ferro; elenco dei nobili ammessi a corte delle province venete; esclusione ad onori di corte; elenchi degli ammessi a corte; elenco annuo delle variazioni.

F. Feste proprie di Monza; feste proprie di Venezia; feste eventuali e straordinarie; funzioni della settimana santa e solennità di Pasqua; funzione del Corpus Domini; feste all'Arena; funzioni funebri; funzionari ammissibili a corte; formula dei giuramenti; feste di san Giovanni Battista 24 giugno a Monza; festa del Santo Chiodo; funerali.

G. Giorni anniversari natalizi; giorni onomastici di S.M.; giorni primi d'anno; governi ed altri dicasteri; giovedì santo; giuramenti di ciambellani; giuramenti di consiglieri intimi; giuramenti di gran dignitari; gran maestro delle cerimonie; giubileo dell'Ospedale Maggiore; governo di Milano; gravidanze di S.A.I.; governo di Milano e di Venezia per diverse questioni; gran dignitari del Regno; gran maggiordomo; gran maestro delle cerimonie per diverse questioni; giunta del censimento: intorno ai circoli di corte; Gazzetta di Milano: inserimento delle occorrenze di corte; gran coppiere del Regno; guardie nobili; gran ciambellano a Vienna.

I. Ingressi solenni; indirizzi da praticarsi dal viceré a sovrani, papa, confederazione elvetica; indirizzi e titoli verso principi della Germania; incoronazione del re d'Ungheria; impiegati superiori lombardi ammessi a corte; impiegati superiori veneti ammessi a corte.

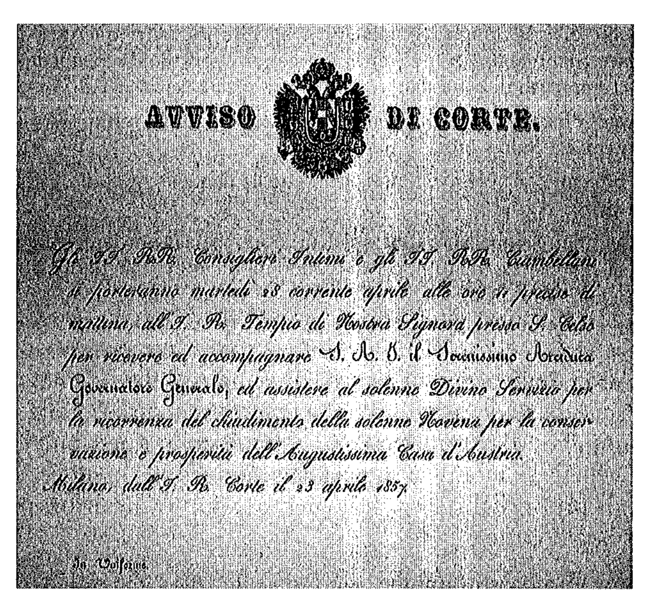
L. Lutti ed esequie; lavanda del giovedì santo; lutti di corte; libri di musica; libro grande dei nobili veneti.

M. Massime ed etichette per l'interno della corte; Monza: festa; massime sui lutti di corte; massime sui giuramenti dei ciambellani; Madonna della salute a Venezia; modula di giuramenti; malattia e guarigione di S.M. nel 1826; massime sulla perdita del privilegio agli onori di corte; massime intorno alla nomina prerogative e giuramenti dei ciambellani; massime sul ricevimento di sovrani, principi esteri; massime diverse; messa e rivista militare; musica e libri di musica; miscellanea; magistrato camerale in Milano e in Venezia; matricola a stampa dei nobili titolati.

N. Nomine a grandi cariche della corte imperiale; nomine a grandi cariche della corte vicereale; nomine, giuramenti di diversi; nobili: elenchi; nobiltà ammissibile; norme diverse; natalizio; norme, vedi massime.

O. Onomastico di S.M.; ordini cavallereschi; onori a principi di passaggio a Milano; Ospedale Maggiore di Milano; ordine della corona di ferro.

P. Petenti di presentazione per ammissione a corte; parti di S.A.R. la viceregina; puerperi; primo giorno dell'anno; processione del Corpus Domini; processione del Santo Chiodo; processione in Venezia; primo gran maggiordomo; Pasqua: solennità; preci per la gravidanza; petenti per essere presentati nobili; Praga: sponsali delle LL.AA. II.; petenti di essere presentati alle LL.AA.II. quali nobili ammissibili agli onori di corte; podestà di Milano; Pavia: nobili ammessi; Padova; primo gran maggiordomo.



AVVISO DI CORTE.

Gli II. RR. Consiglieri Intimi e gli II. RR. Ciambellani
si porteranno martedì 28 corrente aprile alle ore 11 precise di
mattina, all'I. R. Tempio di Nostra Signora presso S. Celso
per ricevere ed accompagnare S. A. I. il Serenissimo Arciduca
Governatore Generale, ed assistere al solenne Divino Servizio per
la ricorrenza del chiudimento della solenne Novena per la conser-
vazione e prosperità dell'Augustissima Casa d'Austria.

Milano, dall'I. R. Corte il 23 aprile 1857.

Fig. 3. Avviso di corte, a stampa: novena a San Celso per la prosperità dell'augusta casa d'Austria, 1857 (ASMi, *Archivio delle Residenze reali lombarde*, Archivio delle cerimonie, b. 34, Novena per la regnante casa d'Austria nel tempio di Santa Maria presso San Celso).



INGRESSO
alla Ringhiera del gran Salone delle Cerimonie
nell'Imp. Regio Palazzo di Corte
nella mattina del 23 marzo corrente dalle ore 10 alle 11 per assistere
alla funzione del Pranzo e Lavanda dei piedi
che si farà a dodici poveri ed a dodici povere
dalle LL. AA. II. e RR. il Serenissimo ARCIDUCA VICERÈ
e la Serenissima ARCIDUCHESSA VICEREGINA.

Si ascende dalla scala M nel secondo Cortile, e passando per gl'Imperiali
Appartamenti si va alla scala interna che mette alla Ringhiera.

Milano, dall'I. R. Corte il 18 marzo 1826.

Fig. 4. Ingresso a corte, a stampa: documentazione relativa alla cerimonia della lavanda dei piedi del Giovedì santo, Pasqua 1826 (ASMi, *Archivio delle Residenze reali lombarde*, Archivio delle cerimonie, b. 22, Funzioni della Settimana Santa e Solennità di Pasqua).

R. Ricevimenti diversi; ranghi competenti a sovrani, ed altri dicasteri in occasioni pubbliche; ranghi competenti ai duchi del cessato governo; regolamento alle anticamere di corte; regali di battesimo; regali diversi; regata veneziana all'Arena di Milano.

S. San Giovanni Battista: festa 24 giugno; Santo Chiodo: festa; settimana santa; sponsali della principessa Maria Anna di Sardegna.

T. Titoli ai principi della Germani; titoli ai capi delle famiglie; titoli di diversi; Te Deum; tenda in piazza d'armi.

U. Ufficio del gran ciambellano; ufficio del primo gran maggiordomo; udienze: regolamento dell'anticamera; uniformi dei consiglieri intimi; ufficialità: permesso agli ufficiali di recarsi a corte; Udine: elenco dei nobili.

V. Variazioni agli elenchi dei nobili veneti e lombardi; Venezia.

In particolare i numerosissimi elenchi di «ammissibili e ammessi a corte», redatti in successive occasioni, sono spesso di mano di Settala e testimoniano il puntiglioso lavoro fatto dalle commissioni, dopo l'invio ai nobili lombardo-veneti dei moduli a stampa, sul modello dei quali era necessario ricostruire il proprio albero genealogico e comprovare il proprio diritto all'ammissione a corte.

Com'è noto, numerose famiglie, alcune delle quali facenti parte del più antico patriziato, vennero private del diritto ad accedere allo «specchio simbolico della corte» per una questione di insufficiente «limpidezza di sangue», soprattutto nei loro rami femminili, che spesso erano stati «contaminati» da matrimoni non all'altezza del blasone familiare, ma necessari per il sostentamento dei rami cadetti, per i quali, come si è detto, non esistevano nei territori italiani quelle prebende che il Sacro Romano Impero aveva creato a sostegno dei figli non primogeniti e delle figlie.

Le prime buste contengono, dunque, materiale miscellaneo riguardante l'accesso a corte di famiglie lombarde e venete prima e dopo le norme del 1823, nonché prescrizioni e figurini per gli abiti da indossare nelle diverse occasioni: troviamo richieste, petizioni, alberi genealogici, elenchi provvisori con appunti relativi all'ammissibilità o meno dei candidati, elenchi di nobili che potevano aspirare ad essere ciambellani o membri di ordini cavallereschi. A riprova del fatto che spesso erano le mogli a causare qualche problema araldico, vengono indicati come sicuri i nomi dei nobili che non erano sposati o le cui mogli erano sicuramente in condizione di non ostacolare l'ammissibilità a corte del marito.

Per Milano, dopo le vicende del 1820-1821, troviamo la documentazione trasmessa dall'I.R. Governo di Lombardia contenente la nota di quei nobili che per essere stati dichiarati rei d'alto tradimento avevano perso

personalmente i diritti di nobiltà[3]: il conte Federico Confalonieri, Pietro Borsieri di Kanilfeld, il marchese Giorgio Pallavicini, il barone Francesco Arese, il marchese Giuseppe Arconati, tutti di Milano; il conte Giovanni Arrivabene di Mantova; il cavalier Carlo Dossi Pisani di Pavia; il nobile Filippo Ugoni di Brescia. Vi erano inoltre i nomi di tre nobili per i quali tale diritto restava solamente sospeso: il marchese Alessandro Visconti d'Aragona, don Sigismondo Trecchi e don Alberico de Felber.

Preziosi sono gli elenchi a diverse soglie storiche dei nobili ammessi a corte, divisi per province; alcuni di questi elenchi sono provvisti di indirizzi, e anche in questo caso si tratta di documentazione di notevole importanza sia per ricostruire le vicende delle famiglie minori, sia per distinguere con sicurezza i domicili dei diversi rami di casate molto numerose; vi sono elenchi di nobiluomini e nobildonne nati in altri regni, ma divenuti sudditi per cambio di residenza (si tratta soprattutto di donne divenute lombardo-venete per matrimonio); elenchi di dame delle quali viene indicato con precisione il cognome da nubili e da sposate, il nome del marito, il numero dei figli e delle figlie. Infine troviamo elenchi di funzionari non nobili che per le loro cariche vengono ammessi agli onori della corte; di persone ammesse per essere insignite di ordini cavallereschi; dei nobili e delle dame domiciliati nel Lombardo-Veneto, ma appartenenti a dominazioni estere; di personaggi appartenenti alla corte che ottengono il permesso di ricevere decorazioni concesse da potenze straniere.

Come si è detto, la penalizzante composizione del ristretto gruppo di nobili ammessi alla corte vicereale escluse di fatto una partecipazione compatta dell'aristocrazia lombardo-veneta alla vita e alle sorti del governo asburgico in Italia; inoltre la modestia della dimensione celebrativa e cerimoniale della vita di corte dell'arciduca Ranieri aveva ulteriormente spento il desiderio di partecipare in prima persona alla vita cortigiana negli esponenti di primo piano della nobiltà, molto più disponibili a far vibrare le note della commozione e del risentimento nella celebrazione dei propri martiri illustri, primo fra tutti Federico Confalonieri.

La sanatoria del 1823, che apriva le porte della corte anche a molti inizialmente dichiarati non «ammissibili», ma che impediva nel futuro matrimoni «ineguali», non fece che sottolineare la frattura insanabile tra

[3] ASMi, *Archivio storico della Villa Reale o delle Residenze reali lombarde*, Archivio delle cerimonie, b. 3, Ammessi e ammissibili a corte nelle Provincie Lombardo-Venete dietro le norme sanzionate da S.M.I.R.A. nel 1823 [Milano] (1823-1825): Elenco degli «ammissibili agli onori di corte delle Provincie Lombarde dietro le norme sanzionate da S.M.I.R.A. nel 1823».

esteriorità monarchica ed esteriorità aristocratica, specie per la nobiltà lombarda, che riteneva impensabile un'ingerenza esterna nel processo di cooptazione e di autodeterminazione attraverso cui si era sostenuta e alimentata nei secoli. La corte rimase, dunque, un luogo scarsamente frequentato dai nobili lombardo-veneti, che preferirono dar vita a una dimensione di sociabilità privata quale quella dei salotti e dei circoli, dai quali rimasero a loro volta esclusi per la maggior parte gli esponenti della nobiltà austriaca e tedesca di stanza a Milano e Venezia.

La documentazione dell'*Archivio della Residenze reali lombarde* testimonia dei tentativi di riagganciare la nobiltà italiana in coincidenza di particolari eventi, quali il viaggio ufficiale in Veneto e Lombardia di Francesco I nel 1825, ma soprattutto l'incoronazione di Ferdinando I a Milano nel 1838[4]: in tali occasioni, come emerge setacciando la documentazione, vennero attuati quei giochi di grande regia cerimoniale che nella migliore tradizione dell'antico regime cortigiano assegnavano alla nobiltà la funzione di cointerprete, insieme al monarca, della sfera pubblica rappresentativa[5].

[4] ASMi, *Archivio storico della Villa Reale o delle Residenze reali lombarde*, Archivio delle cerimonie, b. 17, Miscellanee (1831-1857). In occasione dell'incoronazione di Ferdinando I, il conte Luigi Settala ciambellano di S.M.I.R.A. e gran maestro delle cerimonie del Regno lombardo-veneto redasse un elenco datato 1838, nel quale sono presenti note e modifiche fino al 1846. Il registro è diviso nelle seguenti sezioni (relative a Lombardia e Veneto): «Dame di Palazzo, Consiglieri Intimi, Ciambellani, Guardie Nobili Lombarde, Guardie Nobili Venete». Per le dame di palazzo è indicato il nome e la carica del marito; per consiglieri e ciambellani sono indicati nome, cognome, titoli, anno della nomina, nome e cognome della moglie; per le guardie nobili sono indicati nome, cognome, titoli, grado nella Guardia, patria – vale a dire città di provenienza –, osservazioni.

[5] Nella documentazione contenuta in ASMi, *Archivio storico della Villa Reale o delle Residenze reali lombarde*, Archivio delle cerimonie, b. 29, Massime ed etichette di corte. Norme e regolamenti (1840-1858), sono contenute alcune note relative a «le etichette delle tre corti anteriori, cioè dell'arciduca Ferdinando governatore generale di Lombardia; del principe Beauharnais viceré d'Italia, dell'arciduca Ranieri viceré del Regno lombardo-veneto, coll'appendice a questi delli assegni e dell'andamento della casa». Le note comprendono: «I) Etichetta della corte di S.A.R. l'arciduca Ferdinando già governatore della Lombardia (l'originale firmato dal gran maestro delle cerimonie conte Luigi Settala trovasi nell'archivio governativo nella posizione Potenze Sovrane, registro 896): Ammissione alla corte; cariche di corte; giorni di gala; funzioni di chiesa; divertimenti e feste; etichetta interna alla corte; piede di casa; comparse pubbliche; amministrazione. II) Etichetta della corte del viceré del cessato Regno d'Italia (in Archivio governativo, potenze sovrane, registro 896): admissione alla corte; cariche di corte; giorni di gala; funzioni di chiesa; divertimenti e feste; etichetta interna alla corte; comparse pubbliche della corte; amministrazione della corte. III) Etichette della corte di S.A.I. re l'arciduca Raineri già viceré del Regno lombardo veneto: Ammissione alla corte; cariche di corte; giorni di gala; funzioni di chiesa; divertimenti e feste; etichetta interna di corte; piede di

In tutta fretta si cercarono esponenti nobiliari per riempire tutti i ranghi dei cortei reali da Monza al Duomo di Milano; si cercarono esempi di precedenti illustri, come dimostra la lista di fascicoli celebrativi a stampa degli ingressi solenni dal Cinquecento in avanti, raccolti da Settala; si decise di dare nuova linfa all'organico della guardia nobile lombardo-veneta; ma sostanzialmente furono le sole e ultime occasioni in cui si ricostituì la *communitas* formata da nobili e monarca. Col passaggio agli anni Quaranta vennero perpetuate soltanto le celebrazioni annuali relative alle feste religiose (Sant'Ambrogio a Milano, San Giovanni Battista a Monza, la regata per la Madonna della Salute e Venezia), oltre al capodanno, alla Pasqua, alle novene per la prosperità della casa d'Austria, al compleanno e all'onomastico dell'imperatore e del viceré, per i cui festeggiamenti si conservano lettere, avvisi a stampa, note manoscritte e fogli a stampa del cerimoniale, elenchi degli invitati, appunti con lo schema della «Distribuzione della tavola»[6]. È da notare che tra i fascicoli contenenti la documentazione relativa alle celebrazioni e organizzati in ordine cronologico mancano gli incartamenti relativi al 1848 e 1849.

La documentazione riporta, dunque, in maniera dettagliata le numerose cerimonie di carattere religioso alle quali partecipava la corte, per le quali venivano emanati ogni volta identici avvisi a stampa: in particolare si dava grande rilievo alla celebrazione del Corpus Domini[7] e alla ceri-

casa; comparse pubbliche; viaggi; amministrazione. IV) Protocollo cerimonie della corte di S.A.I.R. l'arciduca Ferdinando governatore generale, in corsivo a stampa: sezione I, servizio di casa; sezione II, scuderia; sezione III, segretariato presidiale; sezione IV, cassa; sezione V, sanità; camera di sua altezza la serenissima signora arciduchessa; illuminazione e vestiario ai diners e alle udienze; thé dansant, servigi secondari; servizio ordinario, straordinario servizio di corse; distribuzione della servitù, distribuzione del servizio; distribuzione dei treni; categoria delle livree; lista nominale della servitù; regolamento generale pella servitù della casa arciducale».

[6] ASMi, *Archivio storico della Villa Reale o delle Residenze reali lombarde*, Archivio delle cerimonie, b. 8, Anniversari dei giorni natalizi ed onomastici di Ferdinando I e Francesco I (1819-1845), b. 9, Anniversari dei giorni natalizi ed onomastici di Francesco Giuseppe (1857-1858).

[7] ASMi, *Archivio storico della Villa Reale o delle Residenze reali lombarde*, Archivio delle cerimonie, b. 18, Corpus Domini (1818-1858). La busta contiene i fascicoli annuali dal 1819 al 1851, relativi alla processione del Corpus Domini che avveniva dal Duomo a Sant'Ambrogio e ritorno; in ognuno sono conservati gli avvisi di corte a stampa e gli elenchi manoscritti o a stampa delle diverse fasi e della composizione della processione con le cariche degli invitati. In occasione della processione del 1847 vengono elencati i ciambellani che dovevano portare a turno i fiocchi del baldacchino nella solenne processione: «Dal Duomo al Malcantone: Woyna conte Maurizio, Castelbarco conte Cesare, Borromeo conte Renato, Zichy conte Ferdinando. Dal Malcantone al Carobbio: Fürsten-

monia della lavanda dei piedi a dodici poveri e dodici povere da parte del viceré e della viceregina in occasione della Pasqua; per i diversi avvenimenti troviamo il disegno della composizione della sala secondo la rigida etichetta di corte, quasi sempre delineata sull'analogo modello proveniente da Vienna, la cui importanza rituale e simbolica è stata da tempo sottolineata.

Vi sono buste nelle quali vengono riportati tutti gli avvisi per il lutto di corte indetto per la morte di esponenti della famiglia arciducale, nonché di principi e sovrani europei: per ognuno, com'è noto, venivano imposte rigide norme relative agli abiti da indossare e alla durata del lutto; tutta-

berg landgraf Giovanni, Parravicini nobile Raffaele, Monticelli nobile Giovanni Battista, Carcano conte Carlo, Botta Adorno marchese Antonio. Dal Carobbio a S. Ambrogio: Greppi conte Antonio, Barni conte Antonio, Stahremberg conte Carlo, Cusani marchese Francesco. Da S. Ambrogio a Casa Litta: Pachta conte Carlo, Bellismi nobile Carlo, Woyna conte Felice, Sormani conte Giuseppe. Da Casa Litta al Bocchetto: Bolognini conte Luigi, Castelbarco conte Carlo, Litta Modignani marchese Lorenzo, Neugebauer barone Franz. Dal Bocchetto al Duomo: Borromeo conte Vitaliano, Neipperg conte Gustavo, Guerrieri marchese Tullo, Rovida conte Alberico». Nell'elenco dei partecipanti alla processione, oltre alle massime cariche dello Stato e della Corte abbiamo i seguenti esponenti (in ordine crescente d'importanza): «Dottrine Cristiane; Confraternite; Padri di S. Giovanni di Dio; Padri Barnabiti; Clero delle Parrocchie; Croce del Duomo; Vecchioni e Vecchione; Chierici del Seminario; Trombettieri della Città; Portieri e Livree della Congregazione Municipale; Impiegati municipali ed Assessori municipali col Podestà, fiancheggiati (come lo Stendardo di S. Ambrogio) dai Civici pompieri; Uscieri di Governo; Membri della Camera di Commercio; Direttori degli Stabilimenti di Pubblica Beneficenza, cogli aggiunti ed amministratori dei Luoghi pii; Ispettori delle Polveri e Nitri, de' Tabacchi, della Stamperia reale, Impiegati ed Ispettore del Bollo; Direzioni degli Uffici dipendenti dall'I.R. Magistrato Camerale, compresi anche gli impiegati della Tesoreria generale e dell'Intendenza di Finanza coll'Intendente; Direzioni degli Uffici dipendenti dall'I.R. Governo compresi anche quelli del Conservatorio di Musica, col Censore, il Curatore del Collegio delle Fanciulle, il Bibliotecario di Brera, il Direttore della Casa di Correzione, ecc.; gli Impiegati, il Medico Provinciale, e gli Aggiunti della delegazione; i Membri della Congregazione provinciale, il Vice Delegato ed il Consigliere di Governo Regio Delegato; gli impiegati ed i consiglieri di prima istanza con quelli della Pretura urbana, preceduti dai Conservatori dell'Archivio notarile e delle ipoteche; il Vice Presidente e i Presidenti di essi Tribunali; i Consiglieri dell'I.R. Accademia di Belle Arti ed il Presidente; i Membri dell'I.R. Istituto, il Vice Presidente ed il Presidente; gli Impiegati dell'I.R. Direzione Generale di Polizia ed il Consigliere Aulico Direttore; gli Impiegati ed i Deputati della Congregazione Centrale; gli Impiegati ed i Consiglieri dell'I.R. Magistrato Camerale, con quelli della Prefettura del Monte, col Prefetto e col Regio Procuratore della Camera; il primo Consigliere ed il Presidente del Magistrato Camerale; gli Impiegati ed i Consiglieri del Tribunale d'appello; il Vice Presidente e S.E. il Presidente con Torcetto; i Membri della Commissione liquidatrice del Debito pubblico co' suoi impiegati; gli Impiegati ed i Consiglieri del Censo; il Vice Presidente della stessa; gli Impiegati ed i Sig. Consiglieri Aulici della Cancelleria Vice-Reale; segue la Corte».



Fig. 5. Bozzetto di uniforme: «Decorazione dell'insigne Ordine di Leopoldo al prof. emerito Antonio Scarpa conferitogli nell'I.R. Palazzo di Corte in Milano il giorno di domenica 4 maggio 1823» (ASMi, *Archivio delle Residenze reali lombarde*, Archivio delle cerimonie, b. 15, Conferimento di ordini cavallereschi).

via anche in questo caso le regole sembrano riguardare un'epoca ormai superata, nella quale erano necessari incessanti richiami alle leggi suntuarie per impedire che le manifestazioni di lutto venissero indebitamente assunte da famiglie che non ne avevano diritto. Viceversa è proprio nel corso del XIX secolo che si afferma quella dimensione privata, domestica e affettiva del sentimento familiare e di conseguenza del dolore per la perdita e per la morte; non è un caso che dalle lettere e dalle memorie private di questo periodo emerga una sostanziale indifferenza per l'este-

riorità delle esequie e al contrario un profondo senso di lacerazione che preannuncia sentimenti familiari più «moderni» anche tra gli esponenti delle più importanti famiglie aristorcratiche.

Si ricordano inoltre alcune celebrazioni particolari: le preci per le gravidanze e i festeggiamenti per i parti di S.A.I. la serenissima arciduchessa viceregina Maria Elisabetta in occasione della nascita di Maria Carolina (1821), Maria Adelaide (1822), Leopoldo (1823), Ernesto Ranieri (1827); la processione in Venezia per il ringraziamento all'Altissimo della cessata peste nel 1819; la «funzione nel Salone delle Colonne nell'I.R. Palazzo di Corte in Milano per la ammissione come Commendatore all'Ordine di S. Stefano d'Ungheria di Sua Eccellenza il Sig.r Conte Giulio Strassoldo Presidente dell'I.R. Governo di Lombardia» nel 1821; il Te Deum in Duomo come ringraziamento per il ristabilimento dell'ordine in Piemonte nel 1821; l'imposizione del berretto cardinalizio a Gaysruck nel 1825; la messa per la cessazione del «morbo colera» nel 1826; il solenne ricevimento in Milano «per S.M. la serenissima sposa di S.M. il Re d'Ungheria e Principe Ereditario dell'Impero d'Austria» nel 1831; le regate nell'Arena allagata in occasione del Congresso degli scienziati del 1844; le modeste feste popolari, durate un solo giorno, per la nascita del principe ereditario nel 1858, con fuochi d'artificio a Milano e l'allestimento sul viale di fronte alla Villa Reale di Monza di due cuccagne e pochi palchi per prestigiatori, saltimbanchi, ballerini e gladiatori. Uno dei pochi balli però, per il quale è presente un'ingente documentazione, venne offerto dal conte di Bellegarde nel gennaio 1816, con un invito in cui si leggeva che la «festa da ballo era destinata particolarmente al divertimento della nobile gioventù»[8]; all'altro estremo cronologico vanno ricordati i balli offerti dall'arciduca Massimiliano nel 1857 e 1858. Per il resto troviamo elenchi di «appartamenti serali», ovvero di ricevimenti per un numero limitato di persone, con annessi elenchi di invitati in cui troppo spesso figurano giustificazioni di vario genere, addotte per la mancata partecipazione da parte dei convocati e delle convocate. Tale documentazione è comunque preziosa per seguire l'ascesa o il declino di una famiglia nelle preferenze ducali.

Dagli elenchi degli ammessi alle celebrazioni ordinarie e straordinarie emerge, dunque, da una parte la ritirata da parte della nobiltà dai rituali della corte, dall'altra la parallela assenza di aristocratici anche dalle cariche civili e diplomatiche, nonché dai ranghi militari, i cui rappresentanti,

[8] ASMi, *Archivio storico della Villa Reale o delle Residenze reali lombarde*, Archivio delle cerimonie, b. 12, Circoli ossiano ricevimenti serali in Milano (1820-1846).



Gli II. RR. Consiglieri intimi attuali, gli II. RR. Ciambellani, e le Dame di Palazzo si troveranno Giovedì 12 corrente Marzo alle ore 10 ½ precise antimeridiane nelle solite Anticamere dell'I. R. Palazzo di Corte, per fare l'accompagnamento e corteggio alle LORO ALTEZZE IMPERIALI REALI, ed assistere al Divino Servizio nell'I. R. Cappella di San Gottardo, celebrandosi le solenni Esequie per la morte di

SUA MAESTÀ IMPERIALE E REALE APOSTOLICA

FRANCESCO PRIMO.

Milano, dall'I. R. Corte, il 9 Marzo 1835.

In abito nero giusta il prescritto per il lutto in corso.

Fig. 6. Avviso di corte, a stampa: disposizioni per il lutto di corte in occasione della morte di Francesco I, 1835 (ASMi, *Archivio delle Residenze reali lombarde*, Archivio delle cerimonie, b. 26, Lutti ed esequie per Principi altissimi).

elencati minuziosamente negli organigrammi dei cortei, testimoniano viceversa la crescente presenza di esponenti di famiglie non nobili o di aristocratici provenienti dal resto dell'Impero asburgico.

Le buste dell'*Archivio delle Residenze reali lombarde*, con i loro elenchi dettagliati, offrono dunque una prova sicura di quanto è stato sostenuto sulla natura peculiare della nobiltà lombarda e in parte di quella veneta. Le accuse che a questo ceto vennero rivolte da Czoernig – di non essere devoto al governo austriaco, di essere semplice spettatore della vita pubblica, politica e amministrativa dello Stato, di non coltivare l'autentico spirito nobiliare – sono certamente fondate, ma resta ancora da stabilire se si tratta di caratteristiche negative o positive, specie se misurate sul piano della modernità. Certo non si trattava ormai più di una nobiltà immersa nell'universo ideologico feudale, che considerava il sovrano un *primus inter pares*: dalle carte emerge chiaramente come nel corso della Restaurazione al patriziato lombardo – e in misura minore a quello veneto – ormai più che il co-governo importava l'autogoverno; più che la limpidezza di sangue interessava il «vivere civile» nelle ricche residenze urbane e nelle splendide ville di campagna; più che la sfera guerriera e feudale interessava quella mercantile e affaristica: in fondo, in continuità con le grandi stagioni dell'epoca comunale e rinascimentale.

Die Franzensburg als Ort höfischer Repräsentation, habsburgischen Familienlebens und dynastisch-patriotischer Musealisierung

von *Wolfgang Häusler*

1. *Laxenburg als Residenz der Habsburger vom Spätmittelalter zur Barockzeit*

Laxenburg non è castello,
Laxenburg non è città;
mà è un' luogo bello,
che piace à Sua Maestà.

Dieser Vierzeiler Pietro Metastasios, dessen poetisches und theatralisches Werk den italienischen Kultureinfluss am Hofe Karls VI. und Maria Theresias umspannt, bezeichnet den wesentlichen Aspekt der Bedeutung Laxenburgs für die Repräsentation der habsburgischen Herrscherfamilie. Keine prunkvolle Hofhaltung, sondern ein Ort des Genusses zwanglosen Landlebens vor den Toren der Haupt- und Residenzstadt – dies sollte Laxenburg sein. So integrierten sich Schloss und Park, genau 15 km oder zwei österreichische Postmeilen (übrigens die klassische Distanz der Poststationen!) südlich der Stadtmitte Wiens, in den Kranz jener Schlösser, die der Hof im 17. und 18. Jahrhundert mit wechselnder Intensität aufsuchte: Kaiserebersdorf, Favorita, Schönbrunn und Hetzendorf, wobei gut ausgebaute, als Alleen gestaltete Straßen bestmögliche Verbindungen ermöglichten.

Laxenburg ist die älteste und dauerhafteste Stätte des Garten- und Jagdvergnügens der Habsburger, die wir kennen. Herzog Albrecht III., der Bruder Rudolfs IV. des Stifters, baute das Schloss, das als Kern des Alten Schlosses mit seiner Kapelle noch steht, nicht nur als Befestigung aus, sondern genoss hier Jagd, Fischfang und Gartenfreuden. Von der verlassenen Burg auf dem Leopoldsberg wurden Säulen und Statuen nach Laxenburg gebracht – in diesem Punkt nahm Albrecht die Sammeltätigkeit des Kaisers Franz vorweg. Auch ein Bad wurde angelegt, das als Pavillon im Wassergraben des Schlosses noch auf Ansichten des frühen 18. Jahrhunderts erscheint. Auch in der Franzensburg gibt es ein heizbares

Bad mit einem großen marmorverkleideten Becken. Lachsendorf wurde zum Markt erhoben (1388); der Name des Schlosses wurde auf den Ort übertragen. Albrecht dokumentierte hier auch unübersehbar Besitzansprüche auf das nördliche Wiener Becken, dessen Süden seit der Neuberger Teilung (1379) an den ehrgeizigen und streitbaren Bruder Leopold III. fiel. Als höfischen Orden gründete er zur ritterlichen Huldigung für seine schöne Gemahlin Beatrix von Hohenzollern, Tochter des Burggrafen von Nürnberg, den Zopforden. 1395 starb Albrecht III. «mit dem Zopfe» in seinem Laxenburger Lieblingsschloss.

Für Herzog Friedrich V. (als Kaiser Friedrich III.) war Laxenburg im 15. Jahrhundert, ebenso wie seine Stadt und Burg Wiener Neustadt, ein wichtiger Stützpunkt, den er mit seinem AEIOV und dem noch heute im Hof des Alten Schlosses mit Kaiser- und Erzherzogstitel zu lesenden Aphorismus signierte: «RERVM. IRRECVPERABILIVM. SVMMA. FELICITAS. EST. OBLIVIO».

Man könnte dies exakt mit der so österreichischen Erkenntnis aus der *Fledermaus* übersetzen: Glücklich ist, wer vergisst, was doch nicht zu ändern ist … Ganz ähnlich lautete der Stoßseufzer des Kaisers Franz anno 1809 angesichts der großen Territorialeinbußen der Monarchie: «Laxenburg wird er (gemeint ist Napoleon, der im Jahr darauf sein Schwiegersohn werden sollte) mir doch lassen!» Maximilian I. pflegte nach der Rückeroberung Niederösterreichs vom Ungarnkönig Matthias Corvinus Jagd und Garten von Laxenburg mit persönlichem Interesse. Er ließ Damwild hegen und legte einen Garten «auf Niderländisch» an. Für die habsburgische Heiratspolitik ist bezeichnend, dass Maximilian in Laxenburg weilte, als er die Doppelhochzeit seiner Enkel mit den Kindern Wladislaws von Böhmen und Ungarn vorbereitete (1515).

Seit dem 17. Jahrhundert tritt der weibliche Aspekt der Laxenburger Hofhaltung in den Vordergrund. Ferdinand II. und Ferdinand III. widmeten das frühbarock umgestaltete Laxenburg ihren Gemahlinnen Eleonora Gonzaga d.Ä. und J., ebenso Leopold I. seiner dritten Gattin Eleonora Magdalena von Pfalz-Neuburg. 1682 wurde der als Kleinkind verstorbene Erzherzog Leopold Joseph in Laxenburg geboren und getauft. Die Schäden durch den Einfall der Osmanen 1683 führten zu großzügigem Wiederaufbau von Schloss und Pfarrkirche; der Park wurde Schauplatz der von Leopold so sehr geliebten Theateraufführungen im Freien. Die leichte Erreichbarkeit bei diskreter Distanz von der Residenz machte Laxenburg zum Schauplatz wichtiger diplomatischer Verhandlungen, so die antifranzösische Laxenburger Allianz 1682. Dies setzte sich unter

Karl VI. fort: Verhandlungen im Umfeld der *Pragmatischen Sanktion* und namentlich des Vertrages Ripperdàs zum Ausgleich der Nachfolgeprobleme des Spanischen Erbfolgekrieges fanden hier statt. Die strenge Hofetikette war hier schon unter Karl VI. gelockert, die spanische Hoftracht nicht verpflichtend. Um das alte Schloss gruppierten sich im 18. Jahrhundert Häuser jener Aristokraten, die dem Hofe nahe standen – namentlich Schwarzenberg, Schönborn, Sinzendorf und Kaunitz. Das höfische Hauptereignis der «Frühlingsresidenz» bildete die Reiherbeize, die Jagd auf Wasservögel mit Falken, in der Auenlandschaft von Laxenburg. Schon Maximilian I. hatte diese vornehmste höfische Jagdart gepflegt. Aus der Zeit Maria Theresias dokumentiert eine vierteilige Gemäldeserie von Johann Christian Brand den Ablauf der Jagd (Museum Belvedere Wien); im Fest- und Speisesaal des Blauen Hofes wurde diese Reiherbeize im Deckenfresko und in Plastikengruppen festgehalten.

Maria Theresia ließ durch ihren Lieblingsarchitekten Nikolaus Pacassi den Blauen Hof (so benannt nach seinem Besitzer im frühen 17. Jahrhundert, Rittmeister Sebastian von Ploenstein) zu einem Schönbrunn *en miniature* ausbauen – zumal die Bauarbeiten an dieser seit der Aufgabe der Favorita bevorzugten Hauptsommerresidenz nur langsam fortschritten. Die Vereinfachung des höfischen Protokolls vollzog sich zunächst im Familienleben der Herrscherin, wie der preußische Gesandte Graf Podewils 1747 in Bezug auf ihren Familiensinn und Kinderliebe bemerkte: «Ein rein bürgerliches Hauswesen zu führen, wäre ihr gewiß am liebsten». Gemeinsam mit dem Gatten Franz Stephan von Lothringen wurden französisches und italienisches Lustspiel, Oper und Ballett in dem 1753 errichteten, geräumigen Theater gepflegt. Auch liebte die Kaiserin das Kartenspiel, das nach der Überlieferung mit Vorliebe im Grünen Lusthaus (Dianatempel) stattfand. Von dem ebenfalls noch erhaltenen «Belvedere», einem Aussichtspavillon mit reizvoller Landschaftsmalerei auf dem Dach des Blauen Hofes, konnte Maria Theresia den Ausblick auf Park und Umgebung genießen. Für die schwerfällig gewordene alternde Monarchin gab es hier sogar einen Aufzug (wie in Schönbrunn und in der Kapuzinergruft). Nach dem Tode Franz Stephans wurde eine doppelte Hofhaltung in Laxenburg eingerichtet: Die Kaiserinwitwe residierte mit den jüngeren Kindern im Blauen Hof, der junge Kaiser Joseph II. mit seinen zwei älteren Brüdern im Alten Schloss.

Diese Ansätze zur Verbürgerlichung des höfischen Landlebens setzte Joseph II. energisch fort. 1784 verfügte der Reformkaiser, dass es in Laxenburg «jedermann frey (stehe), zu thun, was er will, zu reuten, zu fahren, mit auf die Jagd zu gehen oder zu Hause zu bleiben». Die Damen des Hofes

sollten «wie auf dem Lande gewöhnlich erscheinen», während die Herren «en frac und, wann sie wollen, auch in Stiefeln oder grauen Strümpfen sein werden». Joseph II. war es auch, der mit der spätbarocken Gartentradition brach, die in Laxenburg noch im Bereich des erwähnten Grünen Lusthauses und einer (rekonstruierten) Springbrunnenanlage als Zentrum einer geplanten fächerförmigen Anlage erkennbar ist. Er arbeitete hier eng mit seinem Schwager, Herzog Albert von Sachsen-Teschen, zusammen, der mit seiner Gemahlin Maria Christina im später so genannten «Grünne-Haus» die Laxenburger Sommer verbrachte. Das Deckenfresko von Johann W. Bergl in diesem Schlösschen gibt einen trefflichen Einblick in die höfische und physiokratische Privatwelt zwischen Rokoko und Aufklärung. Im Frühling sehen wir hier das Lieblingskinderpaar Maria Theresia inmitten von Gartenarbeiten, Blumenpflanzen und Gießen; durch die Jahreszeiten führen Getreideernte, Weinlese, Jagd und Fischfang. Es scheint übrigens, dass Joseph II. (nicht wie in der Literatur vermutet, der Erblandjägermeister Graf Saint Julien) als Jäger dargestellt ist, und dass der ältere Herr, der im Hausrock den Fisch-, Krebs- und Schildkrötenfang überwacht, wohl Franz Stephan bedeutet.

Einsparungsmaßnahmen im Geiste des Josephinismus fiel die traditionelle Reiherbeize zum Opfer. Ihr Erbe wirkte dennoch in der Wissenschaftsgeschichte fort: Der Sohn des letzten Laxenburger Falkenmeisters, Joseph Natterer, der für Kaiser Franz eine Sammlung präparierter Vögel aus der Habsburgermonarchie zusammenstellte (Teile noch in der Ornithologischen Sammlung des Wiener Naturhistorischen Museums), war der berühmte Brasilienreisende (Leopoldina-Expedition) Johann Natterer (1787-1843), dessen Geburtshaus in der Falkeniergasse 10 noch erhalten und durch eine Gedenktafel bezeichnet ist. Auch darf nicht übersehen werden, dass die Anlage von Wasserläufen und Teichen, Kanälen, Schleusen, Wasserfällen und Kaskaden (in völlig ebenem Gelände!) nicht nur der Verschönerung des Parks und höfischen Gondellustfahrten diente, sondern Vorübung für Wasserstraßenbauten bedeutete. Der 1801/03 vollendete Wiener Neustädter Kanal (einst 63 km lang, heute nur noch ein Reststück von 36 km) sollte nach der ursprünglichen Planung bis zur Adria geführt werden. Sein Teilstück war für den Transport von Holz, Ziegeln und Kohle für die wachsende Großstadt Wien wichtig; ein Personenverkehr nach Laxenburg kam allerdings nicht zustande, da die Fahrt durch die vielen Schleusen überaus verzögert wurde. Heute endet der Kanal beim Bahnhof Biedermannsdorf-Laxenburg, doch sind im Stadtbild Wiens mit der vertieften Trasse der Schnellbahn im 3. Bezirk und mit dem ehemaligen Hafenbecken im Bereich des Bahnhofs Wien-Mitte noch deutliche

Spuren erhalten. In zeitlicher Reihenfolge waren seit Maria Theresia bis Franz folgende Ingenieure an den Laxenburger Wasserbauten beteiligt, die durch Niveauunterschiede und Zuleitung von Wasser der Triesting in das Flusssystem der Schwechat höchste Anforderungen an Hydraulik und Vermessungstechnik stellten: Jean Brequin de Demange, Jean Pierre Beaulieu, Lefèvre (Le Februe) d'Archambault, der Exjesuit P. Joseph Liesganig, Louis (Ludwig) de Traux. Nennen wir noch unter den an der Parkgestaltung Mitwirkenden Isidor Canevale (Ganneval) und Peter Joseph Lenné, so wird die internationale Herkunft dieser Gruppe hochrangiger Fachleute sichtbar. Lothringen und die Niederlande dominieren als Herkunftsort durch die Verbindungen mit Franz Stephan und Albert von Sachsen-Teschen, dessen Parkanlagen in Laeken bei Brüssel als vorbildlich galten. Erwähnt sei noch, dass unter Joseph II. der militärische Sektor überaus wichtig war: Auf der nahen Münchendorfer Heide hielt der Kaiser Paraden und Manöver ab; sein Heeresorganisator Lacy hatte ein noch erhaltenes Haus in Laxenburg. Ein Gemälde Quadals (Heeresgeschichtliches Museum Wien) zeigt den Thronfolger Franz im militärischen Gefolge Josephs II., der, vom Türkenkrieg todkrank heimgekehrt, seinen letzten Sommer in Laxenburg verbrachte. Im Rahmen dieses Feldzuges hatte Franz an der Belagerung von Belgrad durch Laudon teilgenommen – er durfte den ersten Kanonenschuss gegen diese so oft umkämpfte Festung abfeuern (1789). Kaiser Josephs sportliche Betätigung in Laxenburg hält noch der verballhornte Name der Pal(a)maybrücke fest: Hier begann die 1002 Fuß lange, gerade Mail-Strecke, über die ein Ball geschlagen wurde. Joseph, so wurde erzählt, soll einmal die Strecke mit drei Schlägen bewältigt haben. Das Andenken Josephs II., des ebenso gefürchteten wie verehrten Onkels, wurde in Laxenburg gepflegt: Hier wurde ursprünglich das Modell Zauners für die Reiterstatue Josephs am Josephsplatz aufgestellt (heute Schönbrunner Park), und der Waffensaal der Franzensburg wurde verspätet Heimat der innovativen Reiterstatue von Balthasar Ferdinand Moll.

So markierte der Park von Laxenburg schon vor Kaiser Franz eine Wende der Kulturgeschichte: Der klassische französische Barockgarten war Ausdruck des Machtwillens des Absolutismus und Ort aristokratischer Selbstdarstellung. Die Verbürgerlichung der europäischen Gesellschaften brachte ein neues Naturgefühl mit sich. Man lernte zunächst in England, die gestaltete Natur als Ausdrucksmittel menschlicher Gefühle und Empfindungen zu betrachten. Die Sentimentalität dieses Versuchs, die verlorene Einheit von Mensch und Natur wiederherzustellen, spiegelte sich in der Anlage von Grotten, Tempeln und Burgen zur Beschwörung

der Vergangenheit. Die Betonung des historisch Gewordenen in der Schloss- und Gartenarchitektur des späten 18. Jahrhunderts war von der Erkenntnis überschattet, dass neue politische und soziale Realitäten eben diese Traditionen radikal in Frage stellten. Während die Höfe und Aristokraten Europas künstliche Ruinen in die Landschaft stellten, brannten im revolutionären Frankreich die Adelsschlösser. So wurde der Versuch der herrschenden Schichten, sich kulturell zu behaupten, ungewollt zum Symbol der Vergänglichkeit ihrer Führungsposition. Gegenüber der Franzensburg ragt am Ufer des Großen Teiches bis heute eine Gruppe von Pyramidenpappeln, die Rousseaus Grab auf der Insel im Park von Ermenonville zitiert, den Joseph II. besucht hatte. Ohne dass viel davon geredet wurde, überdauerte diese zwiespältige Situation die widerspruchsvolle Epoche der Aufklärung, Revolution und Reaktion.

2. *Die Franzensburg – Denkmal eines Monarchen und einer Epoche*

Die Franzensburg ist ein so bezeichnendes Denkmal, ja Psychogramm ihres Schöpfers, dass ihr Bau und ihre Einrichtung ohne Kenntnis der an einer Zeitenwende stehenden Persönlichkeit des Kaisers Franz nicht verständlich sind. Franz II. als letzter erwählter Kaiser des Heiligen Römischen Reiches (1792-1806), Franz I. als Herrscher des von ihm begründeten Österreichischen Kaisertums (1804-1835), war, wie sehr auch Zeitgenossen und Nachwelt seinen Charakter und seine Sprechweise mit der Kaiserstadt Wien identifizierten, kein gebürtiger Wiener. Er wurde am 12. Februar 1768 in Florenz geboren, wo sein Vater, der spätere Kaiser Leopold II. als Großherzog der Toskana regierte. Die Nachricht von der Geburt ihres ersten Enkels rief Maria Theresia von ihrer Loge aus ins Publikum des Hofburgtheaters: «Der Poldl hat einen Buben!» Geringere Freude hatte Joseph II., der die Erziehung des überforderten «Kaiserlehrlings» in Wien leitete, mit der kalten und verschlossenen Art seines Neffen. Der Eindruck der Französischen Revolution prägte Franz zeitlebens. Noch vor seiner Kaiserkrönung in Frankfurt hatte ihm das revolutionäre Frankreich als dem «König von Böhmen und Ungarn» 1792 den Krieg erklärt, ein Krieg, der – von Napoleon durch Europa getragen und von Großbritannien geschürt – mit kurzen Unterbrechungen bis 1815 dauern sollte. Anders als sein reformfreudiger Onkel und Vater kannte Franz gegenüber liberalen und demokratischen Strömungen nur ein Mittel: Verfolgung und Unterdrückung, Polizei und Zensur. Zu seinem Regierungsantritt gab Franz durch den Verzicht auf barocken Pomp bei Erbhuldigungen und Krönungsfeierlichkeiten zwar ein Signal einer

zeitgemäßen Bescheidenheit, dennoch führte er zuliebe seiner zweiten Gemahlin Maria Theresia von Neapel ein in schwerer Kriegszeit allzu fröhlich und unbeschwert wirkendes Leben. Die Polizei meldete «höchst gehässige Vergleichungen» mit der Sparsamkeit Josephs II. Im Sommer wurde Laxenburg der Lieblingsaufenthalt der kaiserlichen Familie. Mit welcher Lustigkeit es hier zuging, schildert ein zeitgenössischer Bericht: «Man fängt mit der Angel Fische, fährt in Kähnen auf dem Teich herum, wobey Seine Majestät der Kaiser das Ruder sehr geschickt zu führen wissen, spielt wieder zur Abwechslung Blindekuh oder Verstecken und verscherzet so in aller Unschuld den größten Theil des Tages. Zu den letzteren Unterhaltungen, weil sich selbander doch nicht Blindekuh und Verstecken spielen lässt, werden die Cammermädchen oder, wie sie in der Wiener Hofsprache heißen, Cammermenscher und einige vertraute Günstlinge aus dem Geheimen Cabinette und der Dienerschaft zugezogen.» Die Laxenburger Spaßgesellschaft hielt nur kurz inne, als Erzherzog Leopold Alexander (1772-1795), ein jüngerer Bruder des Kaisers und Palatin von Ungarn, bei einem Feuerwerk in Laxenburg einen qualvollen Tod fand.

Im Laxenburger Park setzte rege Bautätigkeit ein. 1795 entstand, von Giuseppe Alessandro Moretti geschaffen, der Concordiatempel in den klaren Formen des Klassizismus als Memorialbau für die Ehe des Kaisers. 1798 wurde auf der Insel inmitten des künstlich angelegten großen Teichs der Bau der Franzensburg in Angriff genommen – unter der bescheidenen Bezeichnung eines «Gartenhauses in Gestalt einer gothischen Burgveste». Die entscheidende Anregung kam von der Kaiserin, das Gästebuch nennt sie «Schöpferin und Stifterin von dem neualten Bau». «Neualt» – besser könnte man das Gemisch von romantischen und historistischen Stilelementen nicht kennzeichnen, die der Franzensburg ihr unverwechselbares Gepräge geben.

Diese Wiederentdeckung der in der Barockepoche abgelehnten mittelalterlichen Kunst ging von England aus, wo die Tradition der Gotik in der Architektur nie ganz abgerissen war. Das exzentrische Schloss Strawberry Hill von Sir Horace Walpole, erbaut seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, ist eines der wichtigsten Vorbilder dieses Gothic Revival. Ähnliche Bauten entstanden in Deutschland (Wörlitzer Park, Löwenburg in Wilhelmshöhe bei Kassel, Pfaueninsel bei Berlin). Schon im josephinischen Jahrzehnt machte sich eine historisierende Unterströmung in der österreichischen Architektur bemerkbar. Johann Ferdinand Hetzendorf von Hohenberg (1732-1816) errichtete nicht nur die Schönbrunner Gloriette und die Römische Ruine daselbst als Memorial- und Triumphbauten für den Siebenjährigen Krieg, sondern regotisierte bereits die Wiener Minoriten-

und Augustinerkirche. Dieser überaus wandlungsfähige Architekt, der in Wien den modernen Stilpluralismus kreierte, hat den bedeutendsten Anteil an der Laxenburger Programmarchitektur.

Architektur und Gartengestaltung wurden in dieser Zeit von Dilettanten eifrig betrieben (vgl. Goethes *Wahlverwandtschaften*), so dass wir mit wesentlicher Beteiligung des Kaisers und seiner Gemahlinnen rechnen dürfen. Vor und parallel zur Franzensburg entstanden die Parkanlagen des Grafen Fries in Vöslau und des Barons Braun in Schönau an der Triesting. Bezeichnenderweise waren diese Bauherren als Bankiers und Manufakturgründer zu ihrem immensen Vermögen gekommen. Fries stellte sein Palais herausfordernd visavis der Hofburg auf, der Emporkömmling Baron Braun, der auch die Wiener Hoftheater leitete, sprach salopp von den «Laxenburgischen», wenn das Kaiserpaar sein Schloss besuchte. Fürst Johann von Liechtenstein, Truppenführer und Diplomat in den Napoleonischen Kriegen, entstammte der alten Aristokratie. Er gestaltete die von Laxenburg aus gut sichtbare Brühl bei Mödling zu einer romantischen und zugleich zeitgeschichtlichen Erinnerungslandschaft (Husarentempel!); auch der Semmering und die Umgebung von Seebenstein wurden durch entsprechende Bauten akzentuiert. Mit den aufwändigen Anlagen des Landschaftsparks von Feldsberg und Eisgrub im niederösterreichisch-mährischen Grenzgebiet kooperierte und rivalisierte Liechtenstein mit dem Kaiser.

Franz, der letzte Kaiser des unter den Schlägen Napoleons seinem Untergang entgegengehenden Reiches, suchte in der Berufung auf das «ritterliche» Mittelalter Legitimation seines Herrscheramtes. Dafür gab es literarische Vorbilder in der Bardendichtung und der Ritterepik des zu seiner Zeit gefeierten Johann B. von Alxinger (Epos *Doolin von Mainz*). Das Kostüm «teutscher» Vergangenheit (unterstrichen durch «ächt» und «alt») war ambivalent und konnte Refeudalisierungstendenzen wie Aufklärung und frühen Kulturnationalismus beinhalten. Vor und parallel zur Franzensburg hielt die «Wildensteiner Ritterschaft auf Blauer Erde» Zusammenkünfte auf Burg Seebenstein ab. Dass hier der liberale Erzherzog Johann als Hanns der Thernberger von Oesterreich in bürgerlich-freisinnigen Kreisen verkehrte, erregte das Misstrauen des kaiserlichen Bruders; die Wildensteiner wurden Ziel von Polizeiaktionen und schließlich verboten. Auch die vaterländische Romantik, wie sie Joseph von Hormayr historisch und ästhetisch begründete, schien dem Monarchen, der ihr selbst eine Weile huldigte, in manchen Aspekten gefährlich zu werden. Wo Romantik in Nationalismus und bürgerliche Emanzipationsprogramme umschlug, sah Franz in ihr eine Bedrohung für

sein Herrschaftssystem. Wir wissen, wie zuwider seit Wartburgfest und Karlsbader Beschlüssen in altdeutscher Tracht herumlaufende Studenten Franz und Metternich waren.

Auch der materielle Bau der Franzensburg dokumentiert diese Übergangszeit. In der Konsequenz josephinischer Säkularisierung wurden rücksichtslos alte Bauwerke demoliert. In den aufgehobenen Stiften Säusenstein und Waldhausen wurden ganze Trakte niedergerissen, um billiges Baumaterial zu beschaffen. Bezeichnenderweise rechtfertigte man dieses Verfahren damit, dass tunlichst «alterthümliche Bausteine von Ruinen und Klöstern» verwendet werden sollten. Andererseits war hier auch ein freilich nicht an heutigen Vorstellungen von Denkmalpflege zu messendes konservatorisches Interesse im Spiel, und wir müssen bei allem Bedauern etwa über die Zerstückelung der Klosterneuburger Capella speciosa (1799) oder der Verstümmelung vieler in die Franzensburg eingebauter Architekturteile doch festhalten, dass diese Objekte andernfalls vielfach gänzlicher Zerstörung preisgegeben worden wären. Besonders die Holzdecken ermöglichen eine einzigartige Überschau über die Entwicklung dieser Meisterwerke von der Spätrenaissance zum Frühbarock. Hier war persönlichstes Interesse im Spiel: Franz hatte in seiner Jugend das Tischler- und Drechslerhandwerk erlernt und bastelte gerne in seinen Mußestunden. Diese recht heterogenen Bestandteile zu einer spannungsreichen Synthese zusammenzufügen, war die schwierige und reizvolle Aufgabe der mitwirkenden Architekten. Als eigentlicher Planer und Inventor muss nach Hetzendorf Johann Michael Sebastian Riedl (1763-1850) gelten, der als Kassier im Geheimen Kammer-Zahlamt wirkte, 1807 zum Schlosshauptmann avancierte und 1836 mit dem Titel «von Leuenstern» geadelt wurde. Riedls «Akquisitionsreisen» im Dienste seines kaiserlichen Herrn – im Klartext: Beutezüge in alten Schlössern und Stiften – waren überaus erfolgreich. Den beiden «Steinmetzen» Franz Jäger – Vater und Sohn (1743-1809, bzw. 1781-1839) – fiel die Hauptlast der technischen Durchführung zu.

Die Hauptarbeiten in Laxenburg wurden aus der Privatschatulle des Kaisers finanziert (1794-1812); danach wurde die Anlage wieder vom Ärar übernommen. Von Anfang an sollte die Franzensburg mit ihrem Park der Öffentlichkeit zugänglich sein – der Bauherr und seine Familie haben in der Franzensburg niemals gewohnt. Vaterländisch-österreichische Geschichte als Historie der Dynastie sollte in der Gestalt einer imaginären Hofhaltung den Untertanen nahe gebracht werden, zugleich ein «Musäum altdeutscher Denkmäler» entstehen. Aber auch josephinische Tradition wurde weitergeführt. Die Häuser für Schule, Arzt und Apotheke sind im

Markt noch erhalten. Joseph II. selbst hatte für einen modernen Spritzenwagen gesorgt, der im Laxenburger Feuerwehrmuseum noch gezeigt wird. Auch bestand eine Trinkwasserleitung mit öffentlichem Auslauf. Unter Franz wurde die Meierei mit reicher neogotischer Ausstattung als Musterwirtschaft errichtet (bis auf den monumentalen Taubenschlag 1945 zerstört).

Die Laxenburger Hofhaltung war von Anfang an durch die familiäre Selbstdarstellung des Herrscherpaares geprägt. Kronzeuge für diese Situation bei Baubeginn der Franzensburg ist Ernst Moritz Arndt, der spätere Künder des frühen deutschen Nationalismus, im Jahre 1798. Über den «Lieblingsplatz der kaiserlichen Familie» erzählt Arndt:

«Hier wandeln sie oft und tummeln sich herum, speisen im Freyen und feyern kleine Feste an den bäurischen Tischen und unter den offenen Pavillons, und man bekömmt durch das Ganze eine recht freundliche Vorstellung von ihrem häuslichen Leben. Die Kaiserin selbst soll die Seele von allem, und sehr munter und beherzt seyn, und selbst oft den Wagen lenken ... Die kleinen Anlagen und Gebäude dieser linken Seite sind meist aus ihrem Kopfe gekommen, und machen ihrem Geschmack Ehre ... Aber bey weitem das schönste ist und bleibt die lebendige Natur, die kleinen Bäche, die grünen Wiesen und der herrliche Baumwuchs der alten Eichen, Ahorne und Platanen. Auch hier sind Durchschnitte auf die Ebene hinaus, auf die Dörfer und Turmspitzen. Ganz am äußersten Ende des Parks arbeitet man emsig an einem großen Gebäude, woraus ein Rittersaal, oder besser eine Ritterburg werden soll. Unser Führer sagte uns sehr naiv, die Kaiserin wolle ihrem Herrn eine Freude damit machen, wenn es nun mit einem Male, wie durch eine Hexerey da stehe. Ja, setzte er lachend hinzu, er weiß es wohl, er thut es ihr aber zu Gefallen, dass er nie nach dieser Seite des Parks hingeht».

Bürgerliche Einfachheit der Sitten und ostentative Gatten- und Kinderliebe waren Leitwerte der vorbildhaften allerhöchsten Familie. In diesem Sinne trug sich Maria Theresia ohne jede Titelnennung und orthographisch nicht korrekt in das am 15. Oktober 1801 begonnene Gästebuch ein: «Theresa die glücklichste aller Gattinnen stattet dem (!) herzlichsten Dank Ihrem lieben Gatten und Stifter der Franzensburg». Von Anfang an war das «anständige Publikum» in den Laxenburger Park und zur Baustelle der Franzensburg geladen. Die Tradition Josephs II., die Öffnung der kaiserlichen Gärten (Prater, Augarten, Schönbrunn), wurde fortgesetzt. Reiseschriftsteller wie Franz de Paula Gaheis gaben eingehende Schilderungen vom Baufortgang und versäumten nicht pädagogisch-patriotische Belehrungen und Nutzanwendungen. Diese Öffentlichkeit ging erstaunlich weit: Bei Abwesenheit der kaiserlichen Familie wurde selbst im Wohnbereich des Blauen Hofes das kaiserliche Ehebett als Ort der erfolgreichen Fortpflanzung der Dynastie den Besuchern gezeigt. Diese in einfachen Formen, doch aus kostbarem Mahagoniholz gefertigte Bettstatt ist noch im Hofmobiliendepot ebenso wie der Schreibtisch des Kaisers und kost-

bare Möbel der Franzensburger Sammlungen zu sehen. Eine Zeichnung des viel beschäftigten Historienmalers Johann B. Hoechle d.Ä. zeigt die kaiserliche Familie ohne jedes Abzeichen von Rang und Würde beim Spaziergang im Park mit einer neunköpfigen Kinderschar.

Diese fruchtbare Ehe war eine extreme Verwandtschaftsheirat, wie sie sonst nur in den Verflechtungen der spanischen und deutschen Linie der Habsburger im 17. Jahrhundert vorkommt. Die habsburg-lothringische und die bourbonische Welt der italienischen Mittel- und Kleinstaaten, ihrer Regentenfamilien und ihrer Höfe hatte ihre Gestalt in den Nachfolgekonflikten des Spanischen Erbfolgekriege und den dynastischen Machtkämpfen des Settecento gefunden. Ihr vorübergehender Untergang im Zeitalter der Französischen Revolution und Napoleons und ihre Restauration im Wiener Kongress bilden den realen Hintergrund zu den romantischen Phantasie- und Geschichtswelten von Schloss und Park Laxenburg. Franz' zweite Gemahlin Maria Theresia, manchmal auch als Kaiserin Maria Theresia II. gezählt, war als Enkelin Maria Theresias seine Kusine zweiten Grades und als Tochter von Maria Theresias zweitjüngster Tochter Maria Karolina seine Kusine ersten Grades. Maria Karolina bezeichnete sich ihrem Schwiegersohn Franz gegenüber als «dreifache Tante» – ihr Gemahl Ferdinand IV. von Neapel (I. als König beider Sizilien seit 1816) war der Bruder von Maria Luisa (Ludovika), der Gemahlin von Pietro Leopoldo von Toskana, dem späteren Kaiser Leopold II. und Vater von Franz. Während der Bauzeit der Franzensburg stellte sich die Zukunft Neapel-Siziliens als schwierigstes Problem einer Neugestaltung der italienischen Staatenwelt heraus – bekanntlich mit folgenschweren Nachwirkungen für die Entwicklung des modernen Italien bis zum heutigen Tag. Ohne Kenntnis der Einwirkungen der Kaiserinmutter Maria Karolina auf die Politik des Schwiegersohnes bliebe die Gefährdung und Wiederbefestigung der habsburg-österreichischen Hegemonie in Italien unverständlich. Gleiches gilt von der Persönlichkeit Maria Theresias in Hinblick auf die in der Franzensburg kristallisierte Symbolik einer historisch-kulturellen Identität von Dynastie und Reich im Sinne des Hauses Österreich.

Die Eltern Maria Theresias galten und gelten der Geschichtsschreibung vielfach als *bêtes noires* der Reaktion. Adam Wandruszkas Urteil über Ferdinand IV. – «völlig unerzogen und ungebildet» – und Maria Karolina – «temperamentvoll und eigenwillig» – ist die mildeste mögliche Charakteristik. Sir William Hamilton, der dann mit seiner Gattin Emma Hamilton und Nelson auf Maria Karolina stark einwirkte, schrieb 1767 über den sechzehnjährigen Bräutigam: «Die Geschäfte interessieren ihn

nicht im mindesten, er lebt einzig seinen Vergnügungen, die er mit Leuten der niedrigsten Klasse teilt, deren Manieren er nachahmt». Diese «Volksnähe», gepaart mit einem leidenschaftlichen Interesse an Jagd und Fischfang, unmäßigem Essen und Trinken und Ausleben der Sexualität gab dem bizarren «Re nasone» auch den Beinamen des «Re lazzarone». Das Benehmen des Königs stand in krassem Widerspruch zu dem vordergründig gewahrten spanischen Hofzeremoniell. Joseph II. vermerkte 1769 befremdet eine öffentliche Leibstuhlsitzung des königlichen Schwagers, der «mit heruntergelassenen Hosen» die anwesenden Granden und Gäste mit seinem Verdauungsprodukt und dessen «horriblem Gestank» verfolgte. Noch auf die Brautfahrt von der Mutter mitgegebene Mahnungen betrafen Ordnung, Sauberkeit und Anstand der eher schwererziehbaren Maria Karolina: «Die unkluge Art Eurer Gespräche ist höchst gefährlich und peinlich».

Die Reise zur Hochzeit verlief mit dem gewohnten pompösen Aufwand: 57 Wägen, davon 17 sechsspännige, brachten die Braut über Innsbruck, Bologna und Florenz nach Gaeta. Die erste Begegnung mit dem rüpelhaften Bräutigam verlief schockierend, die Hochzeitsnacht empfand Maria Karolina als «Hölle». Dennoch erwies sich nach anfänglicher Kinderlosigkeit die Ehe als überaus fruchtbar, wenngleich viele Kinder schon früh verstarben (18 Kinder in den Jahren 1772-1793). Die Geburt des Thronfolgers Francesco Gennaro (König Franz I. beider Sizilien) 1775 gab Maria Karolina die Möglichkeit, in die Politik einzugreifen. Die Reformen des spanienfreundlichen Ministers Tanucci wurden angehalten, mit ihrem Günstling John Acton übernahm die energische Königin die Macht, was allerdings nicht zur angestrebten Selbständigkeit des Königreichs, sondern zu völliger Abhängigkeit von den britischen Interessen führte. Der Reformabsolutismus setzte sich in Neapel nicht durch, die Ausbildung eines bürgerlichen Mittelstandes und einer korrekten Verwaltung fand nicht statt. Hinter der bunten Folklore, die sich Bildungstouristen wie Goethe darbot, verbarg sich die soziale Krise der städtischen und ländlichen Unterschichten. Noch konnte Angelika Kauffmann, von diesen Problemen unberührt, ein harmonisches Bild der königlichen Familie in der Parklandschaft von Caserta darstellen (1783, Liechtensteinsche Sammlungen Vaduz/Wien). Dieses Porträt zeigt die Synthese der von der europäischen Hocharistokratie vorgelebten «bürgerlichen» Familiennormen. König und Kronprinz sind nur durch eine rote Schärpe als fürstliche Personen kenntlich. Die Mädchen beschäftigen sich mit Harfe, Blumen und Vögeln, bemerkenswert ist eine der frühesten Darstellungen eines Kinderwagens in dieser idyllischen Familienszene. Dieses Bild verzerrte

sich in den politischen und militärischen Kämpfen mit der Französischen Revolution und Napoleon. Das Schicksal ihrer Schwester Marie Antoinette vor Augen, schrieb Maria Karolina an den kaiserlichen Neffen und Schwiegersohn: «Niemals werde ich, das schwöre ich, das Schicksal meiner Schwester erleiden. Dann wäre ich im äußersten Fall entschlossen, meine sieben Kinder ins Meer zu werfen und ihnen nachzustürzen. Ich will keinesfalls die Beute dieser Halunken werden, noch irgendjemand um Mitleid anbetteln». Aus diesem widerspruchsvollen und gefährdeten neapolitanischen Milieu kamen die Prinzessinnen Maria Theresia und Luisa Maria nach Wien zur letzten großen innerdynastischen Doppelhochzeit in der Hofburgkapelle (19. September 1790). Luisa Maria wurde Ferdinand, Franz' Bruder, angetraut, der nach seinem Vater Leopold II. die Regierung des Großherzogtums Toskana antrat. Bereits vereinbart war die 1797 vollzogene Eheschließung des neapolitanischen Kronprinzen Franz mit Klementine, auch sie ein Kind Leopolds II. Die Prinzessinnen kamen zur See nach Fiume – «die türkische Musik, das Freudengeschrei, die herrliche Beleuchtung der ganzen Stadt, des Fiumaner Hafens und einiger Pyramiden waren die Bewillkommnung». Man bemühte sich in jeder Weise, den Liebhabereien des Brautvaters entgegenzukommen: Jagden und Fischzüge wurden unterwegs in größtmöglichem Maßstab arrangiert – und ein wenig zivilisiert. Die Brauteltern verlebten noch den Fasching 1791 in Wien; am Vorabend großer Entscheidungen zwischen dem monarchischen Europa und dem revolutionären Frankreich wurde am 12. Dezember 1791 dem jungen Paar Maria Ludovika (Marie Louise) geboren. Die glückliche und kinderreiche Ehe stand vor dem Hintergrund der Kämpfe in den Niederlanden und der Kette der Kriege, die das Frankreich der Revolution und Napoleon Bonapartes fast ein Vierteljahrhundert seit dem Regierungsantritt von Franz in Europa führte. Die Krise des neapolitanischen Königtums in diesen Entscheidungskämpfen stand ernst hinter dem Bau und der programmatischen Gestaltung der Franzensburg. Hatte Neapel sich noch durch einen Sonderfrieden aus dem Ersten Koalitionskrieg heraushalten und sich gegenüber den Umwälzungen im Gefolge des Feldzuges Bonapartes behaupten können, wollten Österreich und Neapel im Vorfeld einer erneuerten Koalition gegen Frankreich und nach dem Seesieg Nelsons bei Abukir Stärke zeigen. Der Feldzug gegen die Römische Republik im Herbst 1798 erwies aber nicht nur die später so verhängnisvolle Unfähigkeit des großsprecherischen österreichischen Generals Mack, sondern die Schwäche der neapolitanischen Streitmacht und die innere Zersetzung der Gesellschaft. Der Gegenstoß der französischen republikanischen Truppen unter General Championnet führte zu jener Bürgerkriegssituation, die sich unter wechselnden politischen

Vorzeichen wiederholte und die Maria Karolina in ihrem Brief an die Schwiegertochter in Wien im Februar 1799 zutreffend als «une criminelle anarchie» bezeichnete. Der Sturz der Parthenopäischen Republik, die nur eine schwache Basis in den Bildungsschichten hatte, im gleichen Jahr, durch die Scharen der Lazzaroni und Briganten, die Kardinal Ruffo nicht zu bändigen vermochte, die Rückkehr der königlichen Familie im Schutze der englischen, russischen und türkischen Flotte, verbunden mit einem blutigen Massaker an den politischen Gegnern, für das sich Nelson zur Verfügung stellte, prägte nachhaltig das Bild des gegenrevolutionären Terrors. Ein Beispiel für den Tenor dieser Überlieferung gibt Karl von Rottecks liberale *Allgemeine Geschichte* «für denkende Geschichtsfreunde»: «Die Patrioten, sobald sie die Waffen niedergelegt, wurden eingekerkert, gehetzt, unter tausenderlei Martern getötet, theils gemäß Urtheils der eigens hiezu eingesetzten Staatsjunta, theils durch eigenmächtige kannibalische Wuth der Calabresen und Lazzaronis. Der König selbst, welcher in diesen Tagen des Entsetzens aus Sicilien zurückkehrte (10. Juli), sah diese Gräuel mit an. Die Jakobiner, die republikanisch Gesinnten galten für ausgestoßen aus der Gemeinschaft menschlichen Rechtes ... Der Terrorismus, in seiner scheußlichsten Gestalt, hatte sich auf den Thron gesetzt. Der Himmel hing bluthroth über Neapel ... Auf diese Weise, durch Henker und Mörder, schärfte die Parthei, welche den verblendeten Monarchen beherrschte, dem Volke die Lehre von der Vortrefflichkeit des Königthums ein!».

Der Triumph der Reaktion währte nur kurz. Bei Anbruch des neuen Jahrhunderts machte Bonapartes Sieg von Marengo die Erfolge der österreichisch-russisch-englischen Koalition zunichte. Vergeblich reiste Maria Karolina nach Wien (1800-1802), in ihrem Kielwasser Nelson und die Hamiltons, um den Krieg gegen die französische Hegemonie in Oberitalien und im wankenden Reich aufs neue zu entfachen; die Friedensschlüsse von Lunéville und Amiens machten diese Bemühungen, in die Maria Theresia letztlich nicht eingespannt werden konnte, zunichte. Immerhin hinterließ Maria Karolina das noch heute erhaltene Familiendenkmal im Park von Schönbrunn, das ihr und ihrer Kinder Profil zeigt. Ihre Heiratspolitik – Töchter gingen an König Karl Felix von Sardinien-Piemont, König Ferdinand VII. von Spanien und an den französischen Bürgerkönig Louis Philippe – konnte letztlich an der Isolierung Neapels nichts ändern. Die Inschrift des Denkmals zeigt allerdings, wie viel von dem Familiensinn von Maria Theresia an die Enkelin weitergegeben wurde: «Der kindlichen Zärtlichkeit für die unsterbliche Maria Theresia, der Liebe zum teuren Vaterlande, der frohen Rückerinnerung an die Freuden der sorgenfreien

Jugend widmet dieses ländliche Denkmal auf dem Platze, den sie einst als Kind pflegte, nun in dem Kreis ihrer Kinder Maria Karolina, Königin beider Sizilien, bei ihrer Anwesenheit in Wien 1802».

Unaufhaltsam näherte sich die Katastrophe: Nach Austerlitz und dem Preßburger Frieden war Napoleon stark genug, um mit einem Federstrich die Entthronung von Schönbrunn aus lakonisch zu verfügen: «La dynastie de Naples a cessé de regner». Die königliche Familie floh erneut unter englischem Schutz nach Sizilien, begleitet von den Schmähungen des Kaisers der Franzosen und Königs von Italien, der seinen Bruder Joseph auf den Thron von Neapel setzte. Napoleon nannte die Königin «cette coquine» (Spitzbübin) und sprach die von dem Publizisten Conte Giuseppe Gorani aufgebrachten Gerüchte nach, Maria Karolina habe nicht nur die Wollüstigkeit einer Messalina, sondern – in Anspielung auf die Beziehung zu Emma Hamilton – auch die abwegige Neigung einer Sappho.

Es dürfte, nebenbei bemerkt, wohl eine der lohnendsten Aufgaben der Höfeforschung sein, die Wandlungen der habsburgischen und bourbonischen Sekundogenituren bzw. die französischen republikanischen Staatsgründungen ins Auge zu fassen – jenes große Thema, das Stendhals Roman *Die Kartause von Parma* als tiefste Ursache für die Modernisierungskrise des nach Einheit strebenden zerstückelten Italien erkannt hat. Dass die soziale Zerrüttung der Gesellschaft in Aubers Erfolgsoper von 1830 *Fra Diavolo* (Michele Pezza, Anführer der «Banda della Santa Fede») romantisierend verklärt wurde und so in der europäischen Wahrnehmung weiterlebte, ist die andere Seite dieser Rezeptionsgeschichte. Nur in Stichworten rufen wir in Erinnerung, was die Misere Süditaliens weiterhin in Verbindung mit dem Ringen des Habsburgerreiches mit dem Empire hielt. Maria Karolina blieb ihrer Totalablehnung von Liberalismus und Verfassung auch in Sizilien treu; auch die Konflikte zwischen den «beiden Sizilien» erhielten hier neue Nahrung bis zur politischen Selbstzerstörung. Maria Karolina geriet zwischen alle Stühle und reiste auf abenteuerlichen Wegen (Zante, Konstantinopel, Odessa, Lemberg, Brünn) in einer neunmonatigen Odyssee nach Wien, wo sie am 2. April 1814 ankam. Das Ende des Kampfes um Italien, die Wiedereinsetzung Ferdinands durch den Wiener Kongress, Waterloo und das tragische Ende König Joachim Murats erlebte sie nicht mehr. Ihre letzte Genugtuung hatte sie im Erleben der Rückkehr des als Sieger über Napoleon gefeierten Kaisers Franz aus Paris nach Wien (16. April 1814). In der Nacht vom 7. zum 8. September 1814 erlag Maria Karolina in Schloss Hetzendorf einem Herzschlag – die «einzig wahre Tochter Maria Theresias» (Nelson). Ihre letzte Ruhestätte wurde die Kapuzinergruft.

Den Hintergrund für den entscheidenden Ausbau der Franzensburg im «Vereinigungsbau» zum Denkmal und Museum der Dynastie und der vaterländischen Geschichte bildeten auch weiterhin die italienischen Angelegenheiten, in die Österreich als Hegemonialmacht verwickelt blieb. Die Wiederherstellung und Befestigung des Absolutismus durch österreichische Militärintervention, gedeckt durch die Beschlüsse der Kongresse von Troppau und Laibach, rettete die Throne von Neapel und Sardinien (1820/21). Erhebungsversuche, diesmal in Modena, Parma und der Romagna, wiederholten sich im Gefolge der Julirevolution (1831); wiederum intervenierten österreichische Truppen, als die Franzensburg ihrer Vollendung entgegenging – virtuelles Bollwerk und Schaustück einer überlebten dynastischen Herrschaftsordnung.

Nach dem stolz präsentierten Kinderreichtum Maria Theresias und Franz Stephans blieb dem Wiener Publikum für eine Generation die Teilnahme am Familienleben der Dynastie versagt: Der kinderlose Joseph II. blieb einsam, ja geradezu unvermählt in Erinnerung, und die Kinderstube der 16 Nachkommen Leopolds II. war in Florenz – Maria Ludovika wurde in Wien nicht als Mutter, sondern als alte Frau wahrgenommen, die ihrem Gatten noch im gleichen Jahr ins Grab folgte († 1. März 1792 bzw. 15. Mai 1792). Maria Theresia, deren Kinderreihe noch in der Kronprinzenzeit ihres Gemahls einsetzte, verpflanzte die Liebhabereien ihrer Mutter, die den Palazzo reale in eine Menagerie verwandelt hatte, nach Wien. Hier ging sie mit Franz konform, der die naturwissenschaftlichen Sammlungen des Großvaters Franz Stephan mit großem Interesse weiterpflegte. Über dem Augustinergang, wo das Naturalienkabinett untergebracht war, wurde die «Kaiserin-Terrasse» erbaut, wo es Spielwerke, Automaten, eine Camera obscura, physikalische und mechanische Instrumente, besonders aber Zauberapparate gab, welche die Kaiserin selbst im intimsten Hofkreis vorzuführen liebte. Berühmt war ein lebensgroßer Teufel, dessen Unterleib mittels eines kunstreichen Linsenapparats die Vorgänge der Umgebung in grotesker Verzerrung sehen ließ. Es gab hier Kuriositäten aus den drei Reichen der Natur, seltene Erzstufen, exotische Pflanzen und tropische Vögel. Man konnte die Kaiserin in einfachem Morgenrock, mit einem leichten Häubchen und einem Leinentuch um die Schultern in den Gängen der Hofburg sehen, wenn sie Hofdamen besuchte oder in die Kinderstuben ging. Die Spaziergänge auf der Bastei oder im Augarten absolvierte sie in einfacher Kleidung und mengte sich ohne Scheu unter das Volk, spendete Almosen, liebkoste Kinder oder tadelte nachlässige Wärterinnen. Trotz ihrer fast ständigen Schwangerschaften war sie bei Maskenscherz und Karnevalstreiben in bester Laune dabei, in stets wech-

selnder Verkleidung oft an einem Abend, als Linzerin, Pastetenbäckerin, Königin der Nacht, Fledermaus usw. Der Stil des Hofes wandelte sich in der fortdauernden Kriegszeit gegen Ende ihres Lebens, wie der dänische Staatsmann Freiherr von Eggers aus den Jahren 1805/06 berichtete: «Die Fronleichnamsfeier ausgenommen, erschien der Hof fast nie mehr öffentlich. Es ist nicht möglich, dass ein Hof stiller, mehr in sich leben kann. Feste werden überhaupt nirgends mehr gegeben; weder einheimische Beamte noch Fremde werden zur kaiserlichen Tafel gezogen. Alle Hof-Galatage sind seit Joseph II. auf den einzigen Neujahrstag beschränkt, aber auch diese Gala besteht bloß darin, dass die kaiserlich-königliche Familie die Glückwünsche in Ceremonie annimmt. Um elf Uhr begibt sich der Hof aus den Audienzzimmern in die Hofkapelle zum Gottesdienst. Nachher nehmen die beiden Majestäten die Aufwartungen von den Damen an. Um zwölf Uhr ist im Speisesaal offene Tafel und während derselben treffliche Musik, doch ist dies eine Ceremonie, die nur kurz währt und während welcher der Kaiser und die Kaiserin sich mit den Ministern oder anderen Würdenträgern unterhalten. Für die Damen und die Fremden von Rang sind Tribünen errichtet. Damit ist die Feier des Tages geschlossen. Seit einiger Zeit ist gewöhnlich alle vierzehn Tage Cercle bei Hofe. Dazu versammeln sich in den Audienzzimmern nach dem Gottesdienst die vornehmsten Staatsbeamten, die ausländischen Minister und Fremde, die präsentiert sind. Man erscheint in Gala. Gegen die Zeit, dass die kaiserlichen Herrschaften erwartet werden, stellt sich die ganze Gesellschaft in einen länglichen Zirkel. An der einen Seite stehen die Einheimischen, auf der andern das diplomatische Corps und die Fremden. Die kaiserlichen Herrschaften gehen nun herum, beim diplomatischen Corps beginnend. Sie sprechen beide, mit jedem Anwesenden etwas. Der Zutritt zu diesen Cercles wird von den Wienern sehr erstrebt. Aber nur die ersten Staatsbeamten, alles, was zum Hof gehört und die Mitglieder der Landstände sind cerclefähig. Um desto eifriger strebt man nach diesem Vorzug. Man hat mir erzählt, ein großer Herr habe 50.000 Gulden daran gewendet». Eggers erwähnt noch den Aufstieg der Salons der jüdischen Bankiers und ihrer Frauen (namentlich Arnstein und Eskeles), deren Glanzzeit sich dann in der Zeit des Wiener Kongresses entfalten sollte.

Die unbeschwerte Zeit im Hause Österreich war vorüber, als der Krieg die Kernlande der Monarchie erreicht hatte. Während des Ersten und Zweiten Koalitionskrieges nahm man die Lage bei Hof noch nicht so ernst. Noch vor der Franzensburg entstanden jene Bauten, die zugleich die ersten Publikumsattraktionen wurden, wenn der Hof abwesend war. An die Idee des Hameaus (ein solches Dörfchen gab es etwa im Wiener-

wald für Feldmarschall Lacy und seinen Freundeskreis) und Rousseausche Naturschwärmerei schloss das Fischerdörfel an, von dem uns ein Bild auf einer Tischplatte (Hofmobiliendepot) berichtet. Für den Rahmen dieses rustikal-frugalen Familienlebens scheute man keine Mühen und Kosten – gewaltige Felsblöcke wurden aufgetürmt, um in der völlig flachen Parklandschaft Wildbach und Wasserfall zu simulieren. Den Kontrast zwischen Simplizität und Komfort kostete auch ein in einem Holzstoß untergebrachtes Kabinett aus. Eine Einsiedelei barg überraschende mechanische Spielereien, ebenso eine Moschee, in welcher der türkische Erbfeind lächerlich gemacht wurde. Ein kleiner Prater wartete mit allerlei Bewegungsspielen auf. Berühmt wurde vor allem das Haus der Laune, das gleichzeitig mit der Franzensburg eingerichtet wurde. Ausführender war Hetzendorf von Hohenberg, jener ideenreiche Architekt, der in allen Stilen sattelfest war. Nach den Ideen der Kaiserin wurde hier ein Quodlibet der Widersprüche gestaltet: «Zu unterst sind Felsen, das mittlere Stockwerk scheint aus Garben aufgethürmt. Das Ganze ist mit Honigfladen und mit Wachs gedeckt, und mit Zuckerhüten statt Statuen und mit Ballons statt Windfahnen besetzt. Ringsherum läuft ein Ring von Hunds- und Katzenköpfen. Auf den vier Seiten sind Thürmchen angebracht, wovon der eine ein Vogelhaus, der andere den Paradeplatz auf der Burgbastei, der dritte ein Taubenhaus, und der letzte eine Festung vorstellt. Ein runder Thurm, der die Treppe enthält, ist unten mit Urnen und Hieroglyphen, in der Mitte mit halbgeöffneten Fenstern von Mönchszellen, und oben mit bekränzten Köpfen von Opferthieren verziert. Am Eingange erblickt man als bedeutendes Sinnbild eine ausgelöschte Fackel. Das untere Stockwerk bildet ein Saal mit vier Seitengemächern. Der Saal enthält ein Billard, und ist, wie die ganze Einrichtung, mit einer gemahlten Einfassung von Karten und verschiedenem Spielgeräthe verziert. Von den vier Gemächern stellt das erste eine Küche vor, wo einige Teufel auf dem Herde sitzen, und Karten spielen, während andere durch den Schornstein ausfahren usw. Auf ähnliche Art ist der erste Stock abgetheilt. Der mittelste Saal stellt den Tempel der Tonkunst vor. Wände und Boden sind mit Notenblättern belegt, Hängeleuchter, Tisch und Stühle aus Musikinstrumenten zusammengesetzt. Das eine Seitenzimmer stellt eine Bibliothek vor, wo Wände und Boden mit hunderterlei Brochürentitel und Briefskizzen bemahlt sind, wo ein Globus als Luster, und die Tinten- und Streugefäße zu Sesseln dienen. Das zweite enthält eine wirklich kostbare Kupferstichsammlung, und das dritte ist ganz mit Stroh tapeziert, worunter sich vorzüglich das niedliche Hängekörbchen auszeichnet. Das oberste Stockwerk oder der Boden enthält – einen vollständig eingerichteten Keller mit einer Weinpresse und mehreren Fässern usw.».

Zahlreiche Beschreibungen und ein im Wien Museum erhaltenes Modell von 1799 erlauben eine gedankliche Rekonstruktion dieses bizarren Bauwerks, das trotz möglicher Vorbilder in der Art der Villa Pallagonia ein Unikum darstellt. In den zeitgenössischen Benennungen ist «Laune» in Burleske, Caprice und Phantasie differenziert. Ein aufgeklärtes Weltbild wird hier in irrationalem, doch intellektuellem Spiel auf den Kopf gestellt, ein «ästhetischer Anarchismus» (Friedrich Schlegel) waltet in diesem gebauten Psychogramm der Kaiserin und ihrer Epoche des Umbruchs. Das Verständnis für dieses so persönliche Konzept des Wirrwarrs der Welt verschwand mit der Person der Kaiserin; 1814 wurde das Haus der Laune in das schlichte «Haus im Eichenhain» umgewandelt, dessen Ruine noch existiert.

Die Franzensburg wurde mit einem «Rittergau» als imaginärer Hof umgeben – «altdeutsche» Romantik schuf hier einen als «Laxenburger Gotik» bezeichneten historistischen Stil, der auf Interieurs, Möbel und Gebrauchgegenstände ausgedehnt wurde. Insbesondere wurde an die Persönlichkeit des «letzten Ritters» Maximilian angeknüpft, der im «Gesellschaftssaal des Ritters» mit seinem Nachfahren Franz die Gäste symbolisch begrüßt. Eine reich mit historischen Waffen eingerichtete Rüstkammer sollte das Turnierwesen vor Augen führen. Schon 1791 hielt Franz, noch als Kronprinz, ein solches Ritterspiel ab, mit neogotischer Staffage Hetzendorfs. Der mit großem Aufwand errichtete repräsentative Turnierplatz wurde am 25. August 1810 zum Namenstag der Kaiserin Maria Ludovika Schauplatz eines glänzenden Karussells, bei dem der Kaiser und die Erzherzoge mitritten und zu dem der Adel, das diplomatische Korps und angeblich 10.000 Zuschauer eingeladen waren. In graphischen Blättern Löschenkohls bzw. Hoechles wurden diese Reiterspiele dokumentiert. Derartige Spektakel wurden auch den Gästen des Wiener Kongresses geboten. Anlässlich der feierlichen Eröffnung des Pavillons auf der Marianneninsel wurde unter Ferdinand I. von der Guerra'schen Kunstreitertruppe ein Karussell geritten und anschließend ein römisches Wettrennen gegeben. In dieser Zeit wurden noch große Teile der heute zum Bestand des Kunsthistorischen Museums gehörenden Hofrüstkammer in der Franzensburg gezeigt, auch der Kaiser und seine Brüder wurden vielfach in historischen, noch identifizierbaren Harnischen porträtiert. Ideologisch sollte dieser martialische Apparat Wehrhaftigkeit anzeigen, allerdings wurden die ursprünglich die Franzensburg umgebenden Erdbasteien, die artilleristischen Schießübungen dienen sollten, bald geschleift, der Wassergraben zwischen Vorburg und Franzensburg zugeschüttet, zugleich der Teich vergrößert und ein eher freundlich einladender Torturm mit ursprünglich handbetriebener

Fähre erbaut. An die ältere militaristische Konzeption erinnern noch «Mordgallerie», praktikables Fallgatter und «Kapitulationsbalkon». Zum Rittergau zählen noch die Rittersäule, die eine Gerichtssäule darstellen sollte, und die Stimmungsarchitektur der Rittergruft.

In den Bereich virtueller Rechtspflege gehören auch Verlies und Gerichtsstube im Hohen Turm. Die seltsame Kerkerphantasie, die hier Gestalt annahm, hat einen realen Hintergrund. Wie in einem mittelalterlichen Bergfried ist das Verlies im Hohen Turm untergebracht – die Figur eines gefesselten Tempelritters, der mit seinen Ketten rasselt, wenn der Kastellan einen Hebel betätigt, vermag noch heute die Besucher zu erschrecken. Auch hier verwirrende Ambivalenz: Die Templer galten manchen Freimaurerlogen, die Franz rigoros unterdrückte, als Vorbild. In der Gerichtsstube über dem Verlies trägt der Tisch den aus Vergils *Aeneis* gewählten Hexameter «Discite iustitiam moniti et non temnere divos» (Lernet, gewarnt, recht tun und nicht missachten die Götter) – gemeint ist die von Gott eingesetzte Obrigkeit. Fiktive Gefangene hätten mit einer Seilwinde in diesen Verhörraum hochgezogen werden können, so dass nur ihr Kopf in der Ausnehmung des Richtertisches erschienen wäre. Der Boden des Verlieses zeigt eine vergitterte Öffnung zu einer (nicht vorhandenen) Zisterne, in die die Verurteilten virtuell geworfen werden sollten. Diese Anlage hatte in der Tat Entsprechungen im Verhalten des Monarchen gegenüber Kritikern seines Regimes. Schon in seinen ersten Regierungsjahren ließ Franz Teilnehmer an der sogenannten Jakobinerverschwörung drakonischen Strafen zuführen. Diese großteils aus der Beamtenschaft stammenden Männer, unter ihnen sein ehemaliger Mathematiklehrer, hatten es gewagt, sich der autoritären Regierungspraxis Franz' entgegenzustellen und sich für die Ideale der Französischen Revolution begeistert. In geheimen Prozessen wurden diese Vorläufer der Demokratie ohne Gnade teils zum Tode, teils zu jahrzehntelangen Kerkerstrafen verurteilt. Auch weiterhin blieben die Gefängniszellen von Munkács, Kufstein und Spielberg die Antwort des Kaisers gegenüber den Vorkämpfern nationaler und liberaler Ideen. Manche Beschreibungen wiesen dagegen darauf hin, dass mit dem Franzensburger Verlies auf die Überwindung mittelalterlicher Strafjustiz angespielt sein könnte. 1803 erging ja eine neue Strafrechtskodifizierung, und 1812 trat das *Allgemeine Bürgerliche Gesetzbuch* in Kraft.

So erschließt die Franzensburg den ambivalenten Charakter des Bauherrn. Schon die Insellage zeigt, dass vor einer als feindlich empfundenen Umwelt gleichsam die Zugbrücke hochgezogen werden sollte. Es passt in dieses widerspruchsvolle Bild, dass Franz gerade während der Bauzeit

der Franzensburg wiederholt dekretierte, in Wien und Umgebung dürften keine Industrieanlagen gegründet werden – aus Furcht vor dem gefährlichen «Fabrikenpöbel», wie man das entstehende Proletariat seitens der Polizei nannte Es konnte allerdings nicht verhindert werden, dass das Wiener Becken ein früher Manufaktur- und Industrieraum wurde. Auch in diesem Fall war die Haltung des Kaisers zwiespältig: Er hatte sehr großes Interesse an seinem Fabriksproduktenkabinett und der Gründung des reich dotierten Polytechnikums in Wien.

Ambivalent sind auch die historischen Anspielungen im Programm der Franzensburg. Angesichts der Herausforderung der Französischen Revolution und der bürgerlich-republikanischen Prinzipien sah sich der letzte gewählte und gekrönte Kaiser des zu Ende gehenden Heiligen Römischen Reiches, das damals vielfach schon im Vergessen seiner universalistischen Funktion als Deutsches Reich bezeichnet wurde, gezwungen, sich dem Zeitgeist zu fügen. Es ging darum, Stellung und Würde des Reichsoberhauptes und des Herrschers der in der *Pragmatischen Sanktion* geeinten «Staaten» der Habsburgermonarchie unter dem Begriff «Österreich» und «Vaterland» zu einen und so die Herausforderung des modernen Nationsbegriffs anzunehmen. Anlässlich des Aufgebots von 1797 in der Endphase des Ersten Koalitionskrieges wurde dieses Konzept der Dynamik des revolutionären, militärisch expandierenden Nationalismus entgegengestellt. Im Aufruf des Grafen Saurau (der gleiche Staatsmann hatte die Unterdrückung der österreichischen «Jakobiner» betrieben) war erstmals von der «österreichischen Nation» die Rede – ein politischer Integrationsversuch, der sich in der Vorbereitung des Krieges von 1809 vertiefte. Österreich als Nation konnte, das lernte man bald, freilich nur supranational, also gerade nicht im Sinne des modernen Nationsbegriffes eingesetzt werden. Von den Entstehungsbedingungen her war dieser «österreichische» Nationsbegriff stark deutsch gefärbt; andererseits machte der Sprach- und Kulturnationalismus der nichtdeutschen Völker in dieser Zeit rasche Fortschritte und trat in eine politische Dimension, nicht zuletzt bald als bedrohlich empfunden im italienischen Anteil der Habsburgermonarchie und der habsburgisch-bourbonischen Sekundogenituren. «Den biederen Söhnen Österreichs des Landesvaters Dank» lautete die Inschrift auf der an das Aufgebot von 1797 erinnernden, an die Wehrmänner verteilten Medaille, und im selben Jahr erklang zum ersten Mal die «Volkshymne», deren schwächlichem Text Haydns Melodie Dauer verlieh: «Gott erhalte Franz den Kaiser, / Unsern guten Kaiser Franz!». Die hier behauptete Identität von Reich und Dynastie kulminierte in der Kreation des Kaisertums Österreichs 1804 – die Antwort

von Kaiser Franz an das Napoleonische Kaisertum der Franzosen. Den Namen, so betonte man ausdrücklich, erhielt dieses Kaisertum nicht von einem Territorium, sondern vom historischen Namen der Dynastie, des «Hauses Österreich». Die Übernahme der Doppeladlerheraldik vom 1806 aufgelösten Heiligen Römischen Reich war nur folgerichtig. Die Kontinuität zum universalistisch konzipierten Vielvölkerreich konnte so gerettet werden, musste doch der Schritt von den «Staaten des österreichischen Kaisertums», wie es anfänglich korrekt, doch umständlich hieß, zu einem «österreichischen Kaiserstaat», als erneuerter «Monarchia Austriaca» rasch vollzogen werden, wozu paradoxerweise die Amputation der Außenposten (Niederlande und Italien) und die Konzentration auf den österreichisch-böhmischen Kernstaat und Ungarn wesentlich half. Dieser in wenigen Jahren komprimierte Prozess, der konservative Prinzipien in die notwendigen Umgestaltungen einbringen musste, ist in der Franzensburg präzis und aktuell, fast möchte man sagen geschichtsdidaktisch dokumentiert.

Im Thronsaal, der der Idee des österreichischen Kaisertums gewidmet ist, wird die Frankfurter Krönung von Franz II. am 14. Juli 1792 dargestellt; das hier angebrachte gestickte Wappen ist jedoch das des kaiserlichen Vaters Leopold II.! In den Supraporten erscheint Franz mit Reichskrone und Erzherzogshut, seine Gemahlin Maria Theresia mit den Kronen von Böhmen und Ungarn, wo sie in die Krönungszeremonien eingebunden war. Die Glasfenster zeigen unter Betonung des Erbprinzips des Kaisertums Österreich Franz und seine beiden Söhne Erzherzog Ferdinand und Franz Karl in historischen Harnischen. Abundante, ja redundante Wappenfolgen im Thronsaal und in zahlreichen Räumen der Franzensburg sowie am Turnierplatz differenzieren die Heraldik des um neue Formen staatlicher und politischer Existenz ringenden Reiches, am ausführlichsten die Wappenserie im Waffensaal aufgrund der Heraldik Ferdinands I., wobei gerade hier längst obsolet gewordene Erinnerungs- und Anspruchswappen wieder ins Spiel kommen. Man darf sagen, dass die heraldische Ausstattung der Franzensburg geradezu eine Versuchsanstalt für diese Herrschafts- und Staatssymbolik darstellt.

Den Kern der Reichsidee und ihrer Symbolik in der Franzensburg bildete jedenfalls die Identität von Dynastie und Reich. Dabei unterliefen so manche, nicht unbeabsichtigte Paradoxien, die den komplizierten historisch-politischen Sachverhalt gleichsam in der Schwebe hielten. Das Kaiserfenster im Speisesaal aus den Jahren 1822/24 (ein Meisterwerk der für die Franzensburg wiederbelebten Glasmalerei von Ludwig Ferdinand Schnorr von Carolsfeld und Gottlob Samuel Mohn) zeigt den alten Kaiser Franz mit seiner zweiten Gemahlin Maria Theresia und der Jah-

reszahl 1800. Demgemäß erscheint der Kaiser als «Franz der Zweyte»», also anachronistisch in der Zählung des alten Reiches. Die Kronen und Wappen der Habsburgermonarchie rahmen den «Glorien-Zirkel», wie der Kreis der Kinder des Kaiserpaares genannt wurde. Acht Kinder sind dargestellt (vier weitere starben im Kleinkindalter), namentlich Ferdinand und Franz Karl, dann die Töchter, voran Napoleons Gemahlin Marie Louise (zur Zeit der Entstehung des Fensters Fürstin von Parma) sowie die nach Brasilien, Neapel und Sachsen verheirateten Erzherzoginnen. Auch die geistig behinderte Maria Anna fehlt nicht. Nach dem Tod von Maria Theresia (13. April 1807 – sie erlag in ihnem letzten Kindbett einer Rippenfellentzündung) verheiratete Franz sich wiederum mit einer nahen Verwandten, Maria Ludovika, Tochter Ferdinands, eines Sohnes Maria Theresias, der mit der Erbtochter von Modena, Beatrix Maria d'Este, vermählt war. Bei dieser Hochzeit (6. Jänner 1808) wurden in ideologischer Aufrüstung für den Krieg von 1809 altdeutsche Kostüme verwendet, wie es die im Louisenzimmer angebrachten Bilder von Hochzeit und Tafel zeigen. Diese ernste und geistig hochstehende Frau (sie stand mit Goethe in den böhmischen Bädern in fruchtbarer Verbindung) nahm regen Anteil an den Kriegsvorbereitungen und trat als Fahnenmutter für die Landwehr öffentlich in Erscheinung. Das höfische Gesellschaftsleben wurde zu ihrer Zeit stark reduziert und weiter privatisiert, litt sie doch an Tuberkulose. Am Wiener Kongress konnte sie die gesellschaftlichen Verpflichtungen ihrer hohen Stellung kaum mehr erfüllen, sie starb im 29. Lebensjahr kinderlos am 7. April 1816 in Verona. Die Laxenburger Aufenthalte des Kaisers und seiner Familie wurden überhaupt seltener; Erholung suchte der Monarch vor allem auf seinen Gütern im südlichen Waldviertel (Luberegg und Persenbeug). Ansichten aus diesem durch seinen Holzreichtum ökonomisch wichtigen «Donauländchen der k. k. Patrimonial-Herrschaften», Meisterwerke der Landschaftsmalerei auf Glas, sind im Lothringersaal zu sehen (1828/29, von Wilhelm Voertel).

Die Franzensburg wurde nun vollends Dynastie- und Reichsmuseum. Selbstverständlich fehlt nicht ein Porträt der vierten Gemahlin Karolina Augusta von Bayern, einer Tochter von König Maximilian I. Joseph (von Napoleons Gnaden) und Halbschwester von Erzherzogin Sophie, der Mutter Franz Josephs. Sie sollte Franz lange überleben (1792-1873, Vermählung am 10. November 1816, zur Besiegelung der Herstellung des Einverständnisses mit Bayern in der Salzburger Frage; nach ihr ist das Museum Carolino-Augusteum in Salzburg benannt).

Ihren Abschluss erfuhr die Franzensburg mit dem seit 1803 geplanten «Vereinigungsbau», der 1822 bis 1836 ausgeführt wurde. So entstand

zweifellos das älteste «Haus der österreichischen Geschichte» – mit Waffensaal, Habsburgersaal, Ungarischem Krönungssaal und Lothringersaal wurde eine historische Bilanz gezogen. Zweitverwendung fand hier eine Marmorstatuenserie der habsburgischen Regenten der Brüder Strudel aus der Zeit Kaiser Leopolds I., die mit Messerschmidts Maria Theresia ergänzt wurde. Der architektonisch grandiose, elliptische Habsburgersaal schuf einen würdigen Rahmen, schulbuchmäßig ergänzt durch gemalte Geschichtsepisoden. Ursprünglich war eine aus gewaltigen Steinblöcken gefügte Grottenanlage mit bekrönender Stammburg für diese Statuenfolge in Planung.

Im Lothringersaal stellte die Porträtkunst vor allem eines Amerling, Kupelwieser und Waldmüller Kaiser Franz, seine Eltern, Großeltern und die Schar seiner Brüder in einer großartig konzipierten Reihe dar. Der jüngste unter den hier Abgebildeten ist Erzherzog Leopold (1797-1870), Sohn von Franz' Bruder Ferdinand und letzter Großherzog von Toskana, der nach dem Plebiszit von 1860 abdankte, ein letzter Nachhall der intensiven habsburgisch-italienischen Beziehungen in der Franzensburg.

Der Ungarische Krönungssaal dokumentiert ausführlich die Preßburger Krönung Ferdinands noch bei Lebzeiten des Vaters (1830) – ein staatsrechtliches Zugeständnis, das die stets wachsenden Selbständigkeitswünsche der Ungarn freilich nicht dämpfen konnte. Als König Ferdinand V. musste der Monarch 1848 weitgehende Zugeständnisse in der Revolution von 1848 machen, der ungarische Unabhängigkeitskampf wurde anfangs noch in seinem Namen gegen seinen Neffen Franz Joseph geführt.

1837 setzte Carolina Augusta dem verstorbenen Gatten († 2. März 1835) eine monumentale Büste im Park, die noch einmal seine Wesenszüge – Einfachheit, Rückzug von den Staatsgeschäften ins Private, Freude an der Natur, Teilnahme am Leben des Volkes – in der Inschrift zusammenfasst: «CAESARI. VERE. SAPIENTI. QVI. HIS. IN. HORTIS. AB. EO. MIRE. CVLTIS. ALTA. MENTE. REPOSVIT. IMPERII. CAVSSAS. AC. COGNOSCENS. PLANTARVM. ARBORVMQVE. NOMINA. ET. ORIGINES. SANCTA. SVA. SIMPLICITATE. AMOENITATE. LOCI. AC. VOLVPTATIBVS. AGRICOLARVM. SAEPE. DELECTATVS. OBITV. IPSIVS. MOESTISSIMA. CONIVX. CAROLINA. AVGVSTA MDCCCXXXVII». Der verstorbene Kaiser erscheint hier als Steinerner Gast des von ihm begründeten Kaisertums, überzeitlich und supranational als Imperator in antikem Harnisch mit dem Wappen des Kaisertums Österreich.

Ein Bild von Johann Peter Krafft, dem Maler der Schlachten von 1809 und 1813, zeigt den Kaiser, wie er im schlichten Bürgerrock einen Bauern im Kahn zu seiner Franzensburg übersetzt (Episode 1811, Gemälde 1837).

So sollte Kaiser Franz, den Anfeindungen einer neuen Zeit zum Trotz, von der Nachwelt gesehen werden. Auch ein Bild von dem Biedermeiermaler Peter Fendi hält eine Anekdote in diesem Sinn fest: Der kleine Kaiserenkel Franz Joseph (damals Erzherzog Franz) will einem Wache stehenden Grenadier ein Trinkgeld zukommen lassen, doch darf sich der Soldat im Dienst nicht rühren. So hebt der Großvater den Kleinen hoch, damit er einen Bankozettel in die Patronentasche stecken kann (gemalt 1836).

Franz' Sohn und Nachfolger Ferdinand I. (1793-1875) schätzte Laxenburg, wo er die Sommer seiner Kindheit zugebracht hatte, sehr. Ihm und seinen technologischen Interessen zuliebe wurde 1844 eine Flügelbahn für Pferd- und Dampfbetrieb von Mödling nach Laxenburg in nur sechs Monaten erbaut. Das Bahnhofgebäude in neogotischem Stil steht noch als Denkmal österreichischer Eisenbahngeschichte (Personenverkehr bis 1932). Ferdinand «der Gütige» war, nach heutigen Begriffen, mehrfach behindert, und man wusste, dass seiner Ehe keine Kinder entstammen würden. Dennoch musste er alle Staatsakte und Krönungen, besonders feierlich im Lombardo-Venetianischen Königreich zu Mailand 1838, über sich ergehen lassen. Für ihn regierte die Staatskonferenz unter der tatsächlichen Leitung des Staatskanzlers Fürst Metternich. Die Hochzeit wurde am 27. Februar 1831 in aller Stille in der Schönbrunner Schlosskapelle gefeiert. Kaiser Franz soll angesichts des Brautpaares gemurmelt haben: «... daß Gott erbarm'». Auch dies war wieder eine Verwandtschaftsehe mit besonderer Rücksicht auf die italienischen Beziehungen der Monarchie. Die Braut Maria Anna (1803-1884) war die Tochter König Victor Emanuels I. von Sardinien-Piemont und als Emigrantenkind in Rom geboren. Ihre Mutter Maria Theresia von Modena d'Este war eine Schwester Maria Ludovikas, der dritten Gemahlin des Kaisers Franz. Napoleon Bonapartes Erfolge in Oberitalien hatten die Brüder Karl Emanuel IV. (reg. 1796-1802, † 1819) und Victor Emanuel I. (reg. 1802-1821, † 1824) aus Turin nach Cagliari vertrieben. Mit den drei Brüdern, zuletzt Karl Felix (reg. 1821-1831) endete die Hauptlinie des Hauses Savoyen. Karl Albert/Carlo Alberto aus der Linie Carignano griff nach der Macht in den politischen Wirren, die das von der politischen und kirchlichen Reaktion beherrschte Königreich erschütterten. So hatte die Ehe der frommen, unschönen, doch äußerst gutherzigen Maria Anna die Funktion einer Kundgebung des Interesses Österreichs an guter Nachbarschaft in Oberitalien. Nur noch eine Ruine ist heute das Baudokument dieser Verbindung, der zierliche Pavillon auf der Marianneninsel (1840/41), in dem einst römische Mosaiken (Theseusmosaik aus Salzburg, heute Kunsthistorisches Museum Wien) untergebracht waren. Es sei noch erwähnt, dass für Ferdinand in der Nachfolge des

Fischerdörfels zunächst ein rustikales Schweizer Dörfel projektiert war. Dies sollte sowohl auf die Ursprünge der Dynastie (mit der Darstellung von Schillers *Graf von Habsburg*-Szene in der Franzensburg präsent) hinweisen wie auf die Tugenden des einfachen Volkes. Schon der junge Erzherzog Johann hatte ja beim Schönbrunner Tiergarten ein Schweizer Haus errichtet (später Tiroler Hof) – dergleichen Anspielungen auf das freie Volk der Schweizer (ebenfalls durch Schillers *Wilhelm Tell* geformt) hatten jedoch ihre Bedenklichkeiten.

Die Geschichte der kaiserlichen Hofhaltung in Laxenburg endete erst mit dem Ende der Monarchie, als die Franzensburg längst nur mehr ein Ziel für Sonntagsausflügler war, dem man nachsichtig lächelnd nostalgischen Respekt zollte. Von Franz Josephs und Elisabeths Kindern wurden Gisela (15. Juli 1856) und Kronprinz Rudolf (21. August 1858) in Laxenburg (Blauer Hof) geboren. An Elisabeths Lebensstil erinnert noch ein schmucker hölzerner Frühstückspavillon auf der Terrasse. Das Laxenburger Manifest nach der verlorenen Schlacht von Solferino beendete 1859 die Ära des Neoabsolutismus. Knapp vor dem Ende der Monarchie streifte die Weltgeschichte Laxenburg. Hier fand das heimliche Treffen Kaiser Karls I. mit Sixtus von Parma statt, aber auch mit Kaiser Wilhelm II. (6. Juli 1917) vor dem Hintergrund dieser verunglückten Friedensaktion. Die jahrhundertelange habsburg-österreichische Geschichte, die in der Franzensburg ihr zugleich authentisches und skurriles Denkmal gefunden hat, gelangte hier an das Ende ihres Weges. Als das älteste Museum dieser Geschichte gibt die Franzensburg ihren Besuchern einen tiefen Einblick in jene widerspruchsvolle Zeit des Umbruchs, der unsere moderne Welt entstammt.

3. *Schlussthesen und Perspektiven: Gibt es einen franziszeischen Stil?*

Eine sich vielfach an ein breites Publikum wendende Geschichtsschreibung und dynastiehistorische Publizistik und Belletristik sowie eine Reihe von Großausstellungen haben die Vorstellung von einem maria-theresianischen, josephinischen, franzisko-josephinischen Zeitalter, ja einer Epoche Elisabeths/Sisis im historischen Bewusstsein von Österreich allgemein verankert. Auch von einer maximilianischen, leopoldinischen oder karolinischen (Karl VI.) Epoche zu sprechen, wird wohl problemlos verstanden werden. Anders die ebenso lange wie widerspruchsvolle Regierungszeit des Kaisers Franz, die mit den politischen Begriffen der Reaktion, Restauration und – die Entwicklung nach Franz antizipierend – als Vormärz bezeichnet wird.

Kulturhistorisch hat sich der vielfach inflationär gebrauchte Biedermeier-Begriff der Epoche bemächtig, wobei das ursprüngliche kritische Potential – die Fehlentwicklung des Biedermannes vom aufgeklärten, mündigen Bürger zum angepassten Untertanen, eben Biedermeier – verloren ging. Der Entstehungsprozess eines loyalen Staatsbürgertums war in Österreich schwierig und vielfach gehemmt. Die Epoche war ja nicht nur die Zeit zwischen den politischen und sozialen Revolutionen von 1789, 1830 und 1848, sondern eine Zeit revolutionärer Umgestaltung der europäischen Gesellschaften durch die wissenschaftliche, technische, industrielle und ökonomische Revolution.

Hof und Dynastie blieben von diesem Prozess der Verbürgerlichung im Zuge des Abbaus der feudalen Privilegienordnung nicht verschont. Der maria-theresianische Verwaltungsstaat öffnete sich dem «Publikum» im weitesten Sinn des viel gebrauchten Wortes. Das Volk, bzw. die vielen Völker der Monarchie sollten unter dem Dach des Hauses Österreich vereint werden. Für geheime Haus-, Hof- und Staatsaktionen war das vom Trubel der Residenz abgerückte, intime Laxenburg schon seit langem ein idealer Ort. Staatskanzler Kaunitz hatte nicht nur in Schönbrunn, sondern (bezeichnenderweise wenig bekannt) auch in Laxenburg ein gut eingerichtetes Palais. Mit dem Regierungsstil änderte sich der Stil des Hofes: Bürgerliche Familientugenden, gestützt auf Bildung und Besitz, dazu Einfachheit eines soliden Lebensstils wurden Leitwerte, welche die Dynastie exemplarisch vorlebte. Die Ausstellung *Biedermeier – Die Erfindung der Einfachheit*, die 2006/07 in Milwaukee, in der Wiener Albertina, im Deutschen Historischen Museum Berlin und im Pariser Louvre gezeigt wurde, hat diese Tendenz gerade am Beispiel des Ambiente des Kaisers Franz zu zeigen versucht.

Kann aus einer Analyse der Franzensburg, der persönlichsten Schöpfung des Monarchen mit und für seine Familie, eine Stilbezeichnung abgeleitet werden? Romantischer, aus Spolien vielfach eklektisch kombinierter Historismus wurde stets als Hauptmerkmal hervorgehoben. Vor dem strengen und methodisch die europäische Kunstgeschichte rezitierenden Historismus der Neo-Stile des 19. Jahrhunderts entstand hier ein Capriccio, das den konservativen Tenor mit modernem Stilpluralismus instrumentiert. Franz ließ freilich nicht nur in «Laxenburger Gotik» bauen, sondern zur Repräsentation in monumental-heroischem, dorischem Klassizismus (Äußeres Burgtor, Theseustempel im Volksgarten) sowie in einem österreichisch adaptierten Empire (Zeremoniensaal der Hofburg). Diese klassizistische Grundtendenz entwickelte sich zum ärarischen, nüchtern-zweckmäßigen Stil der Amtsbauten eines Paul Sprenger, den die

Erfolgswelle des Historismus aus dem Gedächtnis der Kunstgeschichte tilgte. Für den familiären und privaten Wohn- und Lebensstil des Kaisers sind die Milieus der Kurstadt Baden, die Joseph Kornhäusel architektonisch gestaltete, sowie der Schlösser von Luberegg und Persenbeug im «Donauländchen» noch zu erforschen.

Unbeschadet aller äußerlichen Stilmanifestationen blieb der gute Kaiser Franz ein autoritärer Absolutist; unter seiner väterlichen Fürsorge sollte es zufriedene Untertanen, nicht selbständig denkende Staatsbürger geben. Das paternalistische Bild der Familie wurde auf Staat und Gesellschaft übertragen. Adalbert Stifters «Nachsommer» ist eine merkwürdige, retrospektive Utopie dieses Konzepts, das – über Franz hinaus – auf die Integration des aufsteigenden Bürgertums zielte.

Kann es für diese Widersprüche eine Stilbezeichnung geben? «Franziszeisch» ist im historischen Diskurs bisher eher ein Fremdwort geblieben, dessen altväterischer Klang unwillkürlich an Herzmanovsky-Orlando, wenn nicht gar an Musils Kakanien oder Joseph Roths Habsburgermythen erinnert. Allenfalls spricht man von der «franziszeischen» Bürokratie (mit dem Kaiser als allerhöchstem, freilich überfordertem Hofrat – Metternichs Wort vom «Aktenbohrer»!) und anerkennt damit die vielleicht bedeutendste Leistung der Staatsverwaltung dieser Epoche, den Franziszeischen Kataster, ohne den die Grundentlastung von 1848 nicht hätte durchgeführt werden können.

Für die Erforschung der habsburgischen Höfe als eines soziokulturellen Phänomens hohen Ranges könnte der Stilbegriff «franziszeisch», wie wir am Beispiel der Franzensburg sahen, diskursfähig sein. Selbstverständlich sind damit die Gemahlinnen des Kaisers mitgemeint, ebenso wenig darf auf die vielfach divergierenden und differenzierten Positionen und Lebensräume der Brüder des Kaisers, vor allen Karl (Albertina, Weilburg) und Johann (Seebenstein-Thomasberg, Brandhof, Graz, Stainz), vergessen werden. Die Anachronismen und Aporien, die den schwierigen Weg der Habsburgermonarchie in die moderne bürgerliche Welt begleiten, wurzeln in dieser franziszeischen Übergangsperiode.

Literaturhinweis

Zur Franzensburg und zur Geschichte von Laxenburg: Der schon seit Jahren angekündigte Band zur Bau- und Kunstgeschichte der Franzensburg in den «Forschungen zu Laxenburg» ist noch nicht erschienen. Siehe zu Franzensburg und Laxenburg (großteils mit Angabe älterer Literatur):

BEETZ W., *Laxenburg. Ein Führer durch das Schloß und den Park*, Wien 1926.

BROCK A., *Das Haus der Laune im Laxenburger Park bei Wien. Studien zu Phänomenen der Frühromantik* (Europäische Hochschulschriften XXVIII/262), Frankfurt a.M. u.a. 1996.

BÜRGLER A., *Zur Identifikation der Marmorstatuen der Brüder Strudel im Prunksaal der Nationalbibliothek in Wien und im Habsburgersaal der Franzensburg in Laxenburg*, in «Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege», 2001, S. 43-58.

DAVID S., *Laxenburg. Seine kulturelle Funktion*, phil. Dissertation Wien, 1964.

FIGLHUBER H.R., *Mödling-Laxenburg. Flügelbahn mit Kaiserbahnhof* (Internationales Archiv für Lokomotivgeschichte, 39), Wien 1989.

Franzensburg (Die). Ein Führer durch Geschichte und Gegenwart, Laxenburg 1998.

HÁJOS G., *Romantische Gärten der Aufklärung. Englische Landschaftskultur des 18. Jahrhunderts in und um Wien* (Studien zu Denkmalschutz und Denkmalpflege, 14), Wien - Köln 1989.

– *Historische Gärten in Österreich*, Wien - Köln 1993.

– (Hrsg.), *Der malerische Landschaftsgarten in Laxenburg bei Wien* (Forschungen zu Laxenburg, 1), Wien - Köln - Weimar 2006.

HANZL-WACHTER L., *Der Rittergau im kaiserlichen Schlosspark zu Laxenburg. Privates Vergnügen und Denkmal einer Dynastie*, in «Die Gartenkunst», 2, 2001, S. 233-253.

– *Die Franzensburg in Laxenburg. Vom Gartenhaus in Gestalt einer gotischen Burgveste zum dynastischen Denkmal*, in «ARX. Burgen und Schlösser in Bayern, Österreich und Südtirol», 1, 2001, S. 3-8.

HÄUSLER W., *Die Franzensurg. Ein Führer zu ihrer Geschichte und Kunst*, Wien - München 1992[2].

– *Die Franzensburg/Laxenburg* (Schnell Kunstführer, 2617), Regensburg 2006.

IVANOVA E., *Speisesaaltrakt und Dianentempel in Laxenburg. Architektur und malerische Dekoration*, Diplomarbeit Wien, 1997.

KABELE D.-K., *Die Ortsgeschichte von Laxenburg zur Zeit Maria Theresias*, Diplomarbeit Wien, 1998.

KRÄFTNER J. (Hrsg.), *Oasen der Stille. Die großen Landschaftsgärten in Mitteleuropa* (Katalog Liechtenstein Museum), Wien 2008.

Laxenburger Kulturparcours. Ein Führer zu fünfzig historischen Gebäuden und Denkmälern des Ortes, Laxenburg 1996.

LOTSCHAK I., *Das Laxenburger Schlosstheaster. Ein Bau von Nicolò Pacassi*, Diplomarbeit Wien, 2001.

Miller H. - Springer E., *Laxenburg in alten Ansichten*, Budapest - Schwarzach - Laxenburg 2004.

Oehler F., *Geschichte der Herrschaft Laxenburg im Mittelalter und in der frühen Neuzeit*, phil. Dissertation Wien, 1940.

Ottilinger E.B., *Die Holz-Spolien der Franzensburg in Laxenburg*, in «Denkmalpflege in Niederösterreich», 35, 2006, S. 21-23.

Romantische Glasmalerei in Laxenburg (Katalog Ausstellung Österreichische Galerie 1962), Wien 1962.

Sarne B., *Die Kassettendecken der Franzensburg in Laxenburg*, Habil. Schrift Wien, 1956.

Schlosspark (Der) Laxenburg. Ein Führer durch Geschichte und Gegenwart, Laxenburg 1998.

Springer E., *Laxenburg. Chronik – Bilder – Dokumente. Ein Heimatbuch*, Laxenburg 1988.

– *Bilder zur Geschichte Laxenburgs*, Laxenburg 1997.

– *Marktgemeinde Laxenburg* (Schnell Kunstführer, 1687), Regensburg 2002^2.

Suttner M.J., *Laxenburg 1683-1740. Kaiserresidenz-Adelssitz-Bauerndorf*, Diplomarbeit Wien, 1992.

Zajicek C., *Das Fischerdörfel in Laxenburg*, Diplomarbeit Wien, 2005.

Zykan J., *Laxenburg*, Wien - München 1969.

Zur Biographie von Kaiser Franz und zur habsburgischen Familien- und Kulturgeschichte seiner Epoche:

Bäuerle A. (Hrsg.), *Was verdankt Oesterreich der beglückenden Regierung Sr. Majestät Kaiser Franz des Ersten?*, Wien 1834.

Bermann M., *Oesterreich-Ungarn im 19. Jahrhundert*, Wien 1884.

Bibl V., *Kaiser Franz und sein Erbe* (Der Zerfall Österreichs, 1), Wien 1922.

– *Kaiser Franz. Der letzte römisch-deutsche Kaiser*, Leipzig - Wien 1937.

Breininger N.-M., *Franz II. (I.) Kindheit, Jugend und Erziehung in Florenz und Wien 1768-1790*, Diplomarbeit Wien, 1994.

Drimmel H., *Franz von Österreich. Ein Wiener übersteht Napoleon*, Wien 1981.

Häusler W., *Versuch über die Einfachheit oder: Die Ordnung der Vielfalt in Politik, Bildung und Kunst der bürgerlichen Gesellschaft*, in *Biedermeier. Die Erfindung der Einfachheit* (Ausstellungskatalog Milwaukee Art Museum, Albertina Wien, Deutsches Historisches Museum Berlin, Louvre Paris), Ostfildern 2006, S. 97-119.

– *Autriche sous le règne de L'empereur Francois Ier, in: Biedermeier. De l'artisanat au design. Vienne et Prague 1815-1830* (Ausstellungskatalog Louvre Paris), Paris 2007, S. 54-59.

Holler G., *Gerechtigkeit für Ferdinand. Österreichs gütiger Kaiser*, Wien 1986.

Langsam W.C., *Franz der Gute. Die Jugend eines Kaisers*, Wien 1954.

MEYNERT H.G., *Kaiser Franz I.*, Wien 1872.

REINALTER H. (Hrsg.), *Jakobiner in Mitteleuropa*, Innsbruck 1977.

RIEDL-DORN C., *Die grüne Welt der Habsburger* (Ausstellung Schloss Artstetten), Wien 1989.

SCHÖNHOLZ F.A. VON, *Traditionen zur Charakteristik Österreichs, seines Staats- und Volkslebens unter Franz I.* (Denkwürdigkeiten aus Alt-Österreich, III/1-2), München 1914.

SÉGUR-CABANAC V., *Kaiser Ferdinand I. als Regent und Mensch*, Wien 1912.

VOCELKA K. - HELLER L., *Die Lebenswelt der Habsburger. Kultur- und Mentalitätsgeschichte einer Familie*, Wien 1998.

WEISSENSTEINER F., *Frauen auf Habsburgs Thron. Die österreichischen Kaiserinnen 1804-1918*, Wien 1998.

Zur historischen Situation und politischen Symbolik der Übergangsepoche von 1804-1806:

FILLITZ H., *Die österreichische Reichskrone und die Insignien des Kaisertums Österreich*, Wien - München 1973[2].

GALL F., *Österreichische Wappenkunde. Handbuch der Wappenwissenschaft*, Wien 1996[3].

HÄUSLER W., *Das österreichische Kaisertum von 1804 und seine Bedeutung für das Staats- und Reichsproblem der Habsburgermonarchie*, in J. POKORNY - L. VELEK - V.-A. VELKOVÁ (Hrsg.), *Nationalismus, Gesellschaft und Kultur in Mitteleuropa im 19. und 20. Jahrhundert. Festschrift für Jiří Kořalka zum 75. Geburtstag*, Praha 2007.

Kaisertum Österreich 1804-1848 (Katalog der Ausstellung Schallaburg – Kataloge NÖ Landesmuseum, NF 387), Bad Vöslau 1996.

MAZOHL-WALLNIG B., *Zeitenwende 1806. Das Heilige Römische Reich und die Geburt des modernen Europa*, Wien - Köln 2005.

MRAZ G., *Österreich und das Reich 1804-1806. Ende und Vollendung*, Wien 1993.

RUMPLER H., *Eine Chance für Mitteleuropa. Bürgerliche Emanzipation und Staatsverfall in der Habsburgermonarchie. Österreichische Geschichte 1804-1914*, Wien 1997.

SRBIK H. VON, *Die Schicksalsstunde des alten Reiches. Österreichs Weg 1804-1806*, Jena 1937.

TELESKO W., *Geschichtsraum Österreich. Die Habsburger und ihre Geschichte in der bildenden Kunst des 19. Jahrhunderts*, Wien u.a. 2006.

Zu den habsburgisch-italienischen Verwandtschafts- und Kulturbeziehungen:

ANDICS H., *Die Frauen der Habsburger*, Wien 1999.

BENEDIKT H., *Kaiseradler über dem Apennin. Die Österreicher in Italien 1700 bis 1866*, Wien - München 1964.

DE FRANCESCO A. - CUOCA V., *Essai historique sur la révolution de Naples* (Bibliothèque italienne, 11), Paris 2004.

FRELLER T., *Emma Hamilton. Nelsons dunkler Engel*, Ostfildern 2006.

GRAMM E., *«Der unglückliche Mack». Aufstieg und Fall des Karl Mack von Leiberich*, phil. Dissertation Wien, 2008.

HELFERT J.A. VON, *Königin Karolina von Neapel und Sicilien im Kampfe gegen die französische Weltherrschaft 1790-1814*, Wien 1878.

– *Fabrizio Ruffo. Revolution und Gegenrevolution von Neapel November 1798 bis August 1799*, Wien 1882.

– *Maria Karolina von Oesterreich, Königin von Neapel und Sicilien. Anklagen und Vertheidigung*, Wien 1884.

IMBRUGLIA G., *Naples in the Eighteenth Century. The Birth and Death of a Nation State* (Cambridge Studies in Italian History and Culture, 17), Cambridge 2000.

JORDAN A., *Lady Hamilton*, Gütersloh 1971.

RICE J.A., *Empress Marie Therese and Music at the Viennese Court 1792-1807*, Cambridge 2003.

SINOUÉ G., *Das Leben der Lady Hamilton*, München 2003.

SONTAG S., *Der Liebhaber des Vulkans. Roman*, Frankfurt a.M. 2007.

Storia d'Italia, Bd. 7 und 8, Milano 1959-1964.

Storia della società Italiana, Bd. 12 und 13, Milano 1985-1989.

TAMUSSINO U., *Des Teufels Großmutter. Eine Biographie der Königin Maria Carolina von Neapel-Sizilien*, Wien 1991.

WANDRUSZKA A., *Österreich und Italien im 18. Jahrhundert*, Wien 1963.

WEISSENSTEINER F., *Die Töchter Maria Theresias*, Wien 1994.

Finito di stampare nel luglio 2010
dalle Arti Grafiche Editoriali Srl, Urbino